HANS WEINERT

ENTSTEHUNG DER MENSCHENRASSEN

Entstehung der Menschenrassen

Von

Dr. Hans Weinert

o. Professor für Anthropologie
Direktor des anthropol. Instituts der Universität Kiel

Mit 184 Einzelabbildungen und 7 Rassenkarten



1 · 9 · 3 · 8

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart

A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw

Vorwort

Der Titel heißt „Entstehung der Menschenrassen“, nicht Rassenentstehung; das wäre etwas Theoretisches. Hier soll aber versucht werden, die vorhandenen Tatsachen für das Problem, wie die Menschenrassen entstanden sind und sich dann weiter entwickelt haben, nutzbar zu machen. Es ist also nicht Zweck des Buches, die Rassen als solche zu beschreiben; das kann ja heute nach vielen einschlägigen Werken als bekannt vorausgesetzt werden.

Ausgegangen wurde von der Vorstellung, die bewohnte Erde als einen Länderblock aufzufassen, der aus gleichmäßigen geologischen Schichten aufgebaut ist. Für jede rassengeschichtliche Epoche wird dann ein Horizontalschnitt durch den Block gelegt und festgestellt, was für Menschenrassen sich auf jeder Zeitschicht befinden. Das kann natürlich nur geschehen an vorgeschichtlichen und fossilen Menschenresten, die als Zeugen des Werdeganges der Menschheit und ihrer Rassenbildungen in unsere Hände gekommen sind. Diese vorliegenden Tatsachen sind je nach Anschauung spärlich oder reichlich vorhanden; spärlich, wenn man übersieht, was man wirklich in der Hand hat; reichlich, wenn man bedenkt, wieviel man überhaupt erhalten kann.

Danach wird versucht, den rassischen Zusammenhang zwischen aufeinanderfolgenden Schichten zu erkennen oder abzulehnen, und so bis zur obersten Schicht zu gelangen, die als Ergebnis aller Rassenbildungen die heutigen Rassen trägt. Es sollte dadurch vermieden werden, allzu viel über urtümliches Rassengeschehen — wie Wanderungen, Verschiebungen oder Überschichtungen — und Rassenvergehen zu spekulieren. Daß wir die logisch aufbauende Phantasie auch dabei nicht ausschließen können, liegt an der Vieldeutigkeit des Materials und ist schließlich wohl das Vorrecht jeder biologischen Forschung.

Erschwert wird die Arbeit dadurch, daß sich vieles zeitlich und morphologisch verschieden deuten läßt. Man ist deshalb auch nicht in der Lage, mit den eigenen Ansichten immer überzeugen zu können; es wird mancher Anlaß gegeben sein zu kritischer Stellungnahme.

Aber das wäre kein Grund, eine Arbeit gar nicht zu beginnen, die doch einmal angestellt werden muß, um durch weitere Forschungen auch auf diesem Gebiete der Rassenkunde zu neuen Erkenntnissen zu kommen.

Kiel, im Herbst 1937. Hans Weinert

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung

Von einem deutschen Anthropologen wird berichtet, er habe seinen Fachgenossen einmal in gehobener Stimmung gesagt: „Ich fühle mich als König und werfe Euch meine Ideen hin; Ihr seid die Kärrner und könnt ja untersuchen, ob die Ideen richtig sind". Das war Hermann Klaatsch. Und wer sich mit Anthropologie je befaßt hat, der weiß, wie sehr dieser Ausspruch auf die Forschungen und Darstellungen von Klaatsch zutrifft.

Es ist richtig, daß ohne Phantasie auch ein Vordringen in bisher unerforschtes wissenschaftliches Neuland nicht möglich ist. Aber zu der königlichen Arbeit, phantasiereiche Ideen zu haben, gehört auch die Kärrner-Fron, die Richtigkeit der Ideen an greifbaren Tatsachen nachzuprüfen. Das gilt um so mehr, wenn es sich bei den in Frage kommenden Arbeiten nicht um reine theoretische Erkenntnis handelt, sondern, wenn es notwendig ist — sogar von Staats wegen — die praktische Nutzanwendung daraus zu ziehen.

So geht es wohl heute mit der Rassenkunde. Eugen Fischer prägte zuerst den Satz, daß wir jetzt nicht mehr schlechthin Anthropologie treiben, sondern Anthropo-Biologie. Wir sind uns also klar darüber, daß anthropologische Forschung nicht mehr mit der Arbeit am toten Knochenmaterial erschöpft werden kann. Anthropologie ist Menschheitskunde, und was wir damit untersuchen, das ist Leben; so lebendig, wie es uns auf keinem anderen Gebiete berühren kann. Handelt es sich doch um uns selbst; und wenn heute statt Anthropologie vielfach und mit gutem Recht Rassenkunde gesagt wird, so liegt darin gleich ausgedrückt die Richtung, in der sich moderne Forschung bewegt.

Ich habe in allen früheren Arbeiten immer darauf hingewiesen, daß das, was heute in der Öffentlichkeit endlich — insbesondere durch das Verdienst H. F. K. Günthers — allen zum Bewußtsein gekommen ist, im wesentlichen eine Rassenkunde der vorliegenden Gegenwart ist. Wir haben in der Erkenntnis, daß auch die Art Mensch, die wir unter dem Sammelnamen „Homo sapiens" zusammenfassen, in verschiedene Gruppen unterteilt ist, natürlich schon immer von Unterarten oder Rassen der Menschheit gesprochen. Insofern ist also auch die Rassenkunde nichts Neues gegenüber der Anthropologie. Es war selbstverständlich, daß sich mit der Erforschung dieser Unterabteilungen der Art auch die alte Wissenschaft befaßt hat. Es mag aber wohl zutreffen, daß die Generation vor uns mehr von dieser Erkenntnis Gebrauch gemacht hat als die Zeit nach dem Kriege, die lieber von

der Gleichartigkeit aller Menschen sprach. So mußten auf diesem Boden Günther's Arbeiten für viele etwas scheinbar gänzlich Neues sein, und der nationalsozialistische Staat kam bei uns zur rechten Zeit, um diese wiedererweckte Rassenkunde mit Einführung tatbewußter Rassenhygiene zum Wohle des Volkes zu verwenden.

Das Rassenbild der heutigen Zeit, das ja besonders für Europa bekannt geworden ist, braucht aber zu seiner Berechtigung den Nachweis der Rassenentstehung. Rasse ist etwas Ererbtes; eine Rasse umfaßt eine Gruppe von Menschen, die durch gemeinsame Erbmerkmale miteinander verbunden sind und sich durch diese Merkmale von anderen Gruppen unterscheiden. Sie haben das, was sie als Rasse gegenüber anderen kennzeichnet, von Generation zu Generation aus ihrem Ahnenstamm übernommen. Und wenn wir also eine Menschengruppe als „Rasse“ bezeichnen, so legen wir damit unausgesprochen die Behauptung zugrunde, daß ihre Rasseneigentümlichkeiten als Erbgut etwas Gewordenes darstellen; und wir wissen mit ziemlicher Sicherheit heute, wie solche Merkmale weitergegeben werden. Mag uns auch noch manches im genaueren Hergange unklar sein und späterer Erforschung vorbehalten bleiben, fest steht auf jeden Fall, daß nur das, was mit den Erbkörperchen in unseren Keimzellen von den Eltern den Kindern körperlich übergeben wird, als Erbgut und damit als Rassenmerkmal angesprochen werden kann. Wenn wir also irgendwo auf der Erde eine Menschengruppe als Rasse bezeichnen, dann müßten wir damit in der Lage sein, auch den Erbgang ihrer Rassenmerkmale dorthin zurückzuverfolgen, wo einmal die Ausbildung dieser Sonderheiten vor sich ging.

Mit dieser Ausdrucksweise ist wohl deutlich gesagt, daß eine derartig aufgefaßte Rassenbiologie noch lange Zeit ein unerfüllbarer Wunsch bleiben wird. Wenn ich mich nicht selber gegen das „Ignorabimus“ so oft gewandt hätte, ich glaube, die Vollendung dieser Rassenforschung möchte man doch bezweifeln. So könnte dieses Buch vielleicht mit wenigen Zeilen enden. Aber es wäre nicht Forscherart, wenn man aus Furcht vor dem „Ignorabimus“ etwas nicht erst beginnen wollte, was wenigstens teilweise zu lösen ist. Und wenn wir den Erfolg so mancher neuen Wissenschaft — ich denke an die Vererbungslehre — binnen weniger Jahre oder Jahrzehnte betrachten, können wir damit rechnen, daß auch der Rassen-Stammesgeschichte eine Aufklärung beschieden sein wird, die wir nach unseren heutigen Kenntnissen noch nicht für möglich halten.

So ist dieses Buch andererseits auch eine Programmschrift, die ganz unvoreingenommen das zusammenstellen will, was wir bereits als „Wissen“ verzeichnen können und was daneben noch zu tun übrigbleibt.

Es war zu Anfang gesagt worden, daß unsere Rassenkunde heute noch in der Hauptsache ein Gegenwartsbild ist, aufgestellt nach den Merkmalen; die rein äußerlich, aber körperlich wie geistig, die Menschen unterscheiden.

Man hat bei dieser gefühlsmäßigen Einteilung wohl zunächst nicht an das Problem der Vererbbarkeit dieser Eigenschaften gedacht oder stillschweigend die Vererbung angenommen. Und unsere Vererbungslehre ist trotz aller ungeheuren Erfolge, die sie in ganz kurzer Zeit gehabt hat, doch noch so jung, daß für diese Untersuchungen ein Arbeitsfeld übrig bleibt, das mit jedem Ergebnis eigentlich nur noch größer wird. Aber andererseits ist diese Wissenschaft auch alt genug, um Methode und Wege zu wissen, um Erbtes von äußerlich Erworbenem zu trennen. Was die Natur dem Erforscher menschlicher Vererbungsgänge an Schwierigkeiten in der Materialverarbeitung in den Weg legt, das hat sie andererseits auch dadurch wieder gut gemacht, daß sie der Menschheit die Zwillinge gab. Die Zwillingsforschung, die in wenigen Jahren — besonders durch die Ergebnisse, die von Verschuer uns mitteilen konnte — uns die Mittel an die Hand gab, eineiige und zweieiige Zwillinge beim Menschen zu erkennen, lieferte dadurch auch die Handhabe, Erbeigentümlichkeiten von Umweltseinflüssen zu unterscheiden.

Es wird ja heute auch gegen die Ergebnisse der Zwillingsmethode für die Erbforschung Einspruch erhoben. Soweit diese Einwände sich auf psychologische Untersuchungen beziehen, werden sie insofern Recht haben können, als manche psychische Bewertungen sehr vom Urteil des Untersuchers abhängen mögen. Aber auf die qualitativ und quantitativ erfaßbaren körperlichen Unterschiede, die uns trotz verschiedener Umweltswirkung die überragende Gleichmäßigkeit eineiiger Zwillinge gegenüber den zweieiigen zeigen, wird man die Kritik nicht ausdehnen dürfen. Es ist aber selbstverständlich, daß eine klare Aufstellung aller notwendigen Ergebnisse in so kurzer Zeit unmöglich ist. Wir werden also gar nicht so ohne weiteres in der Lage sein, Besonderheiten, die uns am Menschen als Rassenmerkmale auffallen, immer als Erbmerkmale nachzuweisen. Andererseits zeigt uns aber gerade die Zwillingsforschung, daß den Einflüssen der Umwelt bei weitem nicht die Wirkung zukommt, die die Zähigkeit des Erbplasmas für die Gestaltung der Menschenformen bedingt.

Es kommt erfahrungsgemäß häufig vor, daß diejenigen, die in berechtigter Begeisterung für die Rassenkunde Schwierigkeiten in der Rassendiagnose gern übersehen, die geringe Bedeutung der Umweltsmodifikationen besonders hervorheben. Die Hauptschwierigkeit in der Kennzeichnung ererbter Rassenmerkmale liegt aber nicht in den stets vorhandenen Umweltseinflüssen, sondern ist im Gange menschlicher Vererbung selbst bedingt. Nur wenige menschliche Rassenmerkmale vererben sich ja so, wie es an den Paradebeispielen der japanischen Wunderblume oder der Erbse allgemein bekannt geworden ist. Was wir beim Menschen gewohnheitsmäßig als ein Merkmal bezeichnen, ist in den weitaus meisten Fällen erst das Zusammenwirken vieler getrennter Erbfaktoren. Dieser Vorgang, die „Polymerie",

schafft im Erbbild der kommenden Generation Erscheinungsbilder, die nicht nur zwischen den Merkmalsgrenzen der beiden Eltern liegen müssen, sondern nach jeder Seite darüber hinausgehen können. Es wird uns dadurch die Möglichkeit genommen, für die kommende Generation vorherzusagen, wie sie sich in dem betreffenden Merkmal verhalten muß. Und für die Rassenstammeskunde ergibt sich daraus die Folgerung, daß man aus dem bloßen Feststellen der Rassenmerkmale auch nicht immer den Weg wieder ergründen kann, auf dem die lebende Generation diese Merkmale bekommen haben muß.

Dieses Hindernis, das die Natur unserer Forschung in den Weg gelegt hat, läßt sich in gewissem Grade dadurch ausgleichen, daß man ein großes Vergleichsmaterial zur Untersuchung heranzieht. Wenn also in einer blondhaarigen Rasse eine einzelne Person eine dunklere Haarfarbe besitzt, so kann sie diese im natürlichen Erbgang auch bei Reinrassigkeit bekommen haben. Es braucht also diese dunklere Farbtönung an sich noch kein Grund zu sein, den Betreffenden als nichtzugehörig oder als Bastard aus der Rasse auszuschließen. Damit bleibt es trotzdem bestehen, daß die Rasse als Ganzes „blondhaarig“ ist.

Es mußten diese Schwierigkeiten, die ich für einen weiteren Leserkreis in „Biologische Grundlagen für Rassenkunde und Rassenhygiene“ schon einmal auseinandersetzte, auch hier kurz noch einmal genannt werden, um einen wichtigen Einwand gegen die kommenden Ausführungen gleich selbst anzuerkennen. Eine zweite Erschwerung soll deshalb auch mit angeführt werden. Sie betrifft das gleichzeitige Auftreten gleicher oder mindestens sehr ähnlicher Rassenmerkmale bei verschiedenen Rassen, die gar nichts miteinander zu tun haben. Es ist heute ja wirklich nicht mehr notwendig, gegen die Idee von der mehrmaligen Menschwerdung auf der Erde Beweismaterial anzuführen. Wenn nun gelegentlich der sogenannte Polygenismus — also die Behauptung, daß die verschiedenen Rassen an verschiedenen Stellen der Erde aus verschiedenen äffischen Ahnen heraus entstanden wären — auch heute noch als eine neue Erkenntnis aufgetischt wird, so ist nach allen vergeblichen Versuchen, diese Hypothese durchzusetzen, doch die Einmaligkeit der Menschwerdung als gesichertes wissenschaftliches Ergebnis wieder so anerkannt, wie es in den ersten Zeiten menschlicher Stammesforschung angenommen war. Auch das braucht hier also nicht erst bewiesen zu werden. Die Art Mensch ist ihrem ganzen Entwicklungsgange nach etwas so Eigenartiges, daß sich die Spuren ihrer Entstehung mit aller Deutlichkeit zu einem Menschheitsstammbaum wieder auswerten lassen. Aber für die Rassenmerkmale gilt das nicht. E. Fischer brachte durch Vergleiche mit Haustieren den Nachweis, daß vieles, was wir heute als menschliches Merkmal bewerten, ebenfalls auf die Einflüsse der

Domestikation, die der Mensch sich selbst mit seiner Kultur schaffte, zurückzuführen ist.

Stirnhöhlen sind ein Merkmal, das die gesamte Menschheit einmal aus menschenäffischen Ahnen heraus auf ihren Entwicklungsweg mitbekam. Krause Haare können auftreten, wo eine Art den Wirkungen des Haustierwesens unterliegt, sei es bei Rindern, Katzen oder Hunden; sei es bei Negern oder Melanesiern.

Wenn wir also, was ja das Nächstliegende ist, das menschliche Erscheinungsbild zur Rasseneinteilung benutzen, dann ist die gleiche Erscheinung noch kein Beweis für stammesgeschichtlichen Zusammenhang. Man mag über das genannte Beispiel der Kraushaarigkeit denken wie man will; der Nachweis, ob die Kraushaarigkeit innerhalb der Menschheit einmalig, monophyletisch, entstanden ist, oder ob sie mehrmals, unabhängig voneinander bei verschiedenen Rassen auftrat, ist heute nicht zu erbringen; wir können deshalb auch ein scheinbar so klares Merkmal nicht zur Rassenverbindung benutzen.

Und dann kommt ein Drittes hinzu, das sich nun einmal aus der Menschheit nicht herausbringen läßt. Die Menschen mögen sich hassen und sich totschlagen, geschlechtlich vermischen sie sich darum doch. Und so hat es Rassenmischung zu allen Zeiten gegeben. Die Erkenntnis der Gefahren, die darin für den Bestand einer hochwertigen Rasse liegen, zeigt uns heute ja in aller Deutlichkeit, wie schwer es ist, diese Rassenabsonderung durchzuführen, die in der Arterhaltung noch natürlich bedingt war. Diese Tatsache ist zugleich mit der beste Beweis, daß die Menschheit als Art einheitlich und einmalig ist. Da eine sichere Abgrenzung von „Rasse" und „Art" niemals ganz möglich ist, so daß es also auch keine genaue Diagnose für Rasse und Art gibt, können wir als eins der besten Unterscheidungsmerkmale doch immer noch das anführen, daß Arten unter natürlichen Verhältnissen unvermischt nebeneinander leben, während die Rassen innerhalb einer Art dauernd fruchtbar sind.

So haben wir also mit der Rassenmischung zu rechnen, und sie erschwert natürlich die Erforschung der Rassenentstehung.

Rassenstammbaum

Wenn wir also die Berechtigung für die Rasseneinteilung der heutigen Menschheit nachweisen wollen, dann müßten wir imstande sein, den Rassenstammbaum wieder herzustellen. Nach den genannten Schwierigkeiten müssen wir uns von vornherein klar darüber sein, daß sich ein eigentlicher Stammbaum für die Rassen, so wie er für die Arten möglich ist, gar nicht aufstellen lassen wird. Trotzdem soll aber dieser Rassenstammbaum versucht werden. Es ist — leider — notwendig, über die Berechtigung solcher Stammbaumaufstellung etwas vorauszuschicken, da man heute leicht den

Vorwurf hört, als wäre die Stammbaumaufstellung eine Spielerei überwundener Zeiten. Stammbäume aber sind zeitlos; sie sind ja weiter nichts als die graphische Darstellung für das, was jede Biologie mit Worten auszudrücken hat. Alles, was durch einen Erbgang geworden ist, muß sich, wenn man den Erbgang kennt, auch darstellen lassen. Und das ergibt das, was hier in weitestem Sinne mit Stammbaum gemeint ist. Damit ist ja gar nicht gesagt, daß phyletische Betrachtungen die gesamte Forschung erschöpfen sollen; es ist selbstverständlich, daß z. B. in der Rassenkunde sehr viele andere Gebiete vorliegen, die ebenso der Forschung wert sind. Aber in der Anerkennung, daß Menschenrassen eine Erbgemeinschaft unter sich verbundener und von anderen getrennter Menschen sind, liegt ja schon begründet, daß diese Wissenschaft erst dann die letzte Berechtigung hat, von „Rassen“ zu sprechen, wenn der Werdegang ihrer Rassen klar ist. Und der Versuch, diesen Entwicklungsgang wiederherzustellen oder nach Möglichkeit herauszuarbeiten, das ist das, was hier mit „Rassenstammbaum“ gemeint ist. Man soll sich auch klar darüber sein, daß bei jedem, der überhaupt fähig ist, wissenschaftlich zu denken, die Frage nach dem Stammbaum unausgesprochen von selber vorliegt, wenn nur das Wort Rasse gedacht ist. Es war deshalb selbstverständlich, daß schon bei der Abfassung meines „Ursprung der Menschheit“ diese Arbeit als Fortsetzung kommen mußte, so wie es damals schon angezeigt war. Inzwischen hat ja E. von Eickstedt uns sein großes Rassenwerk geschenkt. Es heißt sinngemäß „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“, in der Erkenntnis, daß eine Rassenkunde nicht ohne Rassengeschichte möglich ist. Und das, was hier Rassengeschichte genannt wird, ist im Grunde dasselbe, was ich mit dem Rassenstammbaum erstrebe. Es ist also der Versuch, den Werdegang der einzelnen Menschenrassen wieder erkenntlich zu machen; und ich möchte dazu einen Weg einschlagen, der mir schon bei der Niederschrift des „Ursprung der Menschheit“ als einzige Möglichkeit vorschwebte. Bei diesem Wege mußte ich an den Satz denken, der hier an den Anfang gestellt war, an die Kärrnerarbeit, die notwendig ist, um die Idee königlicher Phantasie zu unterstützen.

Man braucht nämlich nicht, wie Klaatsch es sagte, sich für das eine oder andere zu entscheiden. Es mag wohl Menschen geben, die, ob sie wollen oder nicht, doch nur für eins von beiden brauchbar sind. Aber der wäre in der Wissenschaft nicht König, der nicht die Kärrnerarbeit zugleich leisten könnte; und gerade Klaatsch selbst, das sei zur Ehre seines Andenkens gesagt, hat viele kleinliche Kärrnerarbeit geleistet, um seine Gedanken zu unterbauen.

Eine wissenschaftliche Rassenkunde könnte es nicht vertragen, nur von phantasiereichen Ideen gespeist zu werden. Und trotzdem muß die

Phantasie überhaupt einmal die Wege suchen, auf denen nachher sachliche Arbeit einsetzen kann.

Von Eickstedt hat in der Rassengeschichte zuerst von der „Biodynamik“ geredet, indem er die geologischen und geographischen Verhältnisse der Erdoberfläche für das Rassengeschehen der Menschheit in Rechnung zog. Soweit sich aber dieses Geschehen in vorgeschichtlicher Zeit abspielte, bekommt die Phantasie ein um so größeres Betätigungsfeld, je weiter die Zeit zurückliegt und je nebelhafter die Spuren dieser einstigen Ereignisse verschwinden.

Wenn wir über die geologischen Veränderungen Bescheid wissen, müssen wir sie selbstverständlich überhaupt erst einmal als Grundlagen für räumliche Veränderungen in der Menschheitsspaltung benutzen. Es wäre sinnlos, Rassen in einer Gegend zu suchen, von der wir wissen, daß sie zur fraglichen Zeit vom Meer bedeckt gewesen ist. Und ebenso ist es selbstverständlich, daß dort, wo Kontinente durch Ozeane oder Meeresstraßen getrennt waren, vorgeschichtliche Rassenverschiebungen nicht stattfinden konnten, wenn der betreffenden Menschengruppe die Seefahrt noch unbekannt war. Unter Beachtung solcher Handhaben und Möglichkeiten ist über den für die Rassenentstehung verfügbaren Raum manche Schlußfolgerung möglich.

In früheren Arbeiten habe ich die Frage nach dem Ort für die Menschheitsentstehung ausführlich behandelt. Sie läßt sich in gleicher Weise auch für Rassenverschiebungen nutzbar machen. Es kommt sogar hinzu, daß wir für dieses Werden der Rassen in großen Zügen mit einer der heutigen Zeit entsprechenden Teilung von Wasser und Land auf der Erde rechnen können. Auch die Eiszeiten mit ihrer wechselnden Bodenbeeinflussung können ebenso Hypothesen unterstützen. Es liegt aber doch die Gefahr nahe, daß man unter der Annahme geologischer Bedingungen dazu kommt, Möglichkeiten als Tatsachen hinzunehmen. Es ist gar keine Frage, daß die Menschheit seit der Menschwerdung den Trieb zu wandern gehabt hat. Ich habe selbst darauf hingewiesen, daß dieses Ausdehnungsbedürfnis ein eigentümliches Zeichen des erwachenden Menschengeistes sein müßte im Gegensatz zu den räumlichen Bedürfnissen der Menschenaffen. Bei Menschenaffen ist Wandern und Fressen ungefähr dasselbe. Sie fressen beim Wandern und sie wandern, um zu fressen. Wir können aber als sicher annehmen, daß der Mensch schon in seiner frühesten Form aus ganz anderen Bedürfnissen heraus seinen Wohnort wechselte. Mag es der Trieb gewesen sein, unbewußt seine Erkenntnisse zu vermehren, sei es, was ebenso sicher ist, der Zwang, klimatischen Veränderungen auszuweichen oder wandernder Jagdbeute nachzugehen: auf jeden Fall haben vorzeitliche Wanderungen stattgefunden und zur Veränderung der Rassenverteilung auf der Erde beigetragen.

Es liegt nun wohl nahe, daß man auf einer geographischen Karte Höhenzüge findet, Wasserläufe erkennt, die für den Zug einer Menschenhorde oder -rasse Wegweiser sein können; daß Bergtore in der Landschaft auffallen, die als Einfallstor nacheinanderfolgender Menschenschübe gedient haben können. Dadurch entstehen dann Vorstellungen von Rassenwanderungen so plastisch, als sei man selbst dabei gewesen. Solche Deutungen werden sicher etwas Richtiges haben, aber sie sind allein keine Grundlage, um die Herkunft einer Rasse zu beweisen. So selbstverständlich, wie es ist, daß die geographische Gestaltung des Raums auf die Menschwerdung, auf die Rassenspaltung und Rassenverschiebung ihren weitgehenden Einfluß ausgeübt hat, so wenig kann ich doch solchen Spekulationen Beweiskraft einräumen, wenn sie nicht durch andere Anzeichen unterstützt werden. Und solche Hinweise möchte ich nur in Tatsachen suchen, die einfach als gegeben vorliegen und nicht erst einer phantasievollen Deutung bedürfen. Bei dieser Beschränkung enge ich allerdings die uns zur Verfügung stehenden Anzeichen für die Rassenbildung wesentlich ein. Deshalb war anfangs auch gesagt, daß die ganze vorliegende Arbeit in mancher Hinsicht nur eine Programmschrift sein kann. Es wird aber trotzdem nichts schaden, die wirklichen Grundlagen, die bis zur heutigen Zeit bekannt sind, aufzuzeigen und sogleich damit auf das noch Fehlende hinzuweisen.

Unter solchen wirklichen Tatsachen sind natürlich die Reste vom Menschen selbst oder untrügliche Zeichen seiner Anwesenheit in dem betreffenden Raume gemeint. Es wäre erstrebenswert, seit der Menschwerdung Erdkarten anzufertigen, auf denen die Punkte, an denen der Mensch auftritt, eingezeichnet würden. Wenn wir das in verhältnismäßig dicht aufeinanderfolgenden Zeitstufen für alle Teile der jeweils bewohnten Erde mit der Erkenntnis der auftretenden Menschenrassen ausführen könnten, dann wäre damit die Frage nach der Rassengeschichte der gesamten Menschheit gelöst.

Ich möchte also nicht von dem Verteilungsbild der heutigen Rassen ausgehen und bei jeder Rasse nach den vorhergehenden Ahnen und ihren fossilen Resten fragen, weil das ja das ganze Problem auf den Kopf stellen würde, sondern es soll hier gezeigt werden, welche Handhaben uns die Paläontologie des Menschen gibt, um daraus das zu erkennen, was wir heute als Menschen*rassen* bezeichnen.

Das ist eine ganz exakte Arbeit, bei deren Programm man vielleicht die königliche Phantasie zu sehr vermissen könnte. Es sei deshalb schon im voraus gesagt, daß alles, was wir bieten können, heute natürlich noch so lückenhaft ist, daß unserer Phantasie mehr zu tun übrig bleibt, als erwünscht ist. Phantasie muß nämlich da einspringen, wo uns eine rein

sachliche Diagnose fossiler Menschenreste hinsichtlich ihres Zeitalters und ihrer Rassenzugehörigkeit unmöglich ist, und das ist leider sehr oft der Fall.

Für die erste Frage hat die Geologie aufzukommen. Aber auch von ihr kann nicht Unmögliches verlangt werden. Einmal ist die Deutung geo-

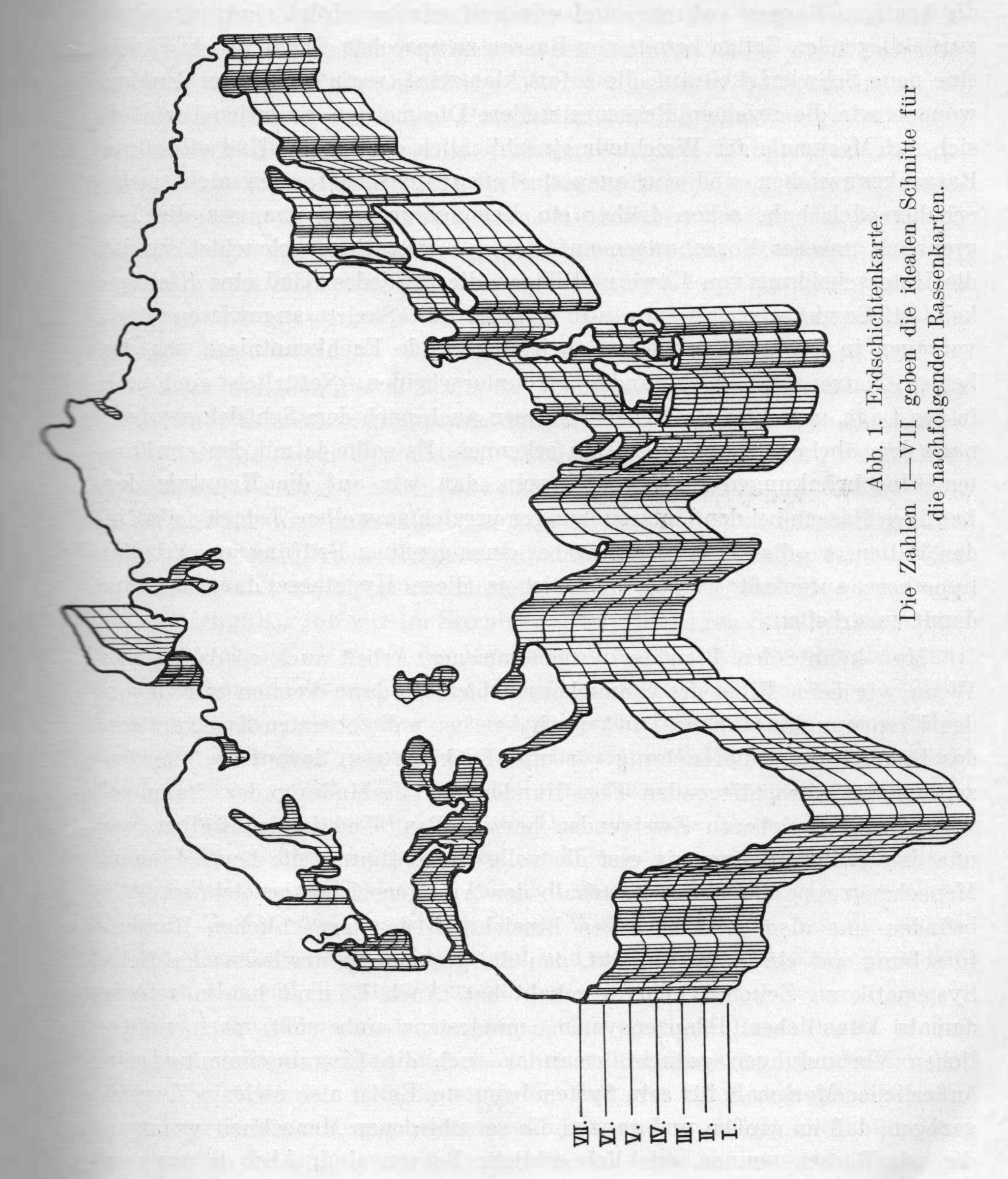


Abb. 1. Erdschichtenkarte. Die Zahlen I—VII geben die idealen Schnitte für die nachfolgenden Rassenkarten.

logischer Ablagerungen, besonders wenn es sich um feinere Unterschiede handelt, zu vielseitig, um bei den wichtigsten Zeitfragen bestimmend zu sein. Und andererseits muß eine Rassendiagnose daran scheitern, daß die

Reste zu unvollständig sind; vor allen Dingen aber daran, daß eine Rassendiagnose ja gerade die Kenntnis der Rassen voraussetzen müßte, die uns noch fehlt und die wir erst ergründen wollen.

Es soll ja erst durch die Untersuchungen festgestellt werden, wann die heutigen Rassen auftreten und wie weit wir berechtigt sind, in weiter zurückliegenden Zeiten bereits von Rassen zu sprechen. Dabei taucht gleich eine neue Schwierigkeit auf, die sofort klar wird, wenn wir daran denken, wonach wir die rezenten Rassen einteilen. Die meisten Kriterien beziehen sich auf Merkmale der Weichteile einschließlich der Haare. Und alle diese Rassenkennzeichen sind von ausgestorbenen Menschenformen nicht mehr erhalten. Ich habe schon früher ein Beispiel genannt, das uns die Begrenzung unserer Forschungen auf diesem Gebiete klar beleuchtet. Es ist die Unterscheidung von Löwe und Tiger, die für jedes Kind eine Kleinigkeit ist. Sowie wir aber nur auf Schädel und Skelett angewiesen sind, versagen in den meisten Fällen auch eingehende Fachkenntnisse, um die beiden Katzenarten voneinander zu unterscheiden. Natürlich sind wir in der Lage, verschiedene Menschenrassen auch nach dem Schädel, weniger nach dem übrigen Körperskelett zu erkennen. Es sollte ja mit den erwähnten Einschränkungen nicht gesagt sein, daß wir auf die Kenntnis der heutigen Rassen bei den Untersuchungen verzichten wollen. Jedoch selbst in den Fällen, wo die Unterscheidung bei einer genauen Prüfung als Arbeitshypothese aufgefaßt werden muß, ist ja diese Hypothese dazu da, um damit zu arbeiten.

Man könnte den Plan der vorgenommenen Arbeit auch so darstellen: Wenn wir beim Bilde des Stammbaums bleiben, dann kennen wir davon den Ursprung des Stammes, und wir haben heute die obersten Zweigspitzen des Baumes zur Untersuchung vor uns. Es käme nun darauf an, aus den zeitlich dazwischenliegenden Fossilfunden die Verbindung der Stammeswurzel mit den oberen Zweigenden herzustellen. Und in den Fällen, wo uns das gelingt, hätten wir erst die volle Berechtigung, die heute lebende Menschengruppe als Rasse innerhalb der Art Mensch zu bezeichnen. Wir befinden uns also gewissermaßen hinsichtlich der menschlichen Rassenforschung auf einem Standpunkt, den die gesamte naturwissenschaftliche Systematik zu Zeiten Linnés gehabt hat. Auch Linné hat in seinem damals künstlichen Pflanzensystem, mindestens unbewußt, nach natürlichen Verbindungen gesucht, wenn er auch die Übereinstimmung rein äußerlicher Merkmale für sein System benutzte. Es ist also nicht in Zweifel gezogen, daß im großen und ganzen die verschiedenen Menschheitsgruppen, die wir Rassen nennen, wirklich erbliche Rassen sind. Aber je genauer unsere Rasseneinteilungen gemacht werden, um so ungenauer müssen sie auch wieder sein, so daß also wirklich für manche Unterteilungen nicht mehr Wert als der einer Arbeitshypothese übrigbleiben muß. Daß das

gerade für den uns am meisten interessierenden und damit für uns wichtigsten Teil zutrifft, nämlich für die Rassen Europas, ist natürlich begründet und ja auch schon oft genug betont worden.

Wenn wir in der angegebenen Weise in unserer Arbeit vorgehen, daß wir die fossilen Menschenreste als Meilensteine auf den Wegen vom Menschheitsursprung bis zu den heutigen Rassen benutzen, dann ergibt sich daraus sehr bald die Frage nach dem Alter der heutigen Rassengruppen. Es ist das Problem, ob in langer Parallelentwicklung alle Zweige auf einen sehr frühen Abzweigungspunkt vom gemeinsamen Hauptstamm zurückgehen. Im äußersten Fall würde die Bejahung dieser Frage zum Polygenismus der gesamten Menschheit führen. Mit anderen Worten, die parallelen Rassenzweige würden soweit in der Ahnenreihe zurückreichen, daß der Übergang vom Menschenaffen zum ersten Früh- oder Affenmenschen noch auf diesen Einzelzweigen steht. Es war bereits gesagt, daß das nach allen heutigen Kenntnissen n i c h t der Fall sein kann.

Es ist hier kein Platz, das noch einmal wieder auszuführen. Ich habe es nicht nur in meinem „Ursprung der Menschheit“ gebracht, sondern auch in den „Biologischen Grundlagen“ zurückgreifend noch einen Punkt hervorgehoben, der in der ersten Beweisführung nicht so betont worden war. Es ist der für uns ganz klar ersichtliche Umstand, daß der heutige Zustand des menschlichen Körpers durchaus nicht notwendig ist, um das Menschsein und die Menschwerdung erklärlich zu machen. Es ist für uns ganz gleichgültig, ob wir im Stirnbein die lufthaltigen Stirnhöhlen haben oder nicht, ebenso ob wir in der Handwurzel 8 oder 9 Knöchelchen besitzen; es macht gar nichts aus, ob die Hauptschlagadern am Aortenbogen dicht zusammenstehen oder weiter auseinandergerückt entspringen; wir würden Menschen auch dann, wenn die männlichen Samenfäden um einige tausendstel Millimeter größer wären oder kleiner, oder wenn unser Blutserum sich nicht so eigenartig spezialisiert hätte. Daß alle diese Eigenschaften auf die Menschheit so übertragen worden sind, wie wir sie heute nachweisen können, findet seine Erklärung lediglich darin, daß bereits e i n menschenäffischer Vorfahrenstamm sie in dieser Weise ausgebildet hat. Sie waren bei der Menschwerdung nicht störend und sind in strenger Erblichkeit der gesamten Menschheit mitgegeben worden.

Wenn also die Entwicklungswege der heutigen Rassen weit in die geologische Vergangenheit zurückreichen sollten, dann muß jetzt als sicher vorausgesetzt werden, daß sie auf jeden Fall erst n a c h dem gemeinsamen Ursprung auseinandergegangen sind. Die andere Möglichkeit, die das Problem als Lösung bieten könnte, wäre die, die in mancher Weise an C u v i e r s Katastrophentheorie erinnert. Sie würde für uns besagen, daß die heutigen Rassen verhältnismäßig jung sind. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß es auch bereits früher Menschenrassen gegeben hat,

die aber bis auf einen oder wenige Zweige wieder verschwanden, so daß sich aus den überlebenden explosionsartig neue Menschenrassen über die Erde ergossen. Es soll hier gleich anfangs festgestellt werden, daß der Erforschung der Probleme die eine Lösung ebenso recht sein könnte wie die andere. Es liegt also durchaus kein Grund vor, mit irgend welchen Bindungen an die Lösung dieser Fragen heranzugehen, und es kann weiter gleich festgestellt werden, daß das eine ebenso möglich wäre wie das andere oder daß beide Entwicklungsgänge auch nebeneinander bestehen können. Das Letztere würde bedeuten, daß neben alten, ihren eigenen Entwicklungsweg gegangenen Rassen noch andere bestehen, die ihr Dasein erst einer später eingetretenen Spaltung verdanken.

Es ist das Wort „Rasse“ hier ohne besondere Erklärung gebraucht worden. Bei den letzten Gedanken ergibt sich schon von selbst, daß die Gruppen, die wir als Rasse bezeichnen, natürlich nicht gleich groß und nicht gleichwertig sein können. Wir haben ja die Definition gebraucht, daß wir unter Rasse eine Menschengruppe mit gleichen Erbmerkmalen verstehen. Dabei ist aber nicht gesagt, wie viele Merkmale notwendig sind, um die „Rasse“ zu begründen. Eine Vorschrift darüber gibt es jedoch nicht, und es werden in der Biologie tatsächlich ja auch die verschiedensten Anwendungen dieses Grundsatzes gemacht. Der Botaniker spricht schon von Rasse, wenn e i n auffallendes Merkmal, etwa die Blütenfarbe, verändert ist. In der Haustierzucht spricht man außer von „Rasse“ auch von verschiedenen „Schlägen“, um kleinere Unterschiede damit zu kennzeichnen; in der Anthropologie aber werden mit Rasse ebenso die Gruppen Europäer und Neger wie auch innerhalb der Europiden die Nordischen und die Fälischen bezeichnet. Es hat aber keinen Zweck, genauere Bezeichnungen für diese Unterschiede einzuführen, indem wir etwa die größeren Gruppen als „Unterarten“ bezeichneten und bei weiteren Unterteilungen von „Rasse“ und „Unterrasse“ sprechen wollen. Das würde voraussetzen, daß wir ein Maß der Abweichungen aufstellen könnten. Das muß aber als ein hoffnungsloses Beginnen bezeichnet werden, und wir können deshalb ruhig das Wort „Rasse“ in der gebräuchlich gewordenen Weise anwenden, auch wenn wir von Fall zu Fall verschiedenwertige Abteilungen innerhalb der Art damit meinen.

II. Menschwerdung

Schon die Frage, wo das Paradies der Menschheit gelegen hat, kennzeichnet in ihrer Behandlung die Art, wie der ganzen Rassenverzweigung nachgegangen werden soll. Sie zeigt auch, wie reine Hypothesen aus an sich sehr gut begründeten Schlußfolgerungen keineswegs mit den Tatsachen der Funde übereinzustimmen brauchen. Ich denke natürlich an die alte Behauptung, daß das Ursprungsland der Menschheit der große Länderblock Asien und in engerer Begrenzung das Hochland von Tibet gewesen sein müsse. Diese Hypothese ist aufrecht erhalten worden, trotzdem sich überhaupt kein Tatsachenbeweis für die Anwesenheit frühester Menschenformen dort erbringen ließ. Nicht nur das, es fehlt auch nach wie vor noch der Beweis, daß überhaupt jemals Menschen vor der geologischen Neuzeit dort gelebt haben. Die Möglichkeit ist an sich damit nicht bestritten, aber es fehlt doch andererseits jede Handhabe, um nun gerade diese Schlußfolgerung zu rechtfertigen.

Über die geologischen Verhältnisse sind wir doch so weit unterrichtet, daß wir die Zeit der Hebung dieses alten Landes genau kennen. Es wird für alle die späteren Untersuchungen hier vorauszusetzen sein, daß die Umwandlung vom menschenäffischen Ahnen zum ersten Affenmenschen ungefähr mit der Wende vom Tertiär zum Diluvium zusammenfiel. Sowie wir heute von der Herkunft aus schimpansenähnlichem Stamm überzeugt sein können, so ist uns damit zugleich die andere Annahme gesichert, daß die Menschwerdung ja die Antwort biologischer Entwicklung auf die Klimaänderung der Erde gewesen ist. Ich hatte schon in früheren Arbeiten den alten Spruch „Ohne Eiszeit kein Mensch“ bereits dahin genauer gefaßt: „Durch die Eiszeit der Mensch.“ Das muß auch hier ohne weitere Begründung vorausgesetzt werden, denn es ist ja selbstverständlich, daß alle geologischen Einordnungen für alle Rassentheorien von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Wir wollen also davon ausgehen, daß im letzten Abschnitt des Tertiärzeitalters, im Pliozän, eine bestimmte Gruppe von Menschenaffen soweit körperlich und geistig ausgebildet war, daß sie den Anforderungen, die die Umweltsveränderung an sie stellte, mit der Herausbildung der Menschheit begegnen konnte. Dann läßt sich die Frage nach dem Ursprungsland der Menschheit darauf zurückführen, daß wir die Heimat jener Menschenvorfahren zu bestimmen suchen. Dazu können uns natürlich nur wirkliche

Funde von fossilen Resten Auskunft geben. Die Möglichkeit, die neben der sich daraus ergebenden Antwort noch offen bleibt, ist natürlich die, daß zukünftige Funde uns dieselbe Vorfahrenform auch in anderen Erdgebieten zeigt, die wir bisher nicht kennen. Damit ist bei jeder geologischen Untersuchung ebenso zu rechnen wie mit der anderen Verbesserung unserer Kenntnisse, die durch Verlegung eines Art- oder Rassenursprunges erzwungen wird, wenn wir entsprechende Belege von älteren als bisher erkannten Zeiten finden. Ich glaube, wir können trotzdem behaupten, daß uns für die Menschwerdung in dieser Beziehung keine großen Überraschungen mehr bevorstehen werden, und zwar liegt das daran, daß die gesamte Stufenfolge aller Entwicklungszweige der Herrentiere sich ziemlich lückenlos wieder herstellen läßt. Ich verweise dazu auf meinen Primatenstammbaum (Abb. 2), der schon im „Ursprung der Menschheit", eigentlich sogar schon in der Stirnhöhlenarbeit 1925, veröffentlicht wurde.

Es liegen also die Fossilfunde vor der Zeit der Menschwerdung in ebenso gutem Aufbau vor, wie sie uns nachher die Weiterentwicklung in der Eiszeit klarlegen. Würde demnach ein Urmenschenfund in scheinbar gesicherten tertiären Schichten gemacht werden, dann wäre er nicht deshalb zu bezweifeln, weil eine uns lieb gewordene Theorie umgestürzt würde, sondern weil er sich mit allen vorliegenden Erfahrungen überhaupt nicht in Einklang bringen ließe. Das sei hier noch einmal besonders unterstrichen, weil immer wieder von nichtfachkundigen Seiten die Frage so hingestellt wird, als könne die Menschheit ebenso gut wie am Anfang des Diluviums auch mitten in der Tertiärzeit entstanden sein, und als brauche man für den Nachweis einer solchen Hypothese nicht mehr als einen Schädelfund, der jederzeit ans Tageslicht kommen könnte. In solchen Tertiärschichten aber einen Menschen zu finden, ist ebenso ausgeschlossen wie die Entdeckung eines Säugetieres im Cambrium oder Silur oder in sonst einer Zeit, die in ihrer ganzen Entwicklungshöhe nicht über fischartige Wirbeltiere herausgekommen sein kann. Es kann kein Mensch da sein, ehe nicht die Natur höchste Menschenaffen herausgebildet hatte!

Und diese Menschenaffen sind uns ja recht gut bekannt. Allerdings ist dieser Ausdruck nur dann zu verstehen, wenn man mit seinen Erwartungen an die Möglichkeit solcher Funde mit der nötigen Einschränkung herangeht. Daß fast alles, was wir besitzen, eigentlich nur Zähne sind, könnte ja dem Laien als außerordentlich dürftig vorkommen. Wir wissen aber, daß es, wenn es schon wenig sein soll, glücklicherweise Zähne sind. Und diese Zahnfunde geben uns die Berechtigung, die Menschenaffen des Tertiärs mit den heute noch lebenden Arten in Verbindung zu bringen. Man muß in dieser Wissenschaft allerdings darauf verzichten, den beigelegten Namen eine sinngemäße Bedeutung zuzuschreiben. Als die ersten Fundstücke auftauchten, konnte man ihre Bedeutung

für die Stammesgeschichte nicht so ermessen, wie es heute der Fall ist. Wenn die meisten fossilen Reste deshalb mit der Bezeichnung Pithecus = Affe benannt worden sind, so müssen wir heute unter dem Namen

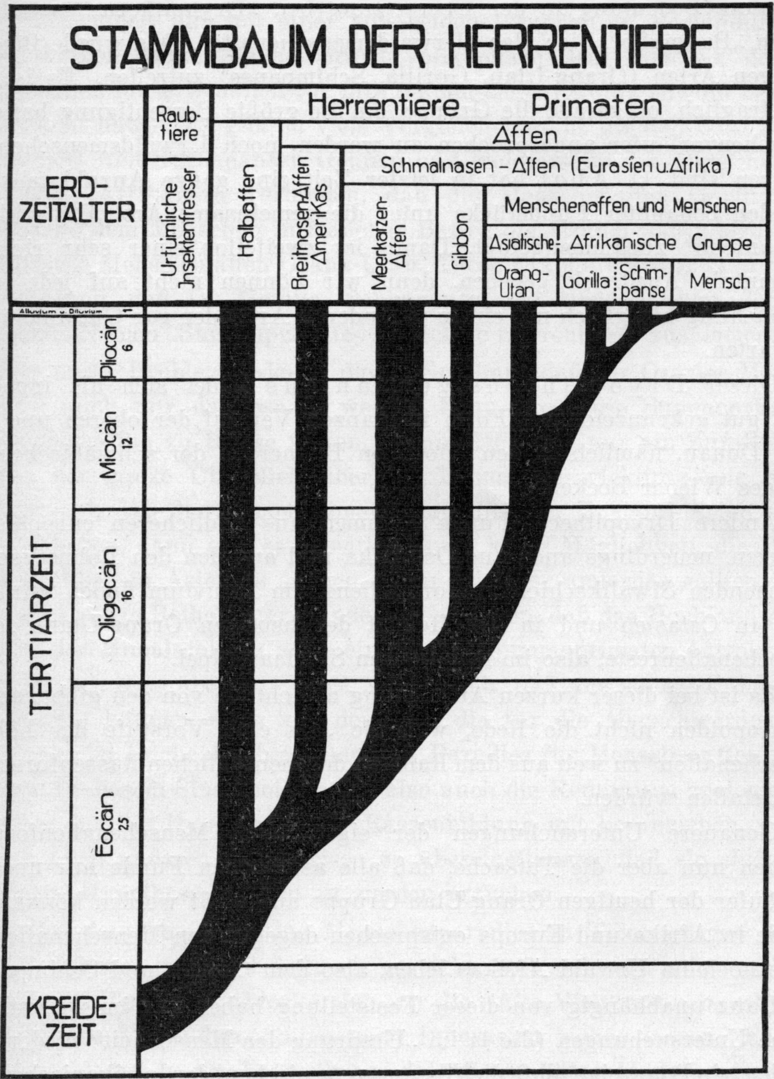


Abb. 2. Stammbaum der Herrentiere (Weinert, Ursprung der Menschheit). Die Afrikanische Gruppe nenne ich „Summoprimaten".

„Pithecus" Menschenaffe verstehen. Noch weniger zutreffend ist für die Gruppe, die für uns am allerwichtigsten ist, der Name „Dryopithecus", der für die meisten Menschenaffenreste aus den letzten Zeiten des Tertiärs angewandt worden ist. Mit Dryopithecus sind häufig Formen bezeichnet, die stammesgeschichtlich schon recht weit voneinander gesondert sind. Und

andererseits sind neue Einzelnamen für Fossilien gebraucht, die sich zweifellos unter eine bereits genannte Gruppe einordnen lassen. Deshalb ist es also am besten, man legt, wie gesagt, allen diesen Benennungen keine besondere Bedeutung in der Übersetzung bei. „Dryopithecus“ würde bedeuten „Baumaffe“, hier also „Urwaldsmenschenaffe“. Das würde für alle heutigen Arten (Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse) zutreffen. Es ist aber sehr fraglich, ob gerade die Gruppe, die die größte Berechtigung hatte, als Menschenvorläufer angesprochen zu werden, noch Urwaldsmenschenaffen gewesen sind. O. Abel hat in letzter Zeit eine ganze Anzahl teils verschieden benannter Fundstücke unter die gemeinsame Art „Dryopithecus germanicus“ zusammengefaßt. Damit ist zweifellos einer sehr richtigen Erkenntnis Ausdruck gegeben, denn wir können nicht auf jede kleine Abweichung hin gleich mit einem besonderen Art- oder gar Gattungsnamen aufwarten.

Dieser Dryopithecus germanicus findet sich als immerhin recht gut gekennzeichnete Form im ganzen Verlauf der oberen und mittleren Donau, nämlich in den pliozänen Bohnerzen der schwäbischen Alb und des Wiener Beckens.

Andere Dryopithecus-Funde stammen aus südlicheren europäischen Gebieten, neuerdings auch aus Ostafrika und aus den den Bohnerzen entsprechenden Siwalikschichten Nordindiens. Im Diluvium finden wir dann auch in Ostasien und in der Heimat des heutigen Orang-Utans fossile Menschenaffenreste, also im malaiischen Sundaarchipel.

Es ist bei dieser kurzen Aufzählung absichtlich von den gibbonartigen Anthropoiden nicht die Rede, weil sie „als eine Vorstufe der höheren Menschenaffen“ zu weit aus dem Rahmen der menschlichen Rassenforschung herausfallen würden.

Genauere Untersuchungen der eigentlichen Menschenaffenfossilien ergaben nun aber die Tatsache, daß alle asiatischen Funde nur noch als Vorläufer der heutigen Orang-Utan-Gruppe aufgefaßt werden können. Die Funde in Afrika und Europa entsprechen dagegen den Menschenaffen, die heute noch im Urwald Afrikas leben, also dem Gorilla und Schimpansen.

Ganz unabhängig von dieser Feststellung haben mir im wesentlichen eigene Untersuchungen (die ja im „Ursprung der Menschheit“ niedergelegt worden sind) gezeigt, daß die Trennung zwischen den afrikanischen und südostasiatischen Menschenaffen durchaus nicht nur geographischer Natur ist. In allen vergleichenden Untersuchungen, sei es also morphologisch, anatomisch, physiologisch, psychologisch und embryologisch, erweist sich der Orang-Utan als eine im ganzen urtümlichere, dann aber auch in eigener Weise ausgebildete Menschenaffenform. Diese Tatsache erfordert zur Erklärung eine weit zurückreichende geographische Trennung und Isolierung. Was uns also bereits aus den Funden des Miozän im Tertiärzeitalter

deutlich entgegentritt, das findet seine Bestätigung in den vergleichenden Untersuchungen der heute lebenden Arten. Und nun hat sich, wieder ganz unabhängig, mit aller nur wünschenswerten Klarheit gezeigt, daß die gesamte Menschheit nur mit einer von beiden Gruppen in Verbindung gebracht werden kann. Sie entspricht vollkommen dem Zustand, den die afrikanischen Menschenaffen für ihre Stammesentwicklung sowohl bewahrt wie erreicht haben. Es gibt so viele Vergleichspunkte, die den Orang-Utan vom Gorilla und Schimpansen trennen und andererseits den Menschen mit den beiden Afrikanern verbinden, daß die Menschenaffen Gorilla und Schimpanse dem Menschen in mancher Beziehung erblich näher stehen als dem anderen Menschenaffen Orang-Utan. Diese Erkenntnis war ja auch die Veranlassung, daß ich Gorilla, Schimpanse und Mensch unter dem gemeinsamen Namen „Summoprimates = höchste Herrentiere“ zusammenfaßte.

Für unser Problem bedeutet dieses Ergebnis, daß der Ort der Menschwerdung auch nur da gesucht werden kann, wo diese Summoprimaten — Menschenaffen zu Hause waren. Wenn also nicht nur ein Zufallsfund, sondern der ganze Überblick über die Primatenentwicklung uns nichts darüber sagt, daß die Summoprimaten im äffischen Zustand Asien schon bewohnt haben, dann gibt es eigentlich auch keine Möglichkeit, die Wiege der Menschheit in Asien zu suchen. Wenn wir hier umlernen sollten, dann müßte eine ganze Reihe neuer Funde uns beweisen, daß das Hochland Asien nördlich der Himalajakette auch einmal von Summoprimaten bewohnt gewesen ist. Ich sehe aber gar keine Möglichkeit, daß uns solche Funde einmal glücken können, denn seit der Zeit, die für die Menschwerdung in Frage kam, ist Hochasien bestimmt kein Paradies für Menschenaffen mehr gewesen. In diesem Sinne sollten wir also auch die Kenntnisse geologischer Vorgänge für die Hypothesen der Rassenbildung mit heranziehen, da sie hier mit allen anderen Ergebnissen so übereinstimmen, daß sie eigentlich nicht mehr Hypothese genannt zu werden brauchen.

In der Annahme, daß das Menschenparadies in Tibet gelegen haben müsse, wird man ja wohl dadurch gestärkt, daß sich von allen anderen Ecken des großen Länderblocks, den wir die „Alte Welt“ nennen, sehr gut konzentrische Verbindungslinien nach Innerasien ziehen lassen. Es entsteht also dadurch die Vorstellung, daß dieses Tibet biodynamisch ein Explosionszentrum für die Menschenaffen und auch für die Menschheit gewesen sein müßte.

Als ein anderes Beweismittel für Hochasien wird angeführt, daß so viele Nutzpflanzen und Haustiere, die heute in allen Teilen der Erde dem Menschen dienen, asiatischen Ursprungs sind. Nutzpflanzen und Haustiere haben aber mit der Menschwerdung ebensowenig zu tun, wie Sauriereier aus der Kreidezeit, die in der Wüste Gobi gefunden wurden, ein Beweis

sein können, daß sich zu Beginn des Diluviums noch Menschenaffen in der gleichen Gegend wohlgefühlt haben können.

Aus der Vorstellung einer großen, zentral gelegenen Rassenwiege ergibt sich dann auch die Folgerung, daß — von dort aus gesehen — Europa als ein Randgebiet erscheinen muß, in dem nur urtümliche Formen fossilienhaft aufbewahrt werden konnten. Wenn wir aber mit Pfeilen die Ausbreitungsmöglichkeiten von Tierarten oder Menschenrassen bildlich darstellen wollen, dann läßt sich das ebenso gut in einem Randgebiet wie Europa machen, auch wenn von dort aus nach Westen und nach Norden keine große Ausdehnungsmöglichkeit vorgelegen hat.

Bei anderer Gelegenheit habe ich auch schon darauf hingewiesen, daß die Auffassung von einem entwicklungsgeschichtlich unfruchtbaren Randgebiet in Europa gar nicht mit dem übereinstimmt, was Europa seit Zeiten des Alluviums, vor allen Dingen aber auch in der letzten Neuzeit für die Menschheit bedeutet. Das, was wir heute Hochkultur nennen, ist durchaus europäischen Ursprungs, während von einem Hochkulturzentrum in der Wüste Gobi keine Rede sein kann.

Bleiben wir im rein Hypothetischen, dann ist die Annahme, daß immer wieder sich steigernde Kulturwellen von diesem Zipfel Europas ausgegangen sind, ebenso berechtigt wie die Anschauung, daß nur ein großer Länderblock Herd und Ausgangspunkt großer Entwicklung gewesen sein muß.

Es soll damit nur gesagt werden, daß alle die Hypothesen, die für Hochasien als Menschheitswiege angeführt werden, kein Hinderungsgrund zu sein brauchen, den Ursprung der Menschheit an anderer Stelle zu suchen, wenn uns handgreifliche Funde dorthin weisen. Es ist natürlich klar, daß die Annahme der europäischen Herkunft der Menschheit durchaus unpolitisch gewertet werden muß. Wenn wir uns heute mit Recht gegen die verallgemeinerte Auffassung des „ex oriente lux" wenden, so hat die Frage nach dem Ursprungsland der Menschheit damit überhaupt nichts zu tun. Für alle Schlußfolgerungen heutiger Politik oder auch heutiger Rassenbewertung liegt die Ursprungszeit der Menschheit so weit zurück, daß es in diesem Sinne ganz gleichgültig sein kann, wo wir das Paradies der Menschheit entdecken. Andererseits ist es aber durchaus nicht bedeutungslos, wenn uns die vorliegenden Tatsachen ungewollt auf Europa weisen und uns damit vielleicht eine Erklärung geben, warum auch heute die Kultur der Erde, die als einzige sich durchgesetzt hat, von Europa getragen wird.

Um auch auf andere Paradieshypothesen zu kommen, sei nur gesagt, daß es vollkommen belanglos ist, die Wiege der Menschheit in Gegenden zu suchen, die überhaupt keine Beweismöglichkeiten zulassen. Wir haben keinen Grund, den Nordpol zu Beginn der Eiszeit als bewohnbar anzunehmen, und wir haben keinerlei geologische Belege dafür, einen Kontinent

Atlantis zu rekonstruieren, von dem aus die Menschheit ihren Ursprung genommen haben könnte. Das alles sind reine Phantasien, die eine ernsthafte Diskussion nur aufhalten. Eine Möglichkeit für die Menschwerdung wäre noch gegeben in Afrika, vor allen Dingen im südlichen Teil, wo ebenfalls Freiland aus baumbewohnenden Menschenaffen urtümliche Menschen hätte formen können. Hier fehlen uns aber die paläontologischen Beweismittel. Die Schädelreste der Menschenaffen von Taungs in Betschuanaland und von Sterkfontein in Transvaal sind trotz ihrer Anklänge an menschliche Formverhältnisse doch noch kein Beweis, daß hier die Menschheit entstanden sein muß. Der Wert dieser Fossilfunde liegt darin, daß wir schimpansenähnliche Menschenaffen auch bis in diese südlichen Gegenden hin nachweisen können; es fehlt uns aber die Möglichkeit einer genaueren zeitlichen Einordnung, oder wir wissen sogar, daß sie für Menschenvorfahren zu jung sind.

Wenn also auch Europa nicht mit unbedingter Sicherheit als das Ursprungsland der werdenden Menschheit genannt werden kann, so müssen wir andererseits doch mit guten Gründen Asien dafür ablehnen. Für Afrika könnte die Möglichkeit offen gelassen werden, wenn auch bis jetzt noch nichts Überzeugendes dafür spricht. Zum Abschluß dieses Problems sei aber daran erinnert, daß die ganze Frage für die Rassenspaltung der Menschheit verhältnismäßig belanglos ist. Wir haben auf jeden Fall damit zu rechnen, daß die Urmenschheit sehr bald den Drang verspürt hat, aus ihrem Paradies herauszukommen. Mag sein, daß klimatische Unbilden sie daraus vertrieben, so wie es bildhaft der Engel mit dem Schwert mit Adam und Eva gemacht haben soll. Einleuchtender ist für mich vielmehr der Wunsch nach Erkenntnis, der als erstes und wichtigstes Kennzeichen erwachenden Menschengeistes die Grenzen der Urheimat überschreiten ließ.

Begännen wir unsere Arbeit mit der ideellen Landkarte aus der Zeit des unteren Pliozäns, um dort hinein die Verbreitung des Menschengeschlechtes einzuzeichnen, so müßte diese Landkarte vollkommen leer bleiben. Es würde also bedeuten, daß wir beim Beginn des letzten Tertiärzeitabschnittes noch keine Wesen auf der Erde haben, die die Bezeichnung „Mensch" verdienten, auch nicht in der Form Affenmensch = Pithecanthropus. Sicher ist ferner, daß wir für lange Zeit unsere Erdkarten auf die Kontinente der alten Welt beschränken können. Wir brauchten uns also nur um Europa, Afrika und Asien zu kümmern. Die Gründe für diese Beschränkung waren in anderen Arbeiten auseinandergesetzt und brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Es genügt die Feststellung, daß Menschenaffen zu allen Zeiten nur in diesen Kontinenten gelebt haben, bis in der Neuzeit der Mensch sie auch zwangsweise nach Amerika und Australien brachte. Wir könnten trotzdem auf unserer pliozänen Landkarte etwas für die kommende Menschheit eintragen, indem wir das Vorkommen der Men-

schenaffen in die beiden genannten Gruppen einzeichneten. Dann hätten wir in Europa und Afrika Summoprimaten der heutigen afrikanischen Arten und in Indien oder auch Ost- und Südostasien die Vorläufer der Orang-Utan-Gruppe. Und wir könnten dann die Summoprimaten der westlichen Altweltshälfte als Vorläufer der Menschheit kennzeichnen.

Rassenkarte I

Mit einer zweiten Landkarte, die die geographischen Verhältnisse an der Wende von Tertiärzeit zum Diluvium wiedergeben würde, kämen wir aber vermutlich schon einen Schritt weiter. Sie würde das betreffen, was vorher über den Ort der Menschwerdung gesagt war; und nach allen bisherigen Funden möchte ich dann die Bohnerze der Schwäbischen Alb und des Wiener Beckens als die besten Orte für das erste Auftreten des Menschen ansehen. Wir wären wohl nicht berechtigt, diese Gegenden mit einem Kreuz als ganz sicheres Paradies anzuzeichnen, aber man könnte wohl durch „??" dieses Land als mögliche Menschheitswiege als einziges auf der ganzen Erde herausheben.

Es soll dabei der Biodynamik im Sinne von Eickstedt aber auch Rechnung getragen werden, d. h. wir müssen uns überlegen, ob der angenommene Ort nach unseren geologischen Kenntnissen überhaupt als möglich in Frage kommen kann oder ob er gar besondere Vorbedingungen, die notwendig sind, auch besonders gut erfüllt. Und da kommt uns wohl in diesen Forderungen kaum ein anderes Land so gut entgegen wie diese Gegend des heutigen Donaulaufes. Wenn wir die Menschwerdung mit den Wirkungen der Eiszeit in Verbindung bringen, dann würden wir, wie bereits mehrfach ausgeführt ist, in diesem Streifen Mitteleuropas besonders günstige Verhältnisse für die Menschwerdung finden. Aus den fossilen Resten geht hervor, daß Europa von niederen Altweltsaffen, von Gibbonaffen und von Menschenaffen der Summoprimatengruppe bewohnt war. Sie haben hier in warmen Tertiärzeiten sicher die gleichen Lebensbedingungen gehabt, wie sie heute noch in den Wohngebieten der Anthropoiden, in den Tropenwäldern Afrikas, Sumatras und Borneos, vorliegen. Unter den Wirkungen der herannahenden Eiszeit mußte der tropische Wald Europas verschwinden. Für Menschenaffen bedeutete das einen außerordentlichen Eingriff in ihre bisherigen Lebensbedingungen. Sie hatten die Wahl, auszuwandern oder auszusterben, wenn ihnen die Flucht in bessere klimatische Verhältnisse nicht möglich war. Als drittes konnte ihnen übrig bleiben, sich aus Menschenaffen zu den ersten Frühformen der Menschheit zu entwickeln. Diese Veranlassung muß ganz besonders in dem Teile Mitteleuropas zugetroffen haben, der zwischen den beiden aufeinanderzustrebenden Gletscherwällen freiblieb. Vom Norden her rückte das skandinavische Eis vor und von Süden kamen ihm die Gletscher der Alpen entgegen. Ein Streifen zwi-

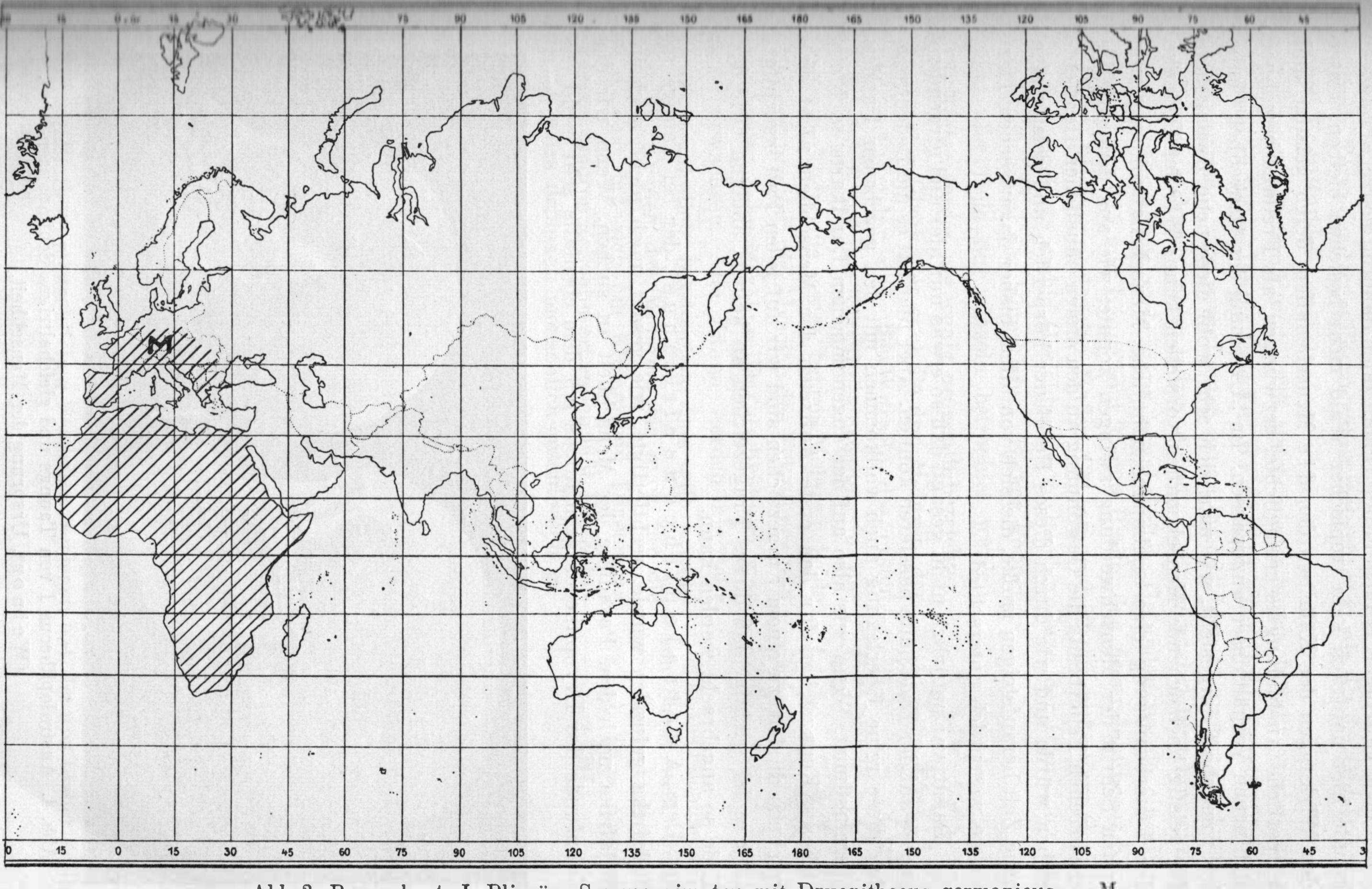


Abb. 3. Rassenkarte I. Pliocän, Summoprimaten mit Dryopithecus germanicus = M. M Zeichen für „mittlere Linie“.

schen dem Thüringer Wald und der Donau blieb dauernd eisfrei. Trotzdem konnte hier natürlich kein tropischer Wald mehr bestehen bleiben. Unter den Wirkungen der Kälte wurden die Menschenaffen, deren geistige und körperliche Ausbildung es ermöglichte, gezwungen, als Freilandsbewohner sich neuen Verhältnissen anzupassen. Im „Ursprung der Menschheit" habe ich romanhaft dargestellt, wie man sich sehr wohl diese neue Zwangslage für geistig hochstehende Menschenaffen vorstellen kann: Wie der Gedanke der Feuerbenutzung eine schimpansenähnliche Menschenaffenhorde zum ersten Schritt der Menschwerdung zwingen konnte, wie aus dem zufällig erworbenen Feuerbesitz die Gewöhnung an den ersten häuslichen Herd entstehen würde und wie durch dieses Herdfeuer körperlich und geistig eine neue Zeit heraufsteigen mußte, die sich von allem bisher dagewesenen Tierhaften wesentlich unterschied.

Damit war natürlich nicht gesagt, daß so etwas nur hier und nirgendwo anders auf der Erde hätte passieren können. Aber hier hat es die Bedeutung, daß diese reine Überlegung auch vollkommen mit den gegebenen Funden übereinstimmt. Wenn wir also auf der angenommenen Landkarte auch ein sicheres Kennzeichen für das erste Auftreten der Menschheit nicht einzeichnen dürfen, zu einem Fragezeichen sind wir auf jeden Fall berechtigt. Und es ist wichtig, daß dieses Fragezeichen an keinem anderen Orte der Erde so angebracht werden kann.

Der „Australopithecus africanus", der bei Taungs in Südafrika gefunden wurde, rechtfertigte, wie gesagt, noch nicht, auch in Südafrika nach dem Paradiese der Menschheit zu suchen. Wenn wir die Zahnfunde des Dryopithecus germanicus mit dem ebenfalls sehr wohl er-

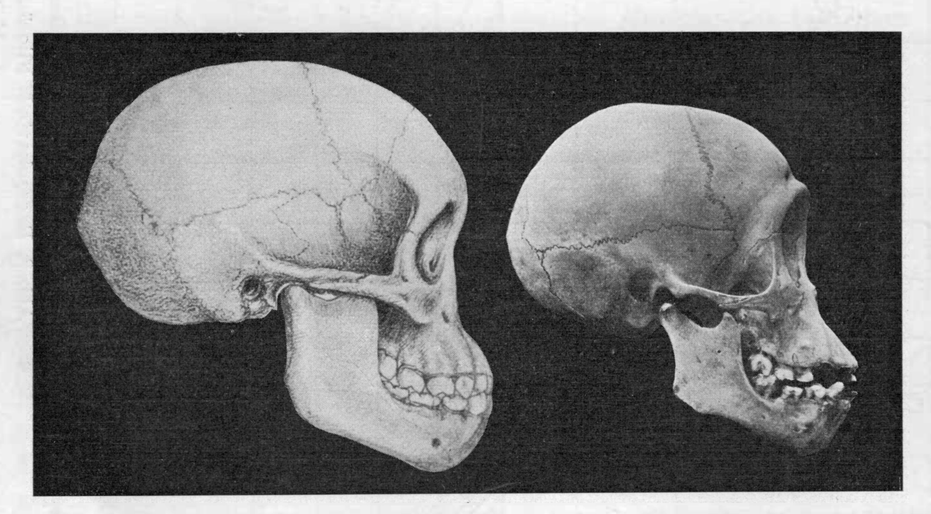


Abb. 4. Australopithecus I von Taungs und gleichaltriges Schimpansen-Kind.
(Weinert, Ursprung der Menschheit.)

haltenen Kindergebiß des Australopithecus vergleichen, dann ist unzweifelhaft die Form der Dryopithecuszähne menschlicher als die des südafrikanischen Fossilfundes.

Dieser Satz muß nach 1936 gleich wieder eingeschränkt werden, denn im August dieses Jahres fand Dr. Broom in einer Höhle bei Sterkfontein bei Krugersdorp-Transvaal einen neuen Schädel, den er auch zum Australopithecus rechnet. Leider haben sich die Zeitungsnachrichten hinsichtlich der Vollständigkeit nicht ganz bewahrheitet. Gefunden wurde ein Hirnausguß von 115 mm Länge und 95 mm Breite; das Australopithecus-Kind wies in den entsprechenden Maßen 120 mm und 92 mm auf. Vom Gesicht ist die abgelöste rechte Gesichtsseite vorhanden, dazu der Oberkiefer und ein großer Teil des Unterkiefers. Bisher können also alle Teile nur einzeln betrachtet werden. Die Kiefer werden als wenig prognath bezeichnet. Im rechten Oberkiefer sind die drei Molaren, der zweite Prämolar und die Wurzeln des ersten Prämolaren und des Eckzahnes erhalten; im linken Oberkiefer die ersten beiden Molaren, beide Prämolaren und die Alveolen des Eckzahnes und der beiden Schneidezähne. Das Individuum war also erwachsen. Alle Zähne werden als sehr menschenähnlich beschrieben; das gilt sowohl für die Kronen der Molaren wie auch für die Tatsache, daß sich am Kiefer kein Diastemma für den unteren Eckzahn erkennen läßt. Die Zahnreihe wäre demnach menschlich-geschlossen gewesen. Da wir von den europäischen Dryopithecusformen kein Gebiß in solcher Vollständigkeit besitzen, würde der Australopithecus II bis jetzt der fossile Anthropoide sein, der alles andere an menschenähnlicher Bezahnung übertrifft.

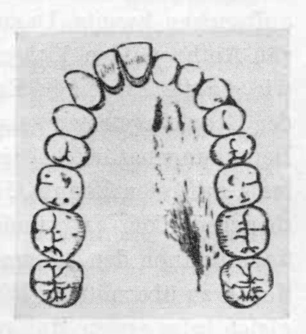


Abb. 5. Australopithecus II von Sterkfontein. Gebißrekonstruktion von Broom. (Aus: Umschau 1937.)

Als Vertreter von Menschheitsahnen kommt er aber nicht in Betracht, weil ihn Broom selbst fast mit Sicherheit in das obere Diluvium ansetzen muß. Die Bedeutung dieses Australopithecus liegt darin, daß er uns den Beweis der einstmaligen Existenz so menschenähnlicher Summoprimaten liefert. Auch die Verbreitung bis zur Südspitze Afrikas ist dabei wichtig.

Aus einer anderen Höhle konnte Broom Teile des Femurs, des Kreuzbeines und des Darmbeines bergen. Ob sie zu dem Schädel des Australopithecus gehören, ist fraglich. Aber immerhin wären damit zum ersten Male Teile des Bewegungsapparates eines fossilen Anthropoiden gefunden, die uns darüber Aufschluß geben könnten, ob mit dem Gebiß auch hier eine Umwandlung zu menschlichen Formen vorgelegen hat, die uns bisher völlig unbekannt ist.

Broom hat den zweiten Australopithecus mit dem Artnamen „transvalensis“ belegt und ihn zu einer neuen Familie der Australopitheciden mit dem Fund von Taungs zusammengefaßt. Im Vergleich mit der Nomenklatur unserer heutigen Anthropoiden ist das wohl zu weit gegangen. Die Australopithecusfunde müssen sich natürlich in die Familie der Anthropoiden einreihen lassen, zu der sogar heute der Orang-Utan gehört, ohne daß sie den Rang einer neuen Familie beanspruchen können.

Daß nicht alles einheitlich war, ist schon häufig gesagt worden und muß immer wieder betont werden. Wir haben ja überhaupt damit zu rechnen, daß eine Weiterentwicklung aus dem rein Schimpansenhaften in der Richtung zum Menschen hin sehr wohl an verschiedenen Stellen der Erde auftauchen konnte. Dazu war das Erbgut der schimpansenähnlichen Pliozän-Anthropoiden doch zu sehr übereinstimmend, und ähnliche Wirkungen, wie sie die Eiszeit in Europa hervorrief, können auch an anderen Stellen der Erde eingetreten sein. Es ist sehr wohl denkbar, daß die erste Idee der Benutzung natürlich gegebenen Feuers an mehreren Orten der Erde mehrmals auftreten konnte. Es kam ja nicht nur auf diesen einmaligen Prometheusgedanken an, sondern es war mindestens ebenso wichtig, diese Erfindung auch den Stammesgenossen und weiterhin den kommenden Generationen zu übermitteln. Wir können sicher annehmen, daß das durchaus nicht gleich beim ersten Mal geschehen mußte. Es ist sehr wohl möglich, daß der erste Feuerverwender nicht imstande war, seine umwälzende Tat auch weiterhin durchzuführen, sondern daß andere kamen und seine Entdeckung erst auf Umwegen zum Wohle ihres Stammes verwandten. Das ist ja bei allen Erfindungen bis auf den heutigen Tag der Fall gewesen. Solange uns also Afrika keine anderen Handhaben bietet, haben wir noch keinen Grund, auf diesem Erdteil die Menschheitswiege zu suchen.

Mag das aber noch zukünftigen Entdeckungen überlassen bleiben, eins werden wir immer als sicher annehmen müssen: die erste Gruppe der Summoprimaten, die den Namen Affenmensch oder Frühmensch verdient, war jedenfalls noch rassisch einheitlich. Es wäre belanglose Spekulation, darüber nachdenken zu wollen, mit wieviel Personen die Menschwerdung begann; denn wir werden gar keine Möglichkeit haben, auch selbst wenn wir den Hergang genau kennen, die Anzahl der daran Teilnehmenden abzugrenzen. Wenn der Feuerbesitz das erste Kennzeichen für die erste Menschengesellschaft sein soll, dann wird man die bei dieser Entdeckung Beteiligten nicht abzählen können. Es mag mancher sich aus Neugier oder Angst einmal einer solchen Feuer besitzenden Horde angeschlossen haben, ohne daß er Gefallen daran fand, dabei zu bleiben. Es mag auch sein, daß eine solche Sippschaft selbstsüchtig ihren Besitz hütete und andere an den Vorteilen der neuen Errungenschaft nicht teilnehmen lassen wollte. Trotzdem gehörten aber geistige Vorbedingungen dazu, so daß die Zahl der

überhaupt in Frage kommenden Individuen mindestens auf die gleiche Rassengruppe derselben Art beschränkt blieb. Die artliche Einheit der heutigen Menschheit schließt auf jeden Fall aus, daß größere Rassenverschiedenheiten oder gar Artunterschiede bei der frühesten Urmenschheit vorgelegen haben können. Eine nicht allzu weit begrenzte Gegend wird also wirklich das Menschheitsparadies gewesen sein.

Ehe wir die Weiterentwicklung nach oben hin, also zur Neuzeit, verfolgen, sei rückblickend noch etwas anderes erklärt, was fast allen Stammbaumdarstellungen gegenüber gesagt werden muß.

Meine Stammbaumdarstellung unterscheidet sich dadurch von anderen, daß der Menschheitszweig am ganzen Primatenstammbaum ganz außerordentlich kurz ist, während alle übrigen Darstellungen — auch die, die sonst mit meiner Auffassung übereinstimmen — die Abspaltung der Menschheit tiefer in das Tertiär hinunterführen (Abb. 6). Ich habe in den „Biologischen Grundlagen ..." bereits ausgeführt, daß beide Anschauungen sich sehr wohl vereinigen lassen. Meine Zeichnung soll darstellen, daß vor dem Diluvium keine Menschen auf der Erde gelebt haben, also können wir auch nicht ihre Stammeslinie durch das Pliozän oder gar noch durch das Miozän von den anderen Anthropoiden getrennt hindurchführen. Und da der Schimpansenstamm heute der einzige ist, der die Vorbedingungen zur Menschheit in sich enthält, so muß auch der Stammbaumzweig der Menschheit erst mit dem Beginn des Diluviums sich aus dem Zweige der Schimpansenlinie abspalten. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß die gesamte Ahnenschaft heutiger Schimpansen zu den Vorfahren der Menschheit gehört, die ihr Erbgut direkt auf uns weitergegeben haben. Es ist sehr wohl möglich, daß die schimpansoiden Dryopithecusformen Europas schon seit dem Beginn des Pliozäns nichts mehr mit den entsprechenden Formen Afrikas zu tun gehabt haben; einfach aus dem Grunde, weil die räumliche Trennung keine geschlechtliche Vermischung mehr zugelassen hat. Trotzdem wäre eine solche Kreuzung sicher fruchtbar gewesen, wenn die damaligen Anthropoiden Gelegenheit zur Vermischung gehabt hätten. Ich verweise dazu auch auf die Rekonstruktionen, die Mc Gregor von solchen Dryopitheciden

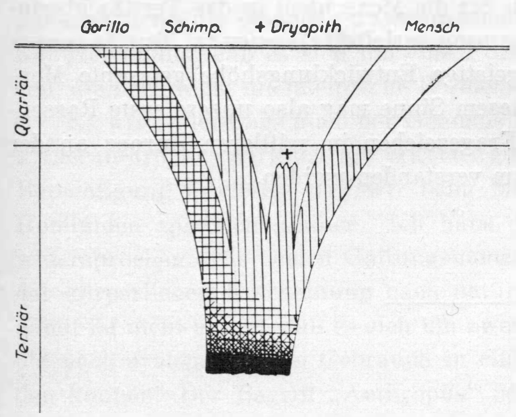


Abb. 6. Summoprimaten-Stammbaum mit Berücksichtigung des ausgestorbenen Dryopithecus germanicus. (Weinert, Biologische Grundlagen.)

ganz unabhängig von mir gemacht hat. Gerade der Dryopithecus germanicus ist dabei so schimpansenähnlich im Schädel wiederhergestellt, daß man nicht einsieht, warum nicht derselbe Gattungsname „Anthropopithecus = Schimpanse" dafür angebracht sein sollte. Die gemeinsame Linie, die mein Stammbaum für Schimpanse und Mensch bis zum Beginn des Diluviums aufzeigt, soll also bedeuten, daß wir nicht imstande sind, vor diesem Zeitpunkt Schimpansen- und Menschenahnen zu trennen. Es ist aber trotzdem möglich und sogar wahrscheinlich, daß die heutigen Schimpansen Afrikas im Pliozän nicht mehr dieselben Vorfahren gehabt haben wie die gesamte Menschheit. Wir könnten also auch die Menschheitslinie tiefer als bis zum Ende des Pliozäns in die Tertiärzeit hinabführen; wir müßten uns nur dabei bewußt bleiben, daß der Teil der Linie, der unter dem Diluvium liegt, nur den Namen „Menschenaffe", aber in keiner Weise die Bezeichnung „Mensch" — auch nicht Affenmensch oder Anthropus — verdient. Man wird aber durch die eigene Stammeslinie, die auch für die Menschheit in das Tertiär hineingeht, immer wieder zu der Anschauung verleitet, als seien im Tertiär bereits von den Menschenaffen durch geistige Entwicklungshöhe getrennte Menschen vorhanden gewesen. In diesem Sinne mag also unsere erste Rassenkarte der Menschheit mit dem Fragezeichen im mittleren Europa an der Wende von Tertiär zum Diluvium verstanden werden.

III. Pithecanthropus-Stufe

Die nächste Rassenkarte müßte nun die Verteilung der Menschheit im frühesten Diluvium darstellen. Anthropologisch befinden wir uns auf der Stufe des „Affenmenschen", der nach Haeckels Vorhersage und nach Eugen Dubois' Fund wissenschaftlich den Namen „Pithecanthropus" trägt. Es hat sich also als gute Sitte eingebürgert, alle Fossilreste, die der gleichen Stufe zuzuweisen sind, wenn auch mit gewisser Abänderung, so doch als „Anthropus" zu bezeichnen. Seitdem sollten wir den Namen Anthropus nicht etwa als besonderen Gattungsnamen führen, sondern lediglich zur Kennzeichnung, daß es sich um eine Form der frühesten Menschheit handelt, die noch nicht die lateinische Bezeichnung „Mensch = Homo" verdient. Es wird allerdings auch der Genusname „Anthropus", also im Sinn für Pithecanthropus, wirklich als Gattungsname angesehen und damit die Berechtigung erwiesen, daß wir beim Menschen von der Familie der Hominiden sprechen können. Ich habe dieser Anwendung schon früher widersprochen. Die beiden Gattungsnamen „Anthropus" und „Homo" sind der körperlichen Erscheinung nach natürlich vollkommen berechtigt, aber damit ist nicht gesagt, daß es sich um zwei verschiedene Gattungen handelt, die nach systematischem Gebrauch in einer Familie zusammengefaßt werden können. Der Begriff „Anthropus" bezieht sich auf eine Menschheitsform, die vor der anderen, höher entwickelten gelebt hat. „Anthropus" ist also nicht schlechthin ein anderes Genus, sondern ein Progenus, von dem wir nicht wissen können, ob es noch neben der höher entwickelten Stufe „Homo" existiert hat. Aber auch selbst wenn das in einzelnen Ausnahmen der Fall gewesen wäre, ändert das nichts an der Tatsache, daß der Affenmensch eine Vorstufe des eigentlichen Menschen ist. Wir sind trotzdem berechtigt, seiner ganzen Stellung nach den Menschen als eine Familie zu bezeichnen, um ihn nicht nur als Gattung mit anderen Gattungen zusammen in die Familie der Anthropoiden unterbringen zu müssen. Aber dann besteht die Familie der Hominiden nur aus der einzigen Gattung „Homo" und diese nur aus der einzigen Art „Homo sapiens".

Dasselbe, was also innerhalb der Familie für Anthropus und Homo galt, hat nun die gleiche Berechtigung auch für die Artnamen „neandertalensis" und „sapiens". Selbst wenn wir heute nur die eine Art „Homo sapiens" vor uns haben, so sind wir sinngemäß durchaus im Recht, darüber auch noch die eine Gattung „Homo" aufzustellen. Jede Systematik kann sich nur

als Horizontalschnitt durch den Stammbaum auf die Formen beziehen, die gleichzeitig nebeneinander leben. Denn jedes Wesen hat vom Ursprung des Lebens an eine Entwicklungsreihe durchlaufen, die uns berechtigen würde, jede Art als einen Kreis aufzufassen, wenn wir alle die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung ihrem Rangwert nach als Familie, Ordnung oder Klasse nebeneinanderstellen.

Diese Ausführungen sollten hier nicht unterbleiben, weil wir ja nachher auch unter „Rassen" die Formen verstehen wollen, die heute innerhalb der Art Homo sapiens die Erde bewohnen.

Es würde also diese neue Karte die Anthropus-Funde darzustellen haben. Und dabei treffen wir allerdings auf eine Verteilung und Verbreitung der Funde, die nach den im vorigen Kapitel ausgeführten Darlegungen wohl überraschen kann. Bis jetzt haben wir in der Gegend des angenommenen Menschheitsparadieses noch keinen sicheren Anthropus-Fund zu verzeichnen. Es soll darauf verzichtet werden, einige angemeldete Fundstücke, die vielleicht gar nicht so ganz unmöglich sind, hier anzuführen, um nicht in den Verdacht zu kommen, das angenommene Entwicklungssystem vorsätzlich zu fördern. Ich habe sogar in notwendiger Vorsicht gerade den Anthropus-Fund, der der Gegend nach noch am besten hierher paßte, selbst aus der Liste der Anthropus-Fossilien gestrichen. Es ist durchaus nicht so wichtig, heute schon alle Stadien der gedachten Rassenentwicklung durch fossile Belege stützen zu müssen. Wir werden unbedingt erwarten müssen, daß wir manche Stelle in unserem System, mit der wir ganz sicher rechnen, doch nicht durch passende Skelettreste bestätigen können. Dazu sind die Umstände, die zur Erhaltung unserer frühesten Menschenvorfahren führen konnten, viel zu selten, um überhaupt von allen Stufen Belege erwarten zu können. Es ist viel bedeutungsvoller, daß die aufgefundenen Beweise der Entwicklungsrichtung im ganzen genommen zueinander passen.

Bis heute muß als der beste Beleg für die Affenmenschstufe der sich entwickelnden Menschheit immer noch der Pithecanthropus erectus gelten, der 1891/92 von Eugen Dubois auf Java gesucht und gefunden wurde*). Wenn wir zunächst nur dieses Fossil auf unserer Karte beachten, dann liegt das Überraschende ja darin, daß der Fundplatz von der angenommenen Menschheitswiege gar nicht weiter entfernt sein konnte. Die südostasiatische Heimat des Pithecanthropus, am äußersten Rande des altweltlichen Länderblocks gelegen, seit der Zeit seines Daseins sicher durch den tiefen Meeresarm der Torresstraße von Australien getrennt, bildet wirklich die äußerste Grenze, die ein Landsäugetier auf seiner Wanderung in dieser Richtung erreichen konnte. Trotzdem ist das durchaus kein Hinderungsgrund, die Menschheitsentstehung dort zu belassen, wo wir sie aus den an-

*) S. Abb. 11 Seite 46.

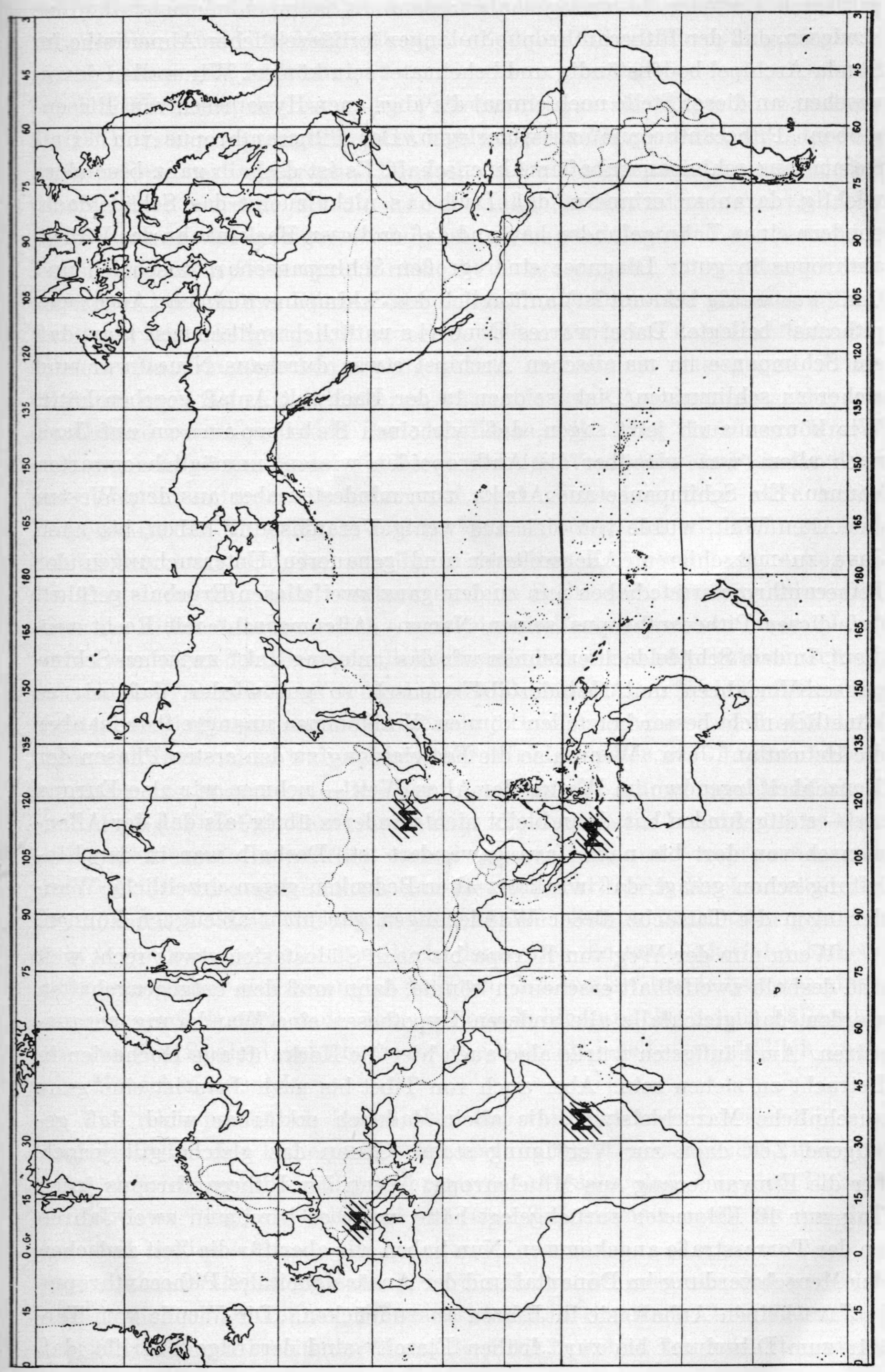


Abb. 7. Rassenkarte II. Frühes Diluvium, Pithecanthropus-Stufe.

geführten Gründen hinverlegt haben; denn es ist noch niemals die Idee bewiesen, daß der Pithecanthropus in langer tertiärzeitlicher Ahnenreihe im Sunda-Archipel bodenständig und beheimatet sein könnte. Wir wollen davon absehen, an dieser Stelle noch einmal die abgetanen Hypothesen vom Riesengibbon „Pithecanthropus" zu widerlegen. Der Pithecanthropus von Trinil stammt aus schimpansenhafter Ahnenschaft. Es ist deshalb ganz besonders wichtig, daran zu erinnern, daß Dubois nicht zuerst das Schädeldach, sondern einen Zahn gefunden hat, und daß er diesen Backenzahn des Pithecanthropus in guter Diagnose einer großen Schimpansenart zuschrieb und ihm (was wenig bekannt ist) anfänglich den Schimpansennamen „Anthropopithecus" beilegte. Dabei war es Dubois natürlich vollkommen klar, daß ein Schimpanse im malaiischen Archipel etwas durchaus Neues war und sicher zu schlimmsten Diskussionen in der Fachwelt Anlaß gegeben hätte. Wir können auch jetzt sagen, daß wir einen Schimpansen auf Java nach allem, was wir über die Anthropoiden wissen, unmöglich erwarten können. Ein Schimpanse aus Afrika, zum mindesten aber aus dem Westen der Alten Welt, würde von sich aus wenig Veranlassung haben, bis nach Java zu marschieren. Alle weiteren und genaueren Untersuchungen der Pithecanthropusreste haben nun zu dem ganz zweifellosen Ergebnis geführt, daß dieser Pithecanthropus seinen Namen „Affenmensch" mit Recht verdient. In dem Schädeldach erkennen wir das „missing link" zwischen Schimpansen-Vorfahren und Neandertal-Urmensch so gut wieder, daß wir es künstlich nicht besser herstellen können. Vollkommen unangreifbar ist aber die Heimat auf Java. Wenn also die Entwicklung zu den ersten Phasen der Menschheit irgendwo im Westen der Alten Welt — nehmen wir also Europa an — stattgefunden hat, dann bleibt nichts anderes übrig, als daß der Affenmensch von dort bis nach Java gewandert ist. Deshalb war in der Einleitung schon gesagt, daß wir trotz aller Bedenken gegen urzeitliche Wanderungen die Tatsache dieser Wanderungen gar nicht ableugnen können.

Wenn nun der Weg von Europa bis nach Südostasien etwas recht weit und deshalb zweifelhaft erscheinen könnte, dann muß dem entgegengehalten werden, daß gleichfalls alle anderen Hypothesen eine Wanderung voraussetzen. Am häufigsten würde also auch hier die Herkunft aus Hochasien in Betracht zu ziehen sein. Aber auch von Tibet bis nach Java ist eine ganz ansehnliche Marschleistung, die allein dadurch erklärbar wird, daß genügend Zeit dazu zur Verfügung stand. Genau das gleiche gilt jedoch für die Einwanderung aus Mitteleuropa. Wenn der Pithecanthropus jeden Tag nur 10 Kilometer zurückgelegt hätte, wäre er bereits in zwei Jahren an der Torresstraße angekommen. Nun haben wir aber für die Zeit zwischen der Menschwerdung im Donautal und der Ansässigkeit des Pithecanthropus in Java keinen Anhalt, sie in Jahren auszudrücken. „Die Wende vom Tertiär zum Diluvium" bis zur „frühen Eiszeit" sind derartige Begriffe, daß

sie in bezug auf die Dauer noch nicht einmal mit dem gesamten Alluvium vergleichbar sind. Eine Möglichkeit, die Zeit des Pithecanthropus geologisch genau festzulegen, fehlt uns.

Die Versuche, das Alter des Pithecanthropus als jünger hinzustellen, als Dubois es ursprünglich getan hat, werden auch neuerdings wieder von Java selber hervorgebracht. Es soll deshalb hier noch einmal wieder unterstrichen werden, daß die Entscheidung darüber für eine phyletische Untersuchung viel weniger wichtig ist, als es vielleicht den Anschein hat. Es ist mit diesem Widerspruch nicht die Frage gemeint, ob wir den Pithecanthropus noch in das Pliozän oder schon in das Diluvium ansetzen sollen, wenn wir die Übergangszeit zwischen beiden Perioden damit meinen. Besonders die französischen Fachgenossen rechnen ja das ganze Frühdiluvium noch mit zum Pliozän; es wäre also reine Anschauungssache, wo die Grenze zwischen beiden Perioden liegen soll. Aber für unsere Untersuchungen ist letzten Endes die Form wichtig. Wenn also ein Pithecanthropus noch im mittleren Diluvium auf Java gelebt hat, dann wäre meine Rassenkarte Nr. II vielleicht falsch; vorausgesetzt, daß wir nicht zu dem Schluß berechtigt sind, daß wir ihn in derselben Form bereits beim Beginn des Diluviums auf Java ansetzen dürfen. Sollte sich ein mitteldiluviales Alter des Pithecanthropus noch einmal einwandfrei nachweisen lassen, dann wären wir sogar der Unbequemlichkeit enthoben, einen so primitiven schimpansoiden Urmenschen im südöstlichsten Teile der Alten Welt so frühzeitig feststellen zu müssen; denn man könnte ja immer annehmen, daß sein Auftreten auf Java um so wahrscheinlicher wird, je später wir ihn dort finden.

Aber das ändert natürlich gar nichts an der stammesgeschichtlichen Einordnung. Der Pithecanthropus zeigt uns durch sein Dasein, daß es eine solche Menschenform wirklich einmal gegeben hat; und wir brauchen uns nicht mit der Idee aufzuhalten, daß sie vielleicht durch Rückentwicklung aus höheren Formen entstanden sein könnte. Solche Phantasien gehören nicht in ein wissenschaftliches Buch; denn auch ein mitteldiluvialer Pithecanthropus erklärt sich zwanglos dadurch, daß er als Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit noch in die spätere Periode hineinreicht. Solche Fälle sind uns aus der Zoologie nichts Neues, und sie sind selbstverständlich auch beim Menschen möglich.

Für mich persönlich haben aber alle vorgebrachten Beweise für ein jüngeres Alter des Pithecanthropus noch nichts Überzeugendes, und ich neige vielleicht gefühlsmäßig mehr zu der Ansicht, daß man den Pithecanthropus so lange als Leitfossil für seine Zeit ansetzen muß, bis uns das Gegenteil bewiesen ist.

Beim Australopithecus war ja bereits darauf hingewiesen, daß wir sehr wohl damit rechnen können, höher entwickelte Primaten noch in Zeiten anzutreffen, in denen bereits der Homo die Erde bewohnt. Ich habe die unvor-

eingenommene Datierung des Australopithecus Nr. II durch den Entdecker Broom immer gewürdigt, weil wir so oft das Gegenteil finden, daß der Entdecker eines wichtigen Menschenfossils das Bestreben hat, seinen Fund als möglichst alt hinzustellen.

Es mögen also seit der Menschwerdung bis zum Stadium des Pithecanthropus hunderttausend Jahre und mehr vergangen sein; wir sind nicht imstande, darüber zu urteilen, ob es nun halb so viele oder doppelt so viele gewesen sind. Auf jeden Fall ist reichlich Zeit vorhanden, um eine Ortsveränderung von Europa bis Java überhaupt nicht mehr als „Wanderung" in Betracht zu ziehen. Auffällig könnte vielleicht sein, daß die Formentwicklung in dieser ganzen Zeitspanne nicht weiter vorwärts getrieben worden ist. Aber das ist bei genauerer Überlegung nicht auffällig, sondern natürlich. Wir werden später das Entsprechende bei der Entwicklung der menschlichen Kultur wiederfinden. Die ersten Stadien, sowohl in der körperlichen Ausbildung als auch in den geistigen Errungenschaften, müssen unvorstellbar lange gedauert haben gegenüber dem Zeitraum, den wir Alluvium nennen, oder gar, den wir geschichtlich überblicken können. So lange die Urmenschheit aus wenig Individuen bestand und in einer Lebenshaltung befangen war, die sich bis auf den Feuerbesitz nicht wesentlich von der der Menschenaffen unterschied, war auch kein Anlaß gegeben zu einer schnellen Aufwärtsentwicklung. Ich habe ebenfalls im „Ursprung der Menschheit" schon darauf hingewiesen, daß die wichtigste Triebkraft zum Aufstieg der Menschheit in der Menschheit selbst gesucht werden muß. Es ist der ewige Kampf ums Dasein und die ewige Befehdung, die Menschen gegen Menschen treibt. Mit der Brandfackel in der Hand hatte der erste Mensch dem Tierreich gegenüber einen solchen Vorsprung, daß ihm wirkliche Gefahren der Ausrottung von dieser Seite nicht mehr entgegentraten.

Wenn also die ersten Menschenhorden ihre Wohnsitze verließen und sich als Entdecker auf ihrer Erde umsahen, fanden sie nicht nur Platz überall dort, wo sie hinkamen, sondern es war auch niemand da, der ihnen den neuen Raum ernstlich streitig machte. Damit fielen die Voraussetzungen, die notwendig sind, um eine schnelle Weiterentwicklung herbeizuführen. Erst als die Erde dichter vom Menschen besiedelt wurde und damit der Anlaß zu Unterschieden körperlicher und kultureller Art gegeben war, kam es dahin, daß jede Auswanderung zugleich ein Eroberungszug werden mußte und daß nur der bestehen konnte, der dem anderen überlegen war.

So wird es erklärlich, daß ein Pithecanthropus auf Java genügend Zeit zu einer Wanderung von Europa her gehabt hat und doch noch deutlich seine Herkunft aus schimpansoidem Ahnenstamm bezeugt. Daß trotzdem aber keine Ausdehnung in breiter Welle mit dauernder Ausfüllung des Zwischenraumes vorgelegen haben mag, könnte sich daraus schließen lassen, daß wir auf dem ganzen Wege bisher keine Spuren davon gefunden haben.

Der Pithecanthropus ist also sicher nicht ein an die Grenze bewohnbaren Gebietes gedrängter Rassensplitter, der vor höher organisierten Zeitgenossen weichen mußte. Wir können vielmehr damit rechnen, daß sein Aufenthalt in Java länger gedauert hat als die Zeit der langsamen Ausbreitung. Außerdem bleibt es natürlich ein Zufall, daß Dubois gerade auf Java gegraben hat und den Affenmenschen fand; es könnte uns das Glück ebenso gut noch einmal an anderen Plätzen hold sein, die zur Zeit völlig unerforscht geblieben sind.

Africanthropus

Auch dieser Glücksfall ist jetzt eingetreten. 1935 fand Kohl-Larsen bei einer ethnologischen Expedition durch Deutsch-Ostafrika am Njarasa-See neben verschiedenen neolithischen und zum Teil vielleicht auch jungpaläolithischen Schädeln und Skeletten die zertrümmerten Reste von zwei oder drei Schädeln, die allein schon durch ihren Mineralisierungszustand auffielen. Die Schädelstücke machen überhaupt nicht mehr den Eindruck von Knochen, sondern sind hart und schwer wie Stein, dabei meistens tiefschwarz gefärbt. Ich erwähne das besonders, weil ich fast alle in Europa zugänglichen Urmenschenschädel selbst in der Hand gehabt habe; bei keinem, auch nicht beim Pithecanthropus oder beim Eoanthropus oder beim Mann von Broken Hill, habe ich so sehr das Gefühl gehabt, eine „Versteinerung" in der Hand zu halten. Das spezifische Gewicht von vier verschiedenen Knochenstücken, das durch Dr. Lochte-Holtgreven vom Institut für Experimentalphysik (Kiel) bestimmt wurde, liegt zwischen 2,54 und 2,74. Das sind für Schädelknochen auffallend hohe Zahlen. Es wurde mir daraufhin einmal entgegengehalten, daß in Afrika Knochen außerordentlich schnell mineralisieren könnten. Die Möglichkeit dazu wird überall vorliegen; aber auch im ostafrikanischen Graben ist eine entsprechende Zeitspanne notwendig, um einen Schädel bis zu diesem spezifischen Gewicht zu mineralisieren. Es mußte darauf hingewiesen werden, weil bereits von Reck eine Veröffentlichung erschienen ist, in der der Schädel als möglichst jungdiluvial hingestellt wird — im Gegensatz zum Oldoway-Skelett, das ja möglichst alt sein soll. Die von Kohl-Larsen gefundenen Schädeltrümmer vom Njarasa-See lagen auf einer Sandsteinbank, zum Teil steckten sie noch fest verbacken im Sandstein. Es war klar, daß durch starke Windeinwirkung die Schädeltrümmer allmählig freigelegt wurden, so daß danach eigentlich kein Zweifel darüber besteht, daß die Fossilien vor dem Erhärten in die Sandsteinbank gekommen sind.

Aus der umgebenden Fauna ist noch kein sicherer Schluß zu ziehen; es liegen Fossilien vom Pliozän vor (auch Hipparion ist dabei) bis hinauf zu rezenten Formen. Dabei ist „rezent" bekanntlich kein Maßstab für geo-

logisches Alter, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn auch Hippopotamus mit schwarzen, stark mineralisierten Stücken vertreten ist.

Unter diesen Umständen ist der Schädelfund zunächst als Leitfossil zu verwerten. Die Zeit, in die er seiner Morphologie nach gehören müßte, ist am Fundplatz durchaus gegeben; und wenn wir bis jetzt auch nicht sicher behaupten können, daß er gerade in diese Periode hineingehört, dann ist er ohne Zeitangabe als das zu bestimmen, was er seiner Form nach ist; und das ist ohne Zweifel die Pithecanthropusstufe.

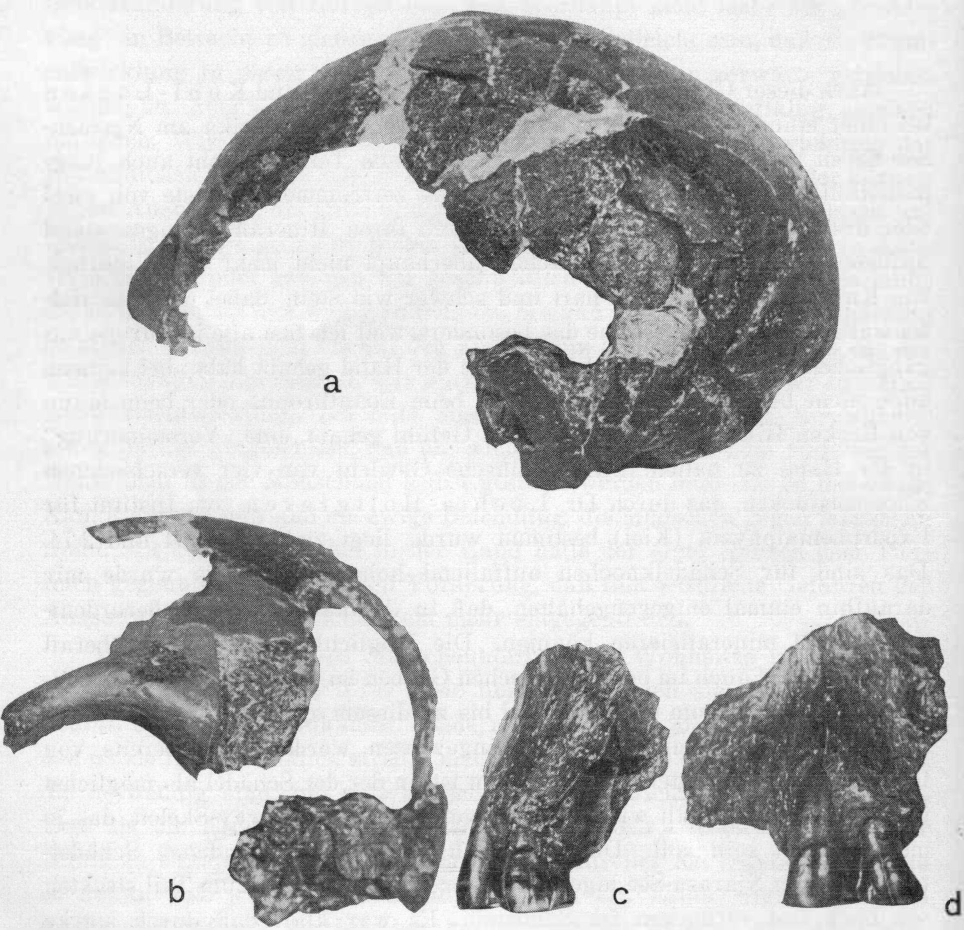


Abb. 8. Der neue Affenmensch vom Njarasa-See (Ostafrika), Africanthropus I., entdeckt 1935 von Dr. Kohl-Larsen. a linke Seitenansicht; b Vorderansicht der bisherigen Zusammensetzung; c und d linke Oberkieferhälfte von der Seite und von vorn, mit dem Eckzahn und dem vorderen Lückzahn.

Ehe man aber zu dieser Diagnose kommen kann, ist eine sehr sorgfältige Zusammensetzung des Schädels notwendig — das ist in diesem Falle

eine der schwierigsten Aufgaben, vor die uns die Paläanthropologie jemals gestellt hat. Ein Knochenstückchen, das größer ist als ein Fünfmarkstück, fällt bei den Funden durch seine Größe auf. Die genannte Arbeit von Reck muß deshalb als durchaus verfrüht bezeichnet werden. Reck und Leakey hatten eine vorläufige Zusammensetzung des Schädels vorgenommen, die im wesentlichen die endgültige Gestalt gut erkennen ließ. Zu Messungen war aber diese Rekonstruktion noch nicht zu gebrauchen, da die einzelnen Knochenstücke auf einem Plastilinkern aufgelegt waren. Dadurch war es nicht möglich, zu kontrollieren, ob auf der Innenseite der Schädelwände die Aneinanderfügungen auch ebenso gesichert waren, wie sie es auf der Außenwand zu sein schienen. Unter den vielen einzelnen Teilen ließen sich nämlich wohl Stücke finden, die in der Wölbung ganz gut an die betreffende Stelle paßten. Der Beweis für die Richtigkeit der Rekonstruktion konnte aber erst durch die Kontrolle der Schädelinnenwände erbracht werden; deshalb war es unbedingt notwendig, alle Stücke, die aneinanderstießen, durch freies Aneinandersetzen aufzubauen. Diese Arbeit übernahm hauptsächlich Bauermeister, worüber in der Monographie genauer berichtet wird.

Es war von vornherein klar, daß die Reste von wenigstens zwei Individuen vorliegen; wahrscheinlich sind es aber drei. Ein Anhaltspunkt, wodurch die Schädel zertrümmert sind, ob sie schon zerschlagen in die Sandsteinbank gerieten oder dort erst durch Erddruck zersprengt wurden, wird sich mit Sicherheit nicht feststellen lassen; jedoch weist Kohl-Larsen darauf hin, daß die Tierknochen in typischer Weise zerschlagen sind, so daß auch für die Menschenschädel der gleiche Verdacht berechtigt ist. Manche Bruchstellen sind so scharf, daß sich die Ränder glatt aneinanderfügen lassen, andere sind etwas abgerollt. Dem entspricht, daß alle Stücke (ungefähr 200) in einem Umkreise von kaum 2 m Durchmesser aufgelesen oder aus dem Grund herausgemeißelt wurden. Ein weiterer Transport hat also nicht stattgefunden. Kohl-Larsen berichtet, daß der Abtragungsprozeß durch den Wind die heutige Lage der Knochenstücke ganz zwanglos erklärt. Auch jetzt noch decken die Ostwinde an der Ostseite des Njarasa-Sees ab und bauen an der Westseite auf.

Obgleich Reck alle möglichen Gründe anführt, um den Schädel als mittel- oder gar jungdiluvial hinzustellen, nannte er ihn doch „Paläanthropus njarasensis". Damit sollte das Stück morphologisch wenigstens in die Anthropus-Stufe eingereiht werden. Ein Urteil darüber ließ sich also erst nach der gesicherten Zusammensetzung geben.

Die Anwesenheit von zwei Schädeln wird ohne weiteres durch zwei ganz gleichmäßig ausgebildete Hinterhauptsbeine bezeugt. Alle Schädeldeckknochen fallen außer durch die schon genannte Schwere und Schwärze auch durch ihre Dicke auf; zwischen zwei starken Kompakten liegt eine ver-

hältnismäßig dünne Spongiosa. Von dem Hauptfund müssen wohl sämtliche Schädelknochen vorhanden gewesen sein. Die ganze Hinterhauptsgegend und auch die linke Schädelseite mit Temporale, Parietale und Frontale ist größtenteils — wenn auch stark zertrümmert — vorhanden. Auch ein Teil der Hinterhauptsloch-Umrandung liegt vor; ebenso die Glabella, die innere Wand der Stirnhöhlen und ein Teil der rechten oberen Orbita-Umrandung mit dem rechtsseitigen Frontotemporale. Vom Gesicht haben wir ein Stück von der linksseitigen Oberkieferhälfte mit den aufgebrochenen Alveolen der Schneidezähne, dem Eckzahn und dem vorderen Prämolaren. Ferner einen 3. Molaren der linken Seite. Ein weiterer Maxillarteil und ein Stück vom linken Gaumen zeigen an, daß wohl auch das Obergesicht ganz vorhanden gewesen ist. Vom Unterkiefer ließen sich mit Sicherheit keine Reste feststellen.

An der Gleichartigkeit der Schädelstücke, auch wenn sie zu mehreren Individuen gehören, ist kein Zweifel. Die Erkennung der Personenzahl wird dadurch erschwert, daß das doppelte Vorkommen der kleinen Stückchen oft nicht mit Sicherheit festzustellen ist.

Eine vollständige Zusammensetzung, bei der alle Knochenränder in gegenseitige Berührung kamen, war demnach von vornherein nicht zu erwarten, da gar nicht alle Stücke des Schädels gefunden worden waren. Es mußte also rekonstruiert werden. Diese Aufgabe habe ich so durchgeführt, daß bis jetzt folgendes Ergebnis aufgestellt werden kann:

Mit Sicherheit ließ sich der linksseitige, hintere Schädelteil wieder zusammensetzen, so daß vom hinteren Rand des Hinterhauptsloches bis zum Stirnbein (b) mit Einschluß des Warzenfortsatzes und des Felsenbeines die Schädelform ohne Zweifel vorliegt. Der erhaltene Glabellarteil mit dem Oberrand der rechten Augenhöhle ließ sich durch ein großes Knochenstück so mit dem übrigen Schädel verbinden, daß für diese Zusammensetzung die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Die Bilder zeigen die dadurch erreichte, in sich geschlossene Form. Die rechtsseitige Schädelhälfte ist am Hinterhaupt so weit erhalten, daß sich spiegelbildlich der ganze Gehirnschädel rekonstruieren läßt. Die Monographie über den Fund wird alle Einzelheiten genau verzeichnen.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der neue Schädel in die Anthropusstufe gehört. Die mit völliger Sicherheit zusammensetzbaren Teile ergeben in der Median s a g i t t a l kurve vom Bregma bis zum Opistion eine Form, die sich mit dem ersten Sinanthropus völlig deckt. Im ganzen ist der Schädel aber etwas größer. Die größte Länge beträgt 191 mm, während Sinanthropus 187,6 mm mißt. Groß ist der Unterschied also nicht, immerhin nähert sich das afrikanische Fundstück dadurch mehr den etwas größeren Schädeln von Chou-Kou-Tien. In der Länge stimmt es mit dem weiblichen Schädel II von Loc. L genau über-

ein, in der Gesamtform aber gleicht er dem männlichen Sinanthropus Nr. III von Loc. L so sehr, daß die Kurve fast ganz parallel läuft. Jedenfalls ähnelt der Afrikaner mehr einzelnen Schädeln von Peking als es die Sinanthropusfunde untereinander tun. Wir haben also wieder die Bestätigung, daß die Frühformen der Menschheit, die wir mit dem Namen „Anthropus" zusammenfassen, auf der ganzen bewohnbaren Erde sich außerordentlich gleichen (s. auch Abb. 11 und 13).

Da die vollständige Bearbeitung der Kohl-Larsenschen-Funde noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird, sollen hier schon einige Einzelheiten über den neuen Pithecanthropus mitgeteilt werden. Die Schädelwände sind verhältnismäßig glatt; trotzdem das Stirnbein fast 9 mm Dicke erreicht, glaube ich deshalb weibliches Geschlecht eher annehmen zu können als männliches. Aber diese Frage ist nicht so wichtig; ich erwähne sie nur, weil sie bei anderen Funden besprochen wird. Sicher liegt ein erwachsenes Individuum vor, bei dem aber noch alle Schädelnähte an der Außenseite offen sind. An den inneren Schädelwänden sind die Nähte im Verstreichen. Danach ist die Altersfestsetzung wohl gesichert. Dem weiblichen Geschlecht könnten die schwachen Temporallinien entsprechen, trotzdem sie hoch am Schädel hinaufreichen; auch der Hinterhauptswulst ist verhältnismäßig schwach und ziemlich stark abgerundet, nicht so spitz wie beim Pithecanthropus und beim Sinanthropus I. Die gerundete Stelle bei dieser Kurve kommt also nicht nur beim Steinheimschädel vor. Die Warzenfortsetzung ist klein und flach.

Leider muß der vordere Teil der Glabella ergänzt werden, da die weiten Stirnhöhlen aufgebrochen sind. Es kann also nicht mit völliger Sicherheit behauptet werden, ob der Glabellarrand scharfkantig, wie beim Pithecantropus, oder etwas mehr gerundet wie bei den Sinanthropusfunden von Loc. L gewesen ist. Eine große Variationsbreite bleibt aber auch hier nicht offen; meine Rekonstruktion wird die richtige Form wohl getroffen haben.

Das mitgefundene Oberkieferstück mit den Alveolen der beiden linken Schneidezähne, dem Eckzahn und dem 1. Prämolaren paßt in der ganzen Gestalt wie auch im Gewicht und in der Färbung so gut zu dem Gehirnschädel, daß es sicher zum gleichen Individuum gehört. Dasselbe gilt auch von dem einzelnen Molaren der linken Oberkieferhälfte, der vermutlich ein M 2 ist.

Die Profilkurve des Oberkiefers läßt eine mäßige Prognathie erkennen, die in der Rekonstruktionszeichnung genau wiedergegeben ist und sich dem Gesamteindruck einfügt. Die Zähne selbst sind nicht groß und außerordentlich stark abgekaut, was zu dem angenommenen Geschlecht und Alter paßt. Immerhin liegen die Maße des Eckzahnes über dem Durchschnitt des rezenten Menschen. Remane, der die Zähne

bearbeitet, erwähnt die deutliche Ausprägung der vorderen und hinteren Vertikalfurche am Caninus, und bei den Molaren die divergierenden Wurzeln — was sehr an den Pithecanthropus erinnert. Trotz des eindeutig hominiden Charakters machen also die Zähne einen sehr primitiven Eindruck. Über die genauere Stellung in der Hominiden-Reihe kann aber erst die Hauptarbeit Auskunft geben.

Meine bisher vorgenommene Rekonstruktion (Abb. 9) wird dem Originalzustand sehr nahe kommen, darum seien einige Maße jetzt schon mitgeteilt, damit man aus ihrem Vergleich mit anderen Schädeln sich ein Bild von der neuen Entdeckung machen kann.

Größte Länge (g—op)		191 mm
Stirnbeinlänge (n—b)		104 „
Scheitelbeinlänge (b—l)		106 „
Hinterhauptslänge (l—o)		86 „
(l—op) 47 mm		
Nasion-Basion-Länge (n—ba)	ca.	103 „
Basion-Bregma-Höhe (ba—b)		109 „
Calottenhöhe über g-op-Linie		75 „
Ohrhöhe (po—b)		97,5 „
Höhe des Warzenfortsatzes bis zum Scheitel		124 „
Größte Breite (eu—eu)	ca.	143 „
Kleinste Stirnbreite (ft—ft)	ca.	92 „
Innere Schädellänge	ca.	150 „
Längen-Breiten-Index 75		
Calotten-Höhen-Index 39,2		
Höhen-Längen-Index (b—ba) 57		
Ohrhöhen-Längen-Index 51,3		
Lage-Index des Bregma 39,2		
Schädelinhalt nach Welcker I = 1099, nach Froriep = 1071 ccm		

Es ist an dieser Stelle natürlich nicht möglich, die Vergleichszahlen von Anthropus- und Neandertaler-Schädeln zu zitieren; aber soviel sieht man doch, daß der neue Schädel im deutlichen Abstand unter den Neandertalern bleibt und vollkommen in die Kurven der Sinanthropus-Funde hineinfällt, die selbst nach unten hin durch den Pithecanthropus erectus abgeschlossen werden. Der Pithecanthropus ist also immer noch der niedrigste, den Anthropoiden am meisten genäherte Hominide. Wenn auch Einzelheiten bei dem Afrika-Schädel die Urtümlichkeit des Pithecanthropus erreichen oder auch gar noch übertreffen (der Außen-Innen-Längen-Index des Schädels beträgt sogar nur 83,2 gegen 84 beim Pithecanthropus), so ist im ganzen doch ein geringer Fortschritt ins Menschliche zu verzeichnen. Das Stirnbein ist z. B. etwas kürzer als das Scheitelbein, auch die Scheitelwölbung ist trotz der flachen Stirn stärker als beim Pithecanthropus. Manche Verhältniszahlen scheinen dem Steinheim-Schädel zu gleichen. Alle Annäherungen beziehen sich also immer wieder auf Schädel, die u n t e r der Neandertaler Stufe stehen.

Es ist deshalb auch gerechtfertigt, im Namen die Stufe festzulegen; sinngemäß würde die Bezeichnung „A f r i k a n t h r o p u s" am besten passen. Reck wollte als Genusname „Paläoanthropus" vorschlagen. Die Bezeichnung ist aber einmal schon vergeben und andererseits wenig zutreffend, wenn allein schon durch „Anthropus" die Frühstufe gekennzeichnet sein soll. Dagegen kann die von Reck gegebene Artbenennung „njarasensis" wohl bestehen bleiben — aber mit der selbstverständlichen Betonung, daß sich diese Bezeichnung auf den O r t bezieht, ohne eine

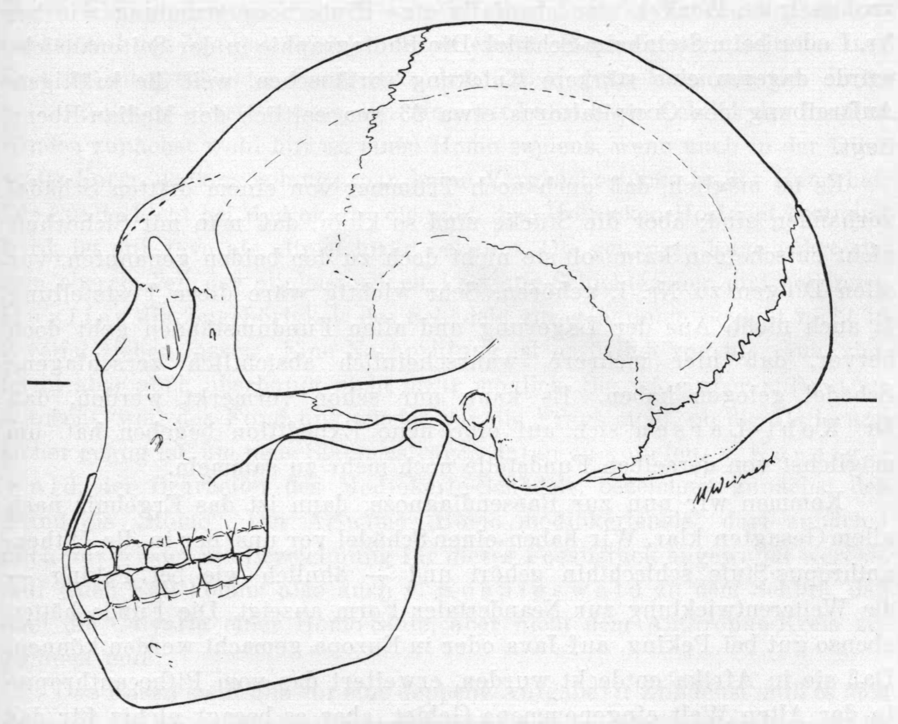


Abb. 9. Rekonstruktion des Africanthropus (vgl. Abb. 8).

Spezies im zoologischen Sinne damit abgrenzen zu wollen. Daß der afrikanische Name „njarasensis" sich nicht gut ausspricht, braucht kein Hinderungsgrund zu sein, denn im allgemeinen wird man mit „Afrikanthropus" auskommen können. Wir haben durch den „A f r i k a n t h r o p u s n j a r a s e n s i s" nun auch Afrika in den Bereich der Früh-Menschen-Stufe einbeschlossen und können den eben beschriebenen Schädel auch gleich als A f r i k a n t h r o p u s I bezeichnen. Von einem zweiten Schädel liegt, wie schon gesagt, als ganz sicherer Beweis die linke Hälfte des Hinterhauptbeines vor. Die Protuberantia occipitalis ist stärker als beim Schädel Nr. I, sonst hat das Stück einen ganz ähnlichen

Erhaltungszustand. Am Torus erreicht es eine Dicke von 15 mm; die durchschnittliche Knochenstärke beträgt 9 mm. Die Färbung ist nicht ganz so schwarz wie bei Nr. I; die Bruchkanten und die erhaltene Lambda-Naht sind sehr scharfkantig, also vollkommen ungerollt. Der Schädel ist anscheinend auf die gleiche Art und Weise wie der erste zertrümmert worden. Wenn man auf den Occipital-Wulst hin eine Geschlechtsbestimmung vornehmen wollte, würde man zur Diagnose „männlich" kommen. Die Mediansagittal-Kurve zeigt einen verhältnismäßig großen Inion-Winkel, also ebenfalls eine Hinterhauptsrundung wie bei Nr. I oder beim Steinheim-Schädel. Die Photographie in der Seitenansicht würde dagegen eine stärkere Knickung vortäuschen, weil die kräftigste Auftreibung des Occipitaltorus etwa 33 mm seitlich der Median-Ebene liegt.

Es ist möglich, daß auch noch Trümmer von einem dritten Schädel vorhanden sind; aber die Stücke sind so klein, daß man mit Sicherheit nicht entscheiden kann, ob sie nicht doch zu den beiden genannten, vor allen Dingen zu Nr. I, gehören. Sehr wichtig wäre diese Feststellung ja auch nicht. Aus der Lagerung und allen Fundumständen geht doch hervor, daß hier mehrere, wahrscheinlich absichtlich zerschlagene Schädel gelegen haben. Es kann nur schon vermerkt werden, daß Dr. Kohl-Larsen sich auf eine neue Expedition begeben hat, um möglichst von derselben Fundstelle noch mehr zu sammeln.

Kommen wir nun zur Rassendiagnose, dann ist das Ergebnis nach allem Gesagten klar. Wir haben einen Schädel vor uns, der in die Pithecanthropus-Stufe schlechthin gehört und — ähnlich wie bei Peking — die Weiterentwicklung zur Neandertaler Form anzeigt. Die Funde hätten ebenso gut bei Peking, auf Java oder in Europa gemacht werden können. Daß sie in Afrika entdeckt wurden, erweitert das vom Pithecanthropus in der Alten Welt eingenommene Gebiet, aber es besagt nichts für das negerische Afrika. Der Homo rhodesiensis von Broken Hill könnte als Nachkomme des Afrikanthropus ohne weiteres in Frage kommen; und das liegt daran, daß auch er noch die rassisch indifferente Weiterentwicklung zeigt. Damit wird natürlich nicht behauptet, daß der Rhodesia-Mann, weil er aus Afrika stammt, der direkte Nachkomme des Afrikanthropus sein müsse. Auch für die Urheimat des Menschengeschlechtes besagt die Fundstelle in Ostafrika nichts. Wenn der Pithecanthropus schon auf Java gefunden war, wo es keine schimpansoiden Vorfahren gab, dann kann natürlich ein Anthropus von der Geburtsstätte der Menschheit nach Ostafrika kommen. Aber Afrika selbst ist altes Summoprimatenland; jedoch ist es unwahrscheinlich, daß die Tropengegend einmal Menschheitsparadies gewesen ist.

Modjokerto-Kind

Neuerdings muß die Pithecanthropus-Stufe wenigstens noch durch zwei vorläufige Zitate vermehrt werden. Es handelt sich zuerst wieder um einen noch nicht sicher einzureihenden Fund; und zwar, als ganz besondere Seltenheit unter fossilen Menschenresten, um die Calvaria eines etwa 1½jährigen Kindes, die im Februar 1936 bei einem Orte Modjokerto in Ostjava gefunden ist. Als mir der noch nicht bekanntgegebene Abguß des Stückes vorgelegt wurde mit der Frage, zu welchem anderen Java-Fund ich dieses Kleinkind stellen würde, kam ich dem äußeren Eindruck nach zunächst auf den Wadjak-Schädel, der in einem entsprechenden Zeitalter und auch in entsprechender Form etwa dem Cro-Magnon-Menschen des Jungpaläolithikums gleichzusetzen ist. Man wird also beim Anblick des fossilen Kindes zunächst wohl nur an einen Homo sapiens, wenn auch in der Diluvialis-Form, denken, solange man keine Vergleichsstücke in der Hand hat. Die Fundschicht bei Modjokerto, die nach dem Mollusken-Horizont bestimmt wird, ist auf Java als altpleistozän bekannt. Die genauere Lage rührt aus dem oberen Teil der altpleistozänen Poetjang-Schichten her und soll nach Duyfjes die Zugehörigkeit des Schädels zur genannten Schicht nicht in Zweifel ziehen lassen. Eine Nachprüfung ist natürlich von hier aus, vielleicht aber auch überhaupt nicht mehr möglich. Sie wäre aber äußerst erwünscht, weil der Fund uns wieder vor die Frage stellt, ob die Datierung sicher genug ist, um neue Stammesfragen daran zu knüpfen. v. Koenigswald, der Bearbeiter des Modjokerto-Schädels, bezeichnet zunächst den Fund als „Homo". Der Artname „Homo modjokertensis" darf zunächst auch nur wieder als Bezeichnung für dieses Fossilstück angewandt werden. Auf jeden Fall kommt also auch v. Koenigswald zu dem Schluß, daß man die Calvaria einer Homo-Stufe, aber nicht dem Anthropus-Kreis zurechnen muß.

Das Fossil stellt uns vor eine doppelte Aufgabe*): Zunächst muß es sich darum handeln, individuell festzustellen, wie der Modjokerto-Mensch im erwachsenen Zustand ausgesehen haben müßte. Die Beantwortung dieser Frage ist gar nicht so leicht. Wir haben keine Pithecanthropus-Säuglinge. Zwar kennen wir von den Ngandong-Schädeln das Stirnbein eines etwa 10jährigen Kindes. Dazu passen auch der Zeit nach wahrscheinlich die Neandertaler Kinder aus den europäischen Funden. Aber auch bei ihnen handelt es sich doch um ältere Kinder, die das 5. Lebensjahr überschritten haben. Nach der phyletisch tieferen Seite hin stehen uns die Kinderschädel der Anthropoiden zur Verfügung, von denen also stammesgeschichtlich nur der Schimpanse in Betracht kommen kann. Bei Hominiden und Anthropoiden verläuft aber das Wachstum des Schädels, hier in bezug auf die Mediansagittale gemeint, sehr verschieden. Bei den Summoprimaten Schimpanse

*) Bearbeitet von H. Grimm-Kiel.

und Gorilla kommt durch den Vorbau des Gesichts das Auftreten der Stirnhöhlen und die Ausbildung des Supraorbitaltorus trotz der Vergrößerung des Gehirnschädels eine Abflachung der Stirn und damit eine Verringerung der Höhenindizes zustande. Beim Menschen nimmt der Stirnwinkel mit wach-

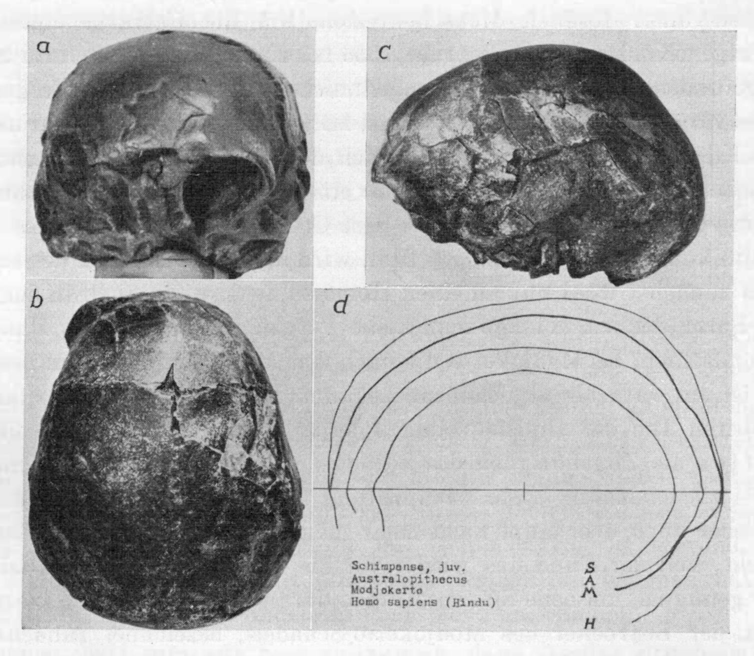


Abb. 10. Kindlicher Schädel von Modjokerto — Java. *d* Vergleichskurven nach H. Grimm. (S = Schimpanse, A = Australopithecus I, M = Modjokerto, H = Hindu-Kind.)

sendem Alter zwar auch ab, aber die Schädelhöhe wird doch so groß, daß eine wesentliche Änderung der Höhenindizes nicht stattfindet.

Der erste Eindruck von der Homo-Sapiensartigkeit des Modjokerto-Kindes wird nun doch sehr verringert, wenn man ein gleichaltriges rezentes Kind danebenstellt. Die absolute Schädellänge (bei Modjokerto 138 mm) braucht durchaus nicht größer zu sein, aber der Gehirnschädel hat einen wesentlich höheren Inhalt, bedingt durch größere Breite und vor allen Dingen durch größere Höhe. So kommt es, daß die Mediansagittalkurven doch recht verschieden ausfallen und eher mit dem Neandertaler-Kind zusammenfallen würden. Zwar ist der 5jährige Knabe von Gibraltar schon so groß, daß das 8jährige La-Quina-Kind mit seiner etwas kleineren Kurve noch besser zum Vergleich paßt. Daraus sieht man dann, daß ein Homo „sapiens“ bei Modjokerto kaum vorliegen wird. Es könnte sich demnach wohl um einen kindlichen Schädel der Neandertaler-Stufe handeln. Es soll auch nebenbei mit bemerkt sein, daß die Mediansagittalkurve des Australo-

pithecus von Taungs zwar deutlich in anthropoider Weise unter dem Modjokerto-Fossil bleibt, daß aber der Verlauf der Mediansagittalen zwischen beiden doch ähnlicher ist, als der zwischen Taungs und einem rezenten Schimpansen-Kind. Die Knochendicke des Java-Fundes ist für einen Kinderschädel entsprechenden Alters normal. Auch andere Merkmale, wie Jochbogenansatz, Form der Unterkiefergelenkpfannen, fallen nicht aus dem Rahmen des Menschlichen heraus. Dem Homo sapiens gegenüber ist vielleicht die postorbitale Einschnürung etwas kräftig; dementsprechend auch die Vorwölbung des Überaugendaches am äußeren Rand. Das würde mehr auf Neandertaler schließen lassen. Grimm hat deshalb zum Vergleich die Augenmittensagittalen mit herangezogen, die in mancher Beziehung mehr aussagen können. Daraus ergäbe sich wieder eine Annäherung an die Primigenius-Stufe. Schließlich gibt ein Vergleich mit dem von mir eingangs genannten Wadjak-Schädel eine ganz überraschende Parallelität der beiden Mediansagittalkurven. Es sieht so aus, als brauche hier nur eine Vergrößerung mit entsprechender Verstärkung der Glabellar-Wölbung einzutreten, um völlige Kongruenz zu ergeben. Aber die Ähnlichkeit von Kurven ist doch nur ein äußeres Kennzeichen, das sehr leicht zu voreiligen Schlüssen verleiten kann. Ausschlaggebend ist für den fraglichen Fund wohl die Gesamtgröße. Die Maße betragen für die Länge 138 mm, für die Breite (ergänzt) 115 mm und für die Basion-Bregma-Höhe (ergänzt, da das Basion selbst nicht erhalten ist) 91—94 mm. Ferner ergibt sich ein Schädelinhalt von ca. 730 ccm. Vergleichen wir damit gleichaltrige Sapiens-Kinder, dann haben wir trotz der großen Variationsbreite bei den letzteren doch einen auffälligen Unterschied; nämlich rund 200 ccm oder 25% mehr.

Da ein rezentes Sapiens-Kind mit 1½ Jahren ungefähr ⅔ seines endgültigen Schädelinhalts hat, ließe sich für Modjokerto im Erwachsenenzustand eine Kapazität von annähernd 1100 ccm errechnen. Mit den Grenzen 1000—1100 ccm würde man wohl das richtige Maß treffen. Dem Pithecanthropus erectus habe ich nach meiner Rekonstruktion einen Gehirnraum von ca. 1000 ccm errechnet. Auch das ist für das Modjokerto-Kind zu beachten.

Daraus könnte man schließen, daß die auf den ersten Eindruck begründete Stellung zum Wadjak-Schädel wohl beeinflußt war durch die kindlich steile Stirnkurve und durch das Fehlen vergleichbarer Sapiens-Kinder. Danach mag aber der Modjokerto-Schädel doch insofern als Leitfossil dienen können, als seiner morphologischen Beschaffenheit nach am diluvialen Alter nicht gezweifelt werden kann. Vor weitergehenden Schlüssen möchte ich mich indessen hüten. Es fehlt uns der sichere Nachweis, wie Neugeborene und Kleinkinder sowohl auf der Anthropus-Stufe wie auch im Neandertaler-Kreis aussehen. Es bleibt uns zuviel Möglichkeit, die weitere Entwicklung des Modjokerto-Kindes so oder so zu denken. Außerdem hat gerade Java in der letzten Zeit so viele neue Urmenschenstücke zutage gebracht, daß

dadurch die wissenschaftliche Diskussion über die urgeschichtlich-klassische Stätte neu in Fluß gekommen ist. Der Erfolg dieser neuen Ausgrabungsergebnisse ist aber leider umgekehrt, als man erwarten sollte. Während sich nach der Pithecanthropus-Entdeckung Naturwissenschaftler und Theologen um die Zulassung von Schlußfolgerungen stritten, die doch nicht aus der Welt zu schaffen waren, haben die Neuentdeckungen auf Java zu wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten geführt, die ernst zu nehmen sind. Die einstmalige Existenz des Affenmenschen wird dadurch keineswegs in Zweifel gezogen. Aber wir müssen zum mindesten die Frage zitieren und offen lassen, ob in diluvialen Schichten schon Menschenformen existierten, die eine zeitliche Aufeinanderfolge von Anthropus, Neandertalensis und Sapiens diluvialis auch anders denken lassen. Wie bei allen derartigen Funden ist gleichfalls hier wieder die Unsicherheit der Einordnung noch zu groß, als daß man darauf stammesgeschichtliche Schlußfolgerungen aufbauen darf. Für Rasseneinordnungen ist das Kind von Modjokerto natürlich vollends ungeeignet; deshalb muß auch dieses kurze Zitat des Fundes genügen. Hier handelt es sich zunächst einmal darum, die behauptete „Lagerung in ungestörten Schichten“ sicher zu stellen. Wenn man heute daran geht, das Pithecanthropus-Femur vom Schädel zu trennen und dem zeitlich späteren Ngandong-Menschen zuzuordnen, dann wird man sich auch nicht so leicht der Schlußfolgerung anschließen, daß der Homo von Modjokerto dem Pithecanthropus zeitlich voraufgegangen sein soll.

Der neue Pithecanthropus von Java

Der andere neue Java-Fund scheint nun endlich als „Pithecanthropus“ das jahrzehntelange Suchen zu belohnen. V. Königswald meldete zunächst die Entdeckung eines Unterkiefers, bald darauf aber auch den dazugehörigen Gehirnschädel. Wir haben also nicht nur die Bestätigung, daß der Pithecanthropus erectus eine auf Java bodenständige und zeitgemäße Menschheitsform war, sondern auch noch den anderen Beweis, daß der bisher noch fehlende Unterkiefer so aussah, wie wir es erwartet hatten.

Der Gehirnschädel des neuen Stückes ist zwar zerbrochen, aber die einzelnen Knochen liegen in so großen Stücken vor, daß die Zusammensetzung von der Orbita bis zum Hinterrand des Hinterhauptsloches gesichert ist; auch beide Scheitelbeine sind vorhanden. Die Form des Schädels und die starke postorbitale Einschnürung ergeben die Diagnose: Pithecanthropus.

Und der Unterkiefer ist in seiner Gestalt ebenfalls nicht neu: er gleicht am meisten dem Unterkiefer von Mauer. Er ist also massig und schwer wie beim Homo heidelbergensis, der nun vielleicht doch „Anthropus“ heißen müßte. Aber der neue Java-Kiefer ist in der Bezahnung

urtümlicher. Die Backenzähne nehmen an Größe von vorn nach hinten zu — wie bei Anthropoiden; und der Weisheitszahn erreicht gar eine Länge von 14,5 mm (mesio-distal gemessen).

Am Rassenproblem ändert der neue Fund nichts; daß er den alten Pithecanthropus bestätigt und unsere Kenntnisse über ihn erweitert, kennzeichnet seine Bedeutung.

Sinanthropus

Als dritten Punkt hätten wir auf unserer früh-diluvialen Karte den Ort Chou-Kou-Tien bei Peking zu verzeichnen, der heute als Fundplatz des Sinanthropus pekinensis bekannt und berühmt geworden ist. Wegen der großen Bedeutung dieser Anthropus-Station soll die Entdeckungsgeschichte von Chou-Kou-Tien hier noch einmal kurz zusammengefaßt werden.

Der Verdacht, daß bei Peking sehr alte Menschenreste zu finden seien, liegt schon jahrelang zurück. Haberer hatte bereits vor dem Kriege in einer chinesischen Apotheke einen fossilen Zahn entdeckt (der dort als

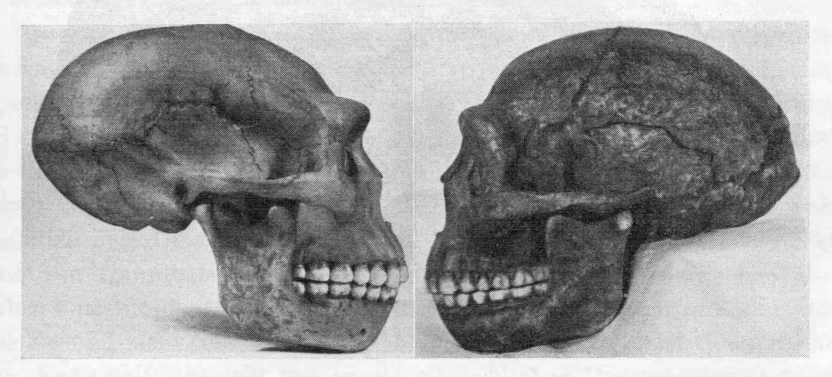


Abb. 11. Rekonstruktionen des Pithecanthropus (links) und des Sinanthropus I (rechts) von Weinert.

Medikament verkauft wurde), der unter dem Namen Schansi-Zahn in der paläanthropologischen Literatur als Urmenschen-Stück geführt wurde. Genauere Schlüsse konnte man nicht darauf aufbauen, weil der Zahn viel zu stark abgekaut war. Dann entdeckte 1921 Andersson den Fundplatz Chou-Kou-Tien, von dem hier die Rede sein soll. Unter den dort gesammelten Fossilien fand Zdansky wieder zwei menschliche Mahlzähne, deren paläolithisches Alter unzweifelhaft war. Dann kam noch im Jahre 1927 ein weiterer Dauermolar aus dem Kiefer eines Kindes dazu. Und nun wiederholte sich die gleiche Entdeckungsgeschichte, die auch beim Pithecanthropus vorgelegen hatte. Der leider zu früh verstorbene Dr. Davidson Black, der die Ausgrabungsleitung von Chou-Kou-Tien übernommen hatte,

begründete auf diesen Backenzahn hin die neue Affenmenschenform „Sinanthropus". In einer eingehenden Monographie zeigte er, wie dieser einzelne Zahn zwischen einer Schimpansen-ähnlichen Vorfahrenstufe und dem eigentlichen Menschen vermittelte; und in Anlehnung an den Pithecanthropus von Java wählte er die neue Bezeichnung mit dem Sinn „chinesischer Affenmensch von Peking". Die Übereinstimmung mit dem Java-Fund beruht darauf, daß auch Dubois als erstes Fundstück bei Trinil einen Backenzahn ausgrub, den er — wie an betr. Stelle gesagt — zunächst einer großen Schimpansenart zuschrieb, obwohl er natürlich genau wußte, daß ein Schimpanse auf Java nichts zu suchen hatte. Die wissenschaftliche Bezeichnung des Schimpansen ist „Anthropopithecus", der Menschenaffe. Als Dubois dann das berühmte Schädeldach an derselben Fundstelle entdeckte,

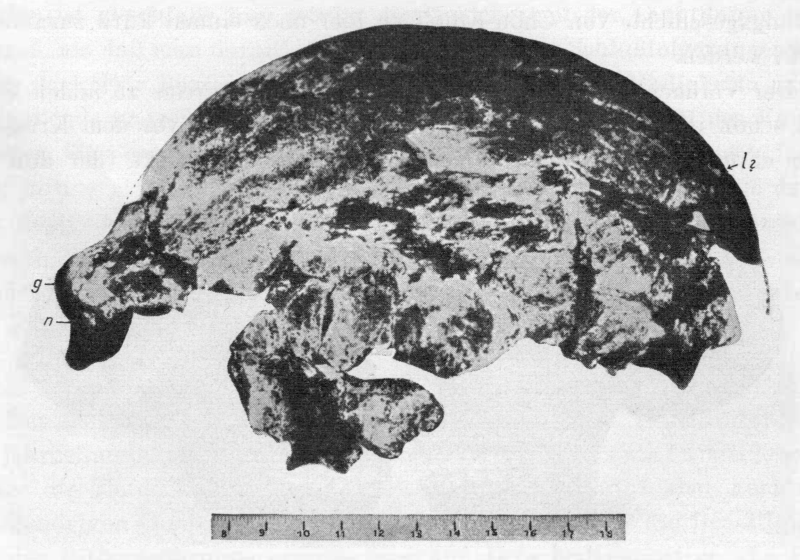


Abb. 12. Sinanthropus II (nach D. Black).

war ihm die früh-menschliche Stellung des Fossils ohne weiteres klar; und so ergab sich der bereits von Haeckel geprägte Name „Pithecanthropus".

Auch Black hoffte nach der Entdeckung der Sinanthropus-Zähne auf mehr Beweisstücke, und drei Jahre lang wurde in Chou-Kou-Tien mit größter Aufmerksamkeit weitergegraben. Und als man schon alle Hoffnung aufgeben wollte, hatte Blacks chinesischer Mitarbeiter Pei am letzten Tage des Jahres 1929 das Glück, einen Gehirnschädel zu finden, der dem von Trinil auf Java vollkommen entsprach.

Black's Diagnose „Sinanthropus" war damit gerechtfertigt. Der neue Fund — man nennt ihn Sinanthropus Nr. I von Loc. E — glich dem Pithecanthropus von Java so sehr, daß ich persönlich gewünscht hätte, er

wäre als Pithecanthropus pekinensis bezeichnet worden. Black schrieb mir damals selbst noch, daß auch er dieser Namengebung zugestimmt hätte. Und trotzdem schadet es nichts, daß wir für die chinesischen Funde die eigene Bezeichnung „Sinanthropus" haben. Wir werden damit nicht den Begriff einer neuen Gattung verbinden, da die gesamte Menschheit trotz ihrer erdumspannenden Ausbreitung auch heute nur als eine Art aufgefaßt werden kann. Es ist m. E. etwas anderes, was außer der geographischen Lage die eigene Bezeichnung rechtfertigt. Schon vor der Entdeckung des Sinanthropus I hatte man nämlich einen großen Steinklumpen eingebracht, in dessen Innern man die Reste eines menschlichen Schädels vermutete, und als die Ausmeißelung beendet war, stand man tatsächlich vor einem neuen Menschenschädel, der nun als Sinanthropus II vom Loc. D in die Literatur eingeführt wurde. Hätte man dieses Stück zuerst in seiner ganzen Form gekannt, dann würde man vielleicht gezweifelt haben, ob der Name Sinanthropus dafür berechtigt war. Denn diese zweite, weniger gut erhaltene Schädelkalotte schließt sich der nächst höheren Menschheitsstufe, dem Neandertaler, so sehr an, daß man sie ebensogut noch zum Pithecanthropus als bereits zum Homo neandertalensis hätte stellen können.

Es ist auch einmal der Gedanke aufgetaucht, ob hier Reste verschiedener Entwicklungsstufen vorlägen; etwa in dem Sinne, daß der höher entwickelte Neandertalerähnliche den niedrigeren Pithecanthropus überwältigt und vielleicht verspeist hätte. Tatsächlich zeigen uns auch die Fundumstände von Chou-Kou-Tien, daß wir es mit Abfallgruben früh-menschlicher Siedlungen zu tun haben und daß wir die heute so zahlreichen Funde wahrscheinlich dem Umstande zu verdanken haben, daß die Menschenknochen Reste von Kannibalenmahlzeiten sind, die in diese paläolithischen Müllgruben kamen und so der Nachwelt überliefert wurden. Aber es besteht doch kein Zweifel mehr, daß alle Stücke von Menschen derselben Gruppe stammen. Kannibalismus tritt uns in der menschlichen Urgeschichte so häufig entgegen, daß an der Tatsache selbst nicht zu zweifeln ist.

Wenn uns also schon diese beiden ersten Schädel zwei verschiedene Entwicklungsstufen zeigten, dann gab es eigentlich damals nur die Erklärung, daß die ganze Sinanthropus-Menschheit nicht so einheitlich war, wie man es vielleicht angenommen hatte. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß wir vom Pithecanthropus nur einen einzigen Schädel kennen; und wenn auch die Variationsbreite damaliger Menschengruppen nicht so groß war wie heute, dann haben doch ebenso sicher nicht alle Affenmenschen oder Urmenschen ganz gleich ausgesehen. Bei Peking hat aber die unterschiedliche Entwicklung, die die Schädel I und II zeigen, noch eine besondere Bedeutung; sie weisen nicht nur eine Variation auf, sondern die Abweichung geht in eine ganz bestimmte Richtung. Der Sinanthropus II zeigt uns, wie aus der niedrigen Anthropus-Form die höhere Stufe des Homo

neandertalensis erreicht wird. Da es nicht möglich ist, die einzelnen Fundstücke der als einheitlich anerkannten Sinanthropus-Gruppe mit verschiedenen Gattungsnamen als „Anthropus" und als „Homo" zu bezeichnen, so bleiben wir beim Namen „Sinanthropus" und verbinden damit zugleich die Kenntnis, daß dieser Affenmensch von Peking uns den Übergang zum späteren „Urmenschen" zeigt.

Dazu passen auch die anderen Umstände des Fundplatzes. Beim Pithecanthropus ist das geologische Alter nach wie vor umstritten, wenn man sich auch im allgemeinen auf frühes Diluvium geeinigt hat. Bei den Peking-Funden liegt aber eine Zeit vor, die sicher schon in das Diluvium gehört. Wir hätten also schon rein zeitlich damit rechnen können, eine etwas höher entwickelte Menschenform anzutreffen. Unterstützt wurde diese Ansicht dadurch, daß wir bei Peking auch Kulturreste angetroffen haben. Es wird vielfach der Standpunkt vertreten, daß wir eine so hohe Kultur auf so früh-menschlicher Stufe nicht erwartet hätten. Ich selbst kann immer nur wieder betonen, daß ich mir die kulturelle Leistungsfähigkeit nicht anders vorgestellt habe. Daß wir Feuerstellen des Sinanthropus gefunden haben, ist bedeutungsvoll für den damit wirklich erbrachten Nachweis, daß der Frühmensch den Gebrauch des Feuers kannte. Aber ich glaube sicher, daß er überhaupt niemals zum Frühmenschen aufgerückt wäre, wenn ihm dieser Feuergebrauch nicht geläufig gewesen wäre. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch ist doch hier so deutlich, daß an der Hominiden-Natur des Sinanthropus gar kein Zweifel aufkommen kann. Und die Generationen, die ihn vom wirklich noch menschenäffischen Vorfahren trennen, sind ja so zahlreich, daß Zeit genug vorhanden war, zur „Kultur von Peking" aufzurücken.

Die Entdeckung des Gebrauches von Knochengegenständen, hergestellt aus den Überresten der Mahlzeiten, ist ebenso wie die Entdeckung der Feuerstellen erstmalig wirklich bestätigt worden und deshalb hochwillkommen. Aber daß der Frühmensch, der Säugetiere erjagte, im Feuer zubereitete und verzehrte, auch die zerschlagenen Knochen dieser Tiere gebrauchte, ist eigentlich selbstverständlich. Eine Hirnschale bietet sich als „Schale" zum Gebrauch direkt an. Ein Oberschenkelknochen ist ein fertiger Hammer oder eine Keule, und ein Röhrenknochen, den man aufschlug, um das Mark herauszunehmen, ist ein so deutliches dolchartiges Werkzeug, daß man wohl kaum darüber hinwegsehen konnte, wenn man es notwendig gebrauchte. Das konnte man sich bisher denken, aber man hat es nie beweisen können, da die Zubereitung der Werkzeuge so primitiv war, daß sie von natürlicher Entstehung nicht sicher unterschieden werden konnten. In der Beziehung hat uns also Chou-Kou-Tien mit seinen Abfallgruben alle Zweifel genommen. Wir haben Trinkschalen aus Antilopen-Schädeln, an denen der Sinanthropus die Knochenzapfen stehengelassen hat, um die ganze Schale

dreifußartig hinstellen zu können. Auch dieser sichere Nachweis ist gewiß urgeschichtlich sehr bedeutungsvoll; aber ich glaube, man kann sich doch leicht ausmalen, wie ein menschliches Wesen, das Tierschädel zu seiner Ernährung zerschlug und seinen Durst mit Wasser stillte, auf die Herstellung solch urtümlicher Becher kommen mußte. Daß auch die mitgefundenen Steinwerkzeuge sich der primitiven Kulturstufe ohne weiteres anpassen, war vorauszusehen. Es sind einfache Schaber und Kratzer von meistens unbestimmter Form, die sich noch nicht unserem europäischen Kulturschema einordnen lassen. Wenn man viele von ihnen am besten als Eolithen bezeichnen könnte, dann ist durch die Gesamtheit der Funde doch gar kein Zweifel, daß es sich um Werkzeuge aus der Hand eines Frühmenschen handelt. Daß auch Holzkultur vorgelegen hat, ist eigentlich selbstverständlich; ebenso, daß wir keine Überreste von ihr erhalten haben.

Das waren die ersten wichtigen Funde, die den Sinanthropus bekannt gemacht haben oder bekannt gemacht haben sollten. Denn es ist natürlich über sie nicht nur wissenschaftlich, sondern auch in Tageszeitungen mehr oder weniger sachkundig berichtet worden. Trotzdem fällt es aber auf, daß bei den ununterbrochen weitergehenden Grabungen, deren Leitung nach Blacks Tode an F. Weidenreich (früher Frankfurt a. M.) übergegangen ist, die Bekanntgabe weiterer Fundstücke immer wieder als überhaupt neu aufgenommen wurde. Bei jeder Zeitungsnotiz über Entdeckungen von Chou-Kou-Tien laufen Anfragen ein, um was es sich bei diesen Funden handelt. So hat vor allen Dingen in letzter Zeit ein englischer Bericht über „Adam und Eva in China" trotz seiner phantasiereichen Darstellung, oder vielleicht gerade deswegen, ein Aufsehen erregt, als ob hier überhaupt etwas ganz Ungeahntes entdeckt worden sei. So bedauerlich solche Zeitungs-Schauergeschichten sind, weil sie ebensogut auch mit etwas mehr Sachlichkeit dargestellt werden könnten, so haben sie immerhin das Gute, daß überhaupt für unsere Fortschritte auf urgeschichtlichem Gebiet Interesse erregt wird.

Im ganzen liegen jetzt die Reste von etwa 28 Personen vor. Es sind keine Skelette, auch keine Schädel, sondern fast immer zerschlagene Stücke, aus denen sich ungefähr die Anzahl der Individuen feststellen läßt. Fast immer handelt es sich um Knochenüberreste des Kopfes, selten einmal sind ein Stück Schlüsselbein, ein Oberarm, ein paar Handwurzelknochen oder ein paar Teile des Fußes angetroffen worden. Die urgeschichtliche Anthropologie wartet sehnsüchtig auf Teile des Bewegungsapparates, also auf Becken und Schenkelknochen. Denn so gut heute die Entwicklungslinie vom schimpansoiden Menschenaffen-Vorfahren bis zum Affenmenschen und von da über den Urmenschen zum echten Menschen durch Schädel belegt werden kann, so unvermittelt stehen sich noch die Formen des Beckens und der unteren Gliedmaßen bei Menschenaffe und Mensch gegenüber.

Deshalb könnte ein Femurfund von Chou-Kou-Tien auch für den Pithecanthropus bedeutungsvoll sein. Aber trotzdem soll man hier nicht zu viel erwarten; einmal ist ja die Sinanthropus-Gruppe schon so fortschrittlich entwickelt, daß die menschliche Form eines Oberschenkels hier nicht

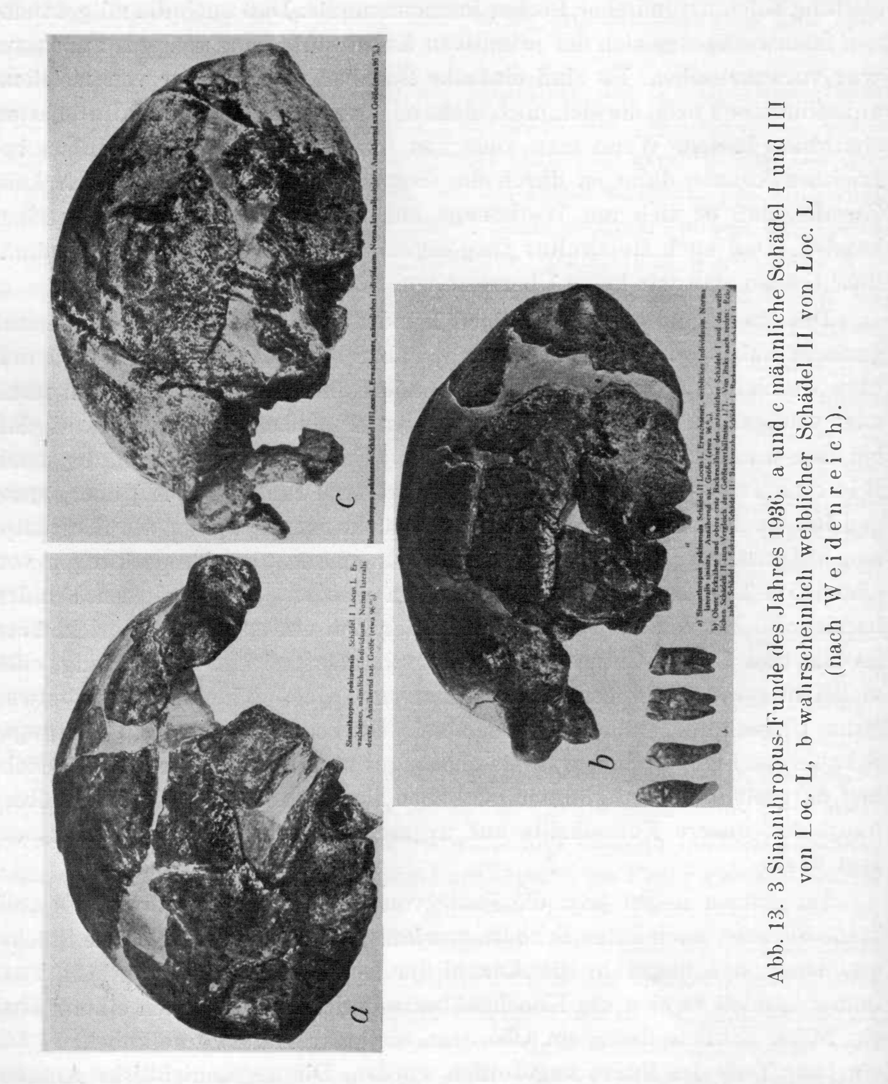


Abb. 13. 3 Sinanthropus-Funde des Jahres 1936. a und c männliche Schädel I und III von Loc. L, b wahrscheinlich weiblicher Schädel II von Loc. L (nach Weidenreich).

mehr Überraschung wäre; und dann haben wir uns den Übergang von der menschen-äffischen Femurgestalt zur menschlichen doch anders vorzustellen als den des Schädels. Die heutigen Anthropoiden, mit Einschluß des Gorillas, sind ausgesprochene Urwald-Baumtiere. Es ist also gar nicht damit zu rechnen, daß ihre Oberschenkel uns überhaupt die Form, die unsere menschenäffischen Vorfahren gehabt haben, wiedergeben. Der Vorgang der

Menschwerdung hat sich bestimmt nicht im Urwald, sondern im freien Gelände abgespielt; und wir können gar nicht feststellen, wie viele Generationen bereits Schenkelknochen gehabt haben, die weit menschlicher waren als die der heutigen Menschenaffen.

Daß wir vom Sinanthropus auch Beckenknochen finden werden, dürfen wir kaum erwarten, da alle Beckenteile außerordentlich schlecht erhaltbar sind. In der Beckenform stehen sich aber bis heute Tier und Mensch noch unvermittelter gegenüber als in der Gestalt ihrer Oberschenkelknochen.

Die weiteren Funde bestätigen nun, daß schon die unterschiedlichen Feststellungen bei Sinanthropus I und II kein Zufall waren, sondern den tatsächlichen Verhältnissen bei der Sinanthropus-Gruppe entsprachen. 1936 wurden noch drei Calvarien entdeckt; dieses Mal sind sogar Teile des Gesichtes mitgefunden worden. Und dabei wiederholte sich das Ergebnis der ersten beiden Schädelfunde. Zwei Stücke, die wieder als männlich angesprochen werden, sind verhältnismäßig groß und ähneln dem Neandertaler Typus. Der andere Schädel, wahrscheinlich weiblichen Geschlechts, ist kleiner und entspricht ebenso wie Sinanthropus Nr. I der Pithecanthropus-Form.

Die einzig mögliche Schlußfolgerung daraus kann m. E. nur die sein, die ich selber schon für die ersten Funde angab: Die Variationsbreite der Sinanthropus-Menschen reicht von der Anthropus-Form bis in die Vorstufe des Neandertalers. Und dabei zeigen uns bisher die kleineren weiblichen Schädel mehr den primitiven Typus, während die gröberen männlichen schon die höhere Stufe erkennen lassen. Das dürfte also nicht als Überraschung aufgefaßt werden; denn irgendwie muß ja diese Umwandlung einmal vor sich gegangen sein; und bei Chou-Kou-Tien entspricht auch Zeit und Kultur dieser Tatsache.

Weidenreich war auch in der Lage, aus verschiedenen Resten nach den beiden ersten Funden einen dritten Schädel zusammenzusetzen, von dem man wenigstens die Gehirnform besprechen konnte. Weniger erwartet war aber wohl die Tatsache, daß mehrere Unterkiefer eine zwar durchaus urtümliche, zum Pithecanthropus passende Form zeigten, aber dabei außerordentlich kurz waren. Ich hatte ja schon nach der ersten Sinanthropus-Calvaria Loc. E und dem Unterkiefer-Bruchstück von Locus A die Rekonstruktion eines ganzen Schädels angefertigt. Während ich selbst aus den erhaltenen Resten schließen mußte, daß meine Rekonstruktion einen Pithecanthropus-ähnlichen Typus zeigte, der aber im fehlenden Gesichtsskelett nicht weiter nach der Anthropoiden-Seite hin übertrieben sein durfte, wurde bei einer kritischen Besprechung die Meinung geäußert, daß das Gesicht, vor allen Dingen am Prosthion, vielleicht nicht weit genug vorgebaut wäre. Gegenüber der früher schon hergestellten Rekonstruktion des Pithecanthropus hatte die Sinanthropus-Ergänzung ungewollt, aber folgerichtig eine mehr menschliche Form ergeben. Jetzt zeigen uns die

neuen Unterkieferfunde, daß zwar nicht aus dem Unterkiefer Loc. A II, der zur Calvaria Loc. E sehr gut paßte, wohl aber aus anderen Unterkiefern eine noch weitergehende Verkürzung des Gesichtes erschlossen werden muß (siehe Abbildung des jugendlichen Unterkiefers Loc. F). Eine

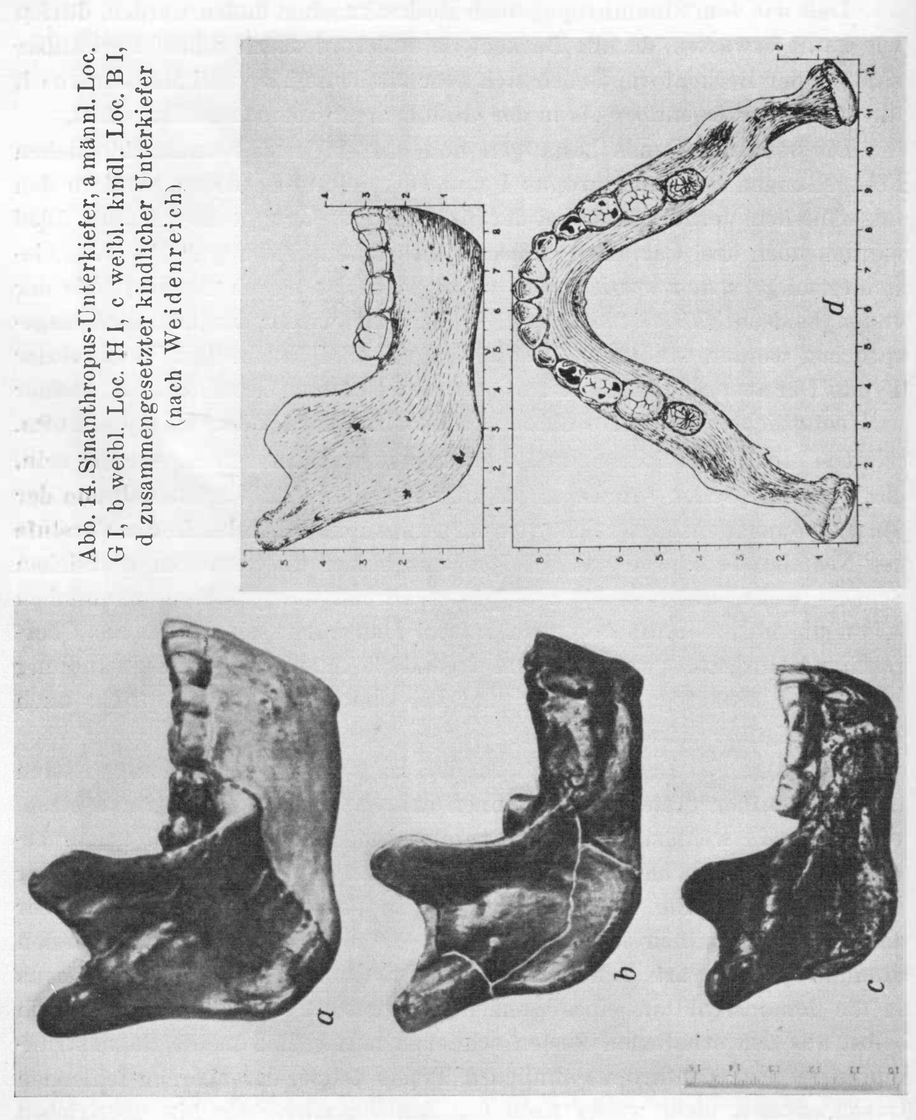


Abb. 14. Sinanthropus-Unterkiefer, a männl. Loc. G I, b weibl. Loc. H I, c weibl. kindl. Loc. B I, d zusammengesetzter kindlicher Unterkiefer (nach Weidenreich)

ähnliche Kürze zeigt uns ein anderer Kinderkiefer von Loc. B I. Daß diese Verkürzung aber nicht nur kindliche Formen betrifft, sondern auch im Erwachsenen-Zustand vorkommen kann, zeigt der nach verschiedenen Teilen spiegelbildlich zusammensetzbare Unterkiefer eines Mannes von Loc. G I. In der Aufsicht ist zwar der Zahnbogen nicht besonders kurz;

dieser Eindruck wird vielmehr in der Seitenansicht erreicht, weil der Unterkiefer-Körper außerordentlich hoch und die Unterkiefer-Äste neben ihrer absoluten Höhe auch noch sehr steil gestellt sind. Durch die seltsame Form wurde Weidenreich ja auch veranlaßt, diese Mandibula mit der eines weiblichen Gorillas zu vergleichen (wobei natürlich nicht an Deszendenz gedacht ist). Man sieht aber dabei, daß der Unterkieferkörper dieses Sinanthropus-Mannes in der Höhe den weiblichen Gorilla noch stark übertrifft.

Alles in allem beweisen uns gerade die zahlreichen Unterkiefer-Bruchstücke von Chou-Kou-Tien, wie stark die menschliche Mandibula variieren kann. Das war nicht neu, aber es ist gut, daß es uns hier noch einmal wieder so deutlich gesagt wird. Nun zeigen uns aber gerade diese Kieferreste etwas, was für unser Problem wichtig sein könnte. Weidenreich beschreibt bei mehreren Stücken am inneren Alveolarrand einen Torus mandibularis, eine Verdickung des Kieferkörpers, der sich vor allen Dingen in der Ausdehnung der Molarenwurzeln hinzieht. In dieser Ausbildung sieht Weidenreich eine besondere Eigenschaft der mongoliden Rasse und zieht daraus den Schluß, daß sich damit die Sinanthropus-Reste als Vorläufer der Mongolen erwiesen. Das wäre ja gerade eine Antwort auf die Frage, deretwegen die vorliegenden Untersuchungen angestellt werden. Nach den bisher erhaltenen Ergebnissen kann ich mich aber der Schlußfolgerung doch nicht anschließen. Der Torus mandibularis war mir selbst durchaus bekannt. Aber er fiel mir zum ersten Male nicht an Mongolen-Unterkiefern, sondern an Melanesiern auf. Das hatte seinen Grund darin, daß melanesische Kiefer, genau wie die Schädel, überhaupt sehr derbknochig und leicht mit starken Hyperostosen versehen sind. Man kann also diese Bildung bei verschiedenen Rassen antreffen, so daß mir nie der Gedanke gekommen ist, darin eine besondere rassische Eigentümlichkeit zu erblicken. An sich muß diese Stelle des Kieferkörpers sowohl durch die Alveolen für die oft gespreizten Wurzeln der Unterkiefermolaren wie auch durch den Ansatz des Mylohyoideus-Muskels verdickt sein. Auch bei dem Unterkiefer von Loc. A zeigt Weidenreich bei geeigneter Beleuchtung in der Photographie den Torus mandibularis; aber gerade bei diesem Bruchstück ist mir die Besonderheit der Ausbildung vorher nicht aufgefallen.

Bei anderen Stücken werden solche Knochenverdickungen auch im vorderen Kieferteil unter Prämolaren, Eckzähnen und Schneidezähnen beschrieben; hier weniger als eine einheitliche Leiste, sondern vielmehr als kugelige Verdickungen. Auch dafür werden Vergleichsfunde bei verschiedenen Unterrassen der mongolischen Hauptrasse zitiert, während weder beim europäischen Neandertaler noch bei rezenten Rassen etwas Derartiges vorkommen soll.

Eine Durchsicht gerade vorliegenden Materials ergab mir folgendes: Zunächst erscheinen mir beide Typen des Torus mandibularis, sowohl der

„striation-typ“ unter den Molaren als auch der „tubercle-typ“ im vorderen Teil des Kiefer-Körpers, hinsichtlich der Frage ihres Vorkommens nicht leicht abgrenzbar zu sein; es ist oft schwer zu sagen, ob man eine vorhandene Bildung noch als Torus mandibularis auffassen will oder nicht. Das trifft auch schon für die Sinanthropus-Unterkiefer selbst zu, wie bereits beim Unterkiefer Loc. A erwähnt war. Die Variation in der Stärke dieses Merkmals ist also recht erheblich. Wenn man sich dann eine Anzahl fossiler oder rezenter Unterkiefer daraufhin ansieht, so findet man Stücke mit Torus mandibularis bei allen Rassen. Vor allen Dingen der Tubercular-Typ in der Gegend des Foramen mentale scheint doch häufiger vorzukommen. Der Unterkiefer von Spy zeigt ihn; bei mehreren Europäern aus verschiedenen Gegenden konnte ich ihn feststellen und bei zufällig vorliegenden Mongolen-Kiefern andererseits keine besonders starke Ausbildung erkennen.

Weidenreichs Feststellungen sind ebenso wie die Zitate aus anderen Arbeiten über Mongolen-Schädel damit nicht in Zweifel gezogen; ich glaube nur nicht, daß die Ausbildung des Torus mandibularis als ein spezielles Merkmal heutiger Mongolen aufgefaßt werden kann und andererseits auch bei der Sinanthropus-Gruppe eine überall gleichmäßig auftretende Erscheinung ist. Deshalb kann es trotzdem sehr wohl möglich sein, daß die Torus-Bildung an den Unterkiefern von Chou-Kou-Tien, die hier natürlich durch direkte Verwandtschaft gehäuft vorkommen wird, in ununterbrochener Vererbung in der heutigen Menschheit vorkommt. Und weiter mag es zutreffen, daß gerade mongolische Rassen dieses Merkmal direkt auf die Sinanthropus-Zeit zurückführen können; aber ebenso gut kann die überall mögliche Bildung auf verschiedenen Wegen zu allen Rassen gekommen sein, oder sie ist ein allgemein menschliches Merkmal, das überall auftritt und sich aus nicht feststellbarer Ursache hier und dort in besonderer Häufung zeigt.

Jedenfalls scheinen mir die Chou-Kou-Tien-Kiefer deshalb nicht speziell mongolisch zu sein. Es ist überhaupt nicht leicht, wie später bei der rezenten Mongolen-Rasse noch ausgeführt wird, den Schädelbau der Mongolen durch besondere Einzelmerkmale zu charakterisieren. Am leichtesten wäre das noch möglich bei Eskimo-Schädeln. Jedoch gerade die sind ja in mancher Beziehung genau das Gegenteil von dem, was wir sonst als „mongolisch“ bezeichnen. Asiatische Mongolen sind wie auch amerikanische Indianer gelegentlich durch das Zusammentreten vieler Merkmale im Schädel erkenntlich; aber doch nicht so leicht wie etwa Australier, Melanesier oder Neger sich feststellen lassen. Das wirkt sich natürlich auch hinderlich aus, wenn man fossile Vorläufer für die Mongolen-Rasse sucht.

Sonst sagen uns die Chou-Kou-Tien-Funde doch immer wieder das, was wir schon von anderen Plätzen her kennen: Sie sind untereinander durch gewisse Ähnlichkeiten verbunden, da wir hier unbedingt mit einer

nicht allzu weit zurückliegenden Verwandtschaft aller Individuen rechnen müssen. Daneben zeigt sich aber auch eine Variationsbreite, die uns bei zwei Dutzend Personen nicht überraschen darf. Hier war es ja besonders wichtig, daß diese Streuungsbreite zwischen der Anthropus-Form und der Neandertaler-Stufe vermittelte. Damit war zu gleicher Zeit wieder gesagt, daß auch der Sinanthropus in bezug auf die heutigen Rassen nur als indifferent bezeichnet werden kann. Er ist Urmensch, der in der aufsteigenden Reihe vom Pithecanthropus zum Neandertaler in der mittleren Linie liegt, und wir können hier gleich feststellen, daß diese Linie in ihrem Aufstieg bis heute nicht weiter zu verfolgen ist. Wir werden erst in viel späterer Zeit an der gleichen Stelle unserer Rassenkarte wieder neue Einzeichnungen vornehmen können; wir brauchen nicht anzunehmen, daß hier ein Beweis dafür wäre, daß das östliche Asien bis zu dieser Zeit menschenleer war; aber wir haben m. E. trotz des Torus mandibularis nicht die Möglichkeit, jetzt schon die mongolische Rassenlinie weiter zu verfolgen.

Eoanthropus ?

Für unser Problem ist alles dieses nicht so wichtig wie die Frage nach rassischer Einordnung und Unterscheidung der Anthropus-Formen. Ehe wir dazu kommen, muß hier noch begründet werden, warum zur Zeit keine weiteren Funde vorliegen, die die Einordnung in dieses Menschheitsstadium mit voller Sicherheit rechtfertigen können. Es soll ausdrücklich für die Rassenbeurteilung nichts herangezogen werden, dessen Alter nicht mit der wünschenswerten Sicherheit nachgewiesen werden kann.

Daß allerdings mehrere Fossilien als Anthropus-Reste in Anspruch genommen werden, war schon gesagt. Den Namen „Anthropus" trägt aber zur Zeit nur noch ein einziger Fund: der Eoanthropus von Piltdown in Sussex in England.

Die Frage nach der Rassenspaltung der Menschheit würde ein besonders wichtiges Deutungsmaterial bekommen, wenn sich dieser Eoanthropus mit Bestimmtheit als das nachweisen ließe, was sein Name von ihm fordert: eine Frühmenschenform zu sein aus der Morgenrötezeit der beginnenden Menschheit.

Bekanntlich handelt es sich beim Eoanthropus um die in den Jahren 1911 bis 1915 zum Teil am Wegrand und auf offenem Acker, zum Teil auch in ursprünglicher Lagerung aus der Erde ausgegrabenen Schädelstücke, die auf zwei Individuen verteilt werden. Daß der erste Fund nicht gleich bei der Ausgrabung entdeckt wurde, sondern erst Jahre später, nachdem die zerschlagenen Gehirnschädelteile von Dawson auf dem Schotterhaufen am Wegrand aufgelesen wurden, hat für die Kennzeichnung der Fundstelle nichts Nachteiliges zu bedeuten; denn am gleichen Ort wurden bei der Nachsuchung andere Stücke gesammelt, deren Zugehörigkeit zum Schädel heute

nicht mehr angezweifelt werden kann. Darüber sei auf die eigene Bearbeitung des Fundes und der Fundstelle verwiesen (Z. f. M. u. A. 1932).

Meine Frage, ob das geforderte früheiszeitliche Alter des Eoanthropus mit Sicherheit feststeht, bezieht sich auf die Lagerung des Schädels im Boden. Daß der Schädel alt ist, unterliegt wohl gar keinem Zweifel, aber daß er gleichaltrig sein muß mit den in das frühe Diluvium angesetzten Steinwerkzeugen und Tierresten, ist aus der Lagerung, etwa 1—1½ m unter der Oberfläche in den Schottern des ehemaligen Piltdown-Flusses, m. E. nicht sicher beweisbar. Färbung und Mineralisation sind, wie wir aus vielfachen Erfahrungen wissen, ja ebenfalls nur eine sehr unsichere Hilfe bei der Festlegung eines geologischen Alters. Alle Bedenken, die ich schon in mehrfachen Arbeiten darüber angeführt habe, sollen nicht als Behauptungen aufgefaßt werden, daß die frühzeitliche Altersansetzung unbedingt falsch ist; sie sind hier aber nötig, um die Ablehnung zu rechtfertigen, wenn man die Schädelfunde als Beweise für Rassenspaltungen in der Frühmenschheit heranziehen will. Alle Mahnungen zur Vorsicht hinsichtlich solcher Beweisführung sind ganz besonders durch die eigenen Untersuchungen am Piltdown-Fundplatz veranlaßt.

Das Seltsame beim Eoanthropus war ja die Unstimmigkeit, die sich aus den Formverhältnissen des Gehirnschädels und des Unterkiefers ergab. Die Teile des Schädeldaches, die so modern menschlich anmuteten, im Gegensatz zu dem Unterkiefer, der eher menschenäffisch als menschlich zu sein schien, führten zu der einfachen Ausrede, daß hier überhaupt die Reste zweier Individuen gefunden wären, die weder stammesgeschichtlich noch zeitlich miteinander etwas zu tun haben sollten. Der Schädel müßte einem höchstens späteiszeitlichen Menschen von der Homo-sapiens-Form des Jungpaläolithikums angehören; der Unterkieferast stamme dagegen von einem tertiärzeitlichen Schimpansen. Diese Trennung von Schädel und Kiefer muß heute unbedingt fallen gelassen werden, trotzdem ist wichtig an ihr, daß man mit dem Gehirnschädel unbedenklich in die letzte Periode des Diluviums oder gar an den Anfang des Alluviums heraufging. Man hatte also gar keine Bedenken, den gleichartigen Erhaltungszustand von Gehirnschädelknochen und Unterkiefer der langen Lagerung im gleichen Boden zuzuschreiben, die ja auch für den Gehirnschädel gut 20 000 Jahre betragen haben mochte. Das ist für mich jetzt noch insofern bedeutungsvoll, als man somit den ganzen Schädel in den letzten Eiszeitabschnitt, jedenfalls aber in die Zeit des Homo sapiens, hineinbringen kann. Kurz vor meiner eigenen Piltdown-Untersuchung erschien eine Arbeit von F r i e d r i c h, aus dem ehemaligen Institut von W e i d e n r e i c h in Frankfurt, in der durch Formvergleiche nachgewiesen wird, daß der Unterkiefer von Piltdown am meisten Ähnlichkeit mit einem weiblichen Orang-Utan habe. Danach wurde auf den Kiefer hin sogar eine neue Anthropoiden-

Gattung „Boreopithecus“ aufgestellt, während der Schädel als jungdiluvialer Homo sapiens angesehen wird. Ehe wir aber den ostasiatischen Orang-Utan in Europa zugeben können, müßten wir andere Beweise haben als einige Formähnlichkeiten, die für den menschlichen Piltdownkiefer nur bei ganz schwachen weiblichen Anthropoiden zu finden sind. Dazu kann natürlich auch ein Orang-Utan-Unterkiefer Beiträge geben, wenn man sich ein wenig spezialisiertes weibliches Stück dazu aussucht.

Es sollen hier aber nicht die anatomischen Erörterungen noch einmal wieder aufgerollt werden. Der Schluß der Untersuchung war jedenfalls der,

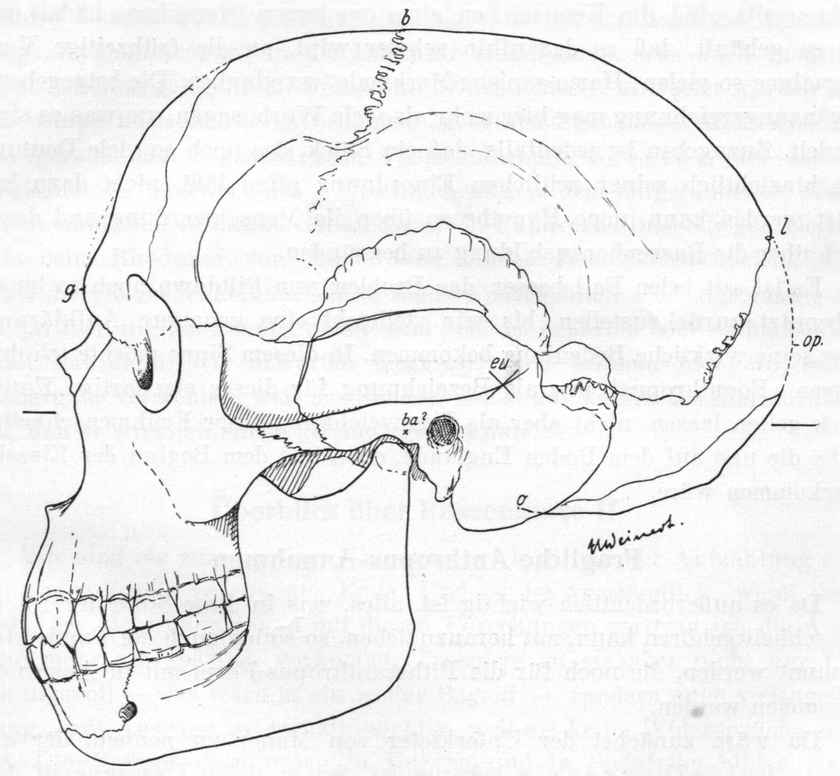


Abb. 15. Eoanthropus-Schädel von Piltdown in England.
(Rekonstruktion von Weinert.)

daß zunächst einmal der Unterkiefer nicht so menschenäffisch war, wie es vorher dargestellt wurde. Veranlaßt wurde die Diagnose „Schimpanse“ dadurch, daß die abgebrochene Unterkieferhälfte so ergänzt wurde, wie sie die in größter Ausdehnung gemachte Photographie des Fundstückes zu fordern schien. Dadurch kam man zu einer Rekonstruktion des Vorderteiles, der Unterkiefersymphyse, die allerdings nichts Menschliches mehr an sich hat. Stellt man aber den Unterkiefer so ein, wie er am Schädel

normalerweise schräg zur Längsachse gestanden hat, verschwindet gleich die Affenähnlichkeit ganz bedeutend. Es läßt sich dann eine Kinnpartie ergänzen, die durchaus noch in die beim Menschen mögliche Form hineinpaßt. Auch die Zähne, die fest im Unterkiefer stecken, zeigen bereits an, daß wir es mit dem Rest eines Menschenschädels zu tun haben. Trotzdem bleibt die Kieferbildung im Verein mit dem mitgefundenen großen Eckzahn etwas sehr Auffälliges und ergibt in Ergänzung mit dem Gehirnschädel eine Gesamtschädelform, die uns in dieser Weise nicht bekannt ist. Auch die Calvaria selbst hat ihre urtümlichen Merkmale; aber andererseits sind die Kennzeichen eines modernen Menschenschädels an ihr so gehäuft, daß es daraufhin schwer wird, an die frühzeitige Vorwegnahme so vieler „Homo-sapiens-Merkmale“ zu glauben. Die beigegebene Ergänzungszeichnung mag hier mehr als viele Worte sagen, um was es sich handelt. Zuzugeben ist jedenfalls, daß ein Stück, das noch so viele Deutungen hinsichtlich seiner zeitlichen Einordnung offen läßt, nicht dazu benutzt werden kann, neue Hypothesen über die Menschwerdung und dann auch über die Rassenherausbildung zu begründen.

Es ist auf jeden Fall besser, das Problem von Piltdown noch so lange unbenutzt zurückzustellen, bis wir vielleicht eine genauere Aufklärung über seine wirkliche Bedeutung bekommen. In diesem Sinne möchte ich den Namen „Eoanthropus“ nur als Bezeichnung für dieses eigenartige Fundstück gelten lassen, nicht aber als Kennzeichnung einer Frühmenschheitsstufe, die uns auf dem Boden Englands, etwa aus dem Beginn der Eiszeit, überkommen wäre.

Fragliche Anthropus-Annahmen

Da es außerordentlich wichtig ist, alles, was in diese Stufe der Affenmenschheit gehören kann, mit heranzuziehen, so sollen auch die Funde hier genannt werden, die noch für die Pithecanthropus-Form mit in Anspruch genommen werden.

Da wäre zunächst der Unterkiefer von Mauer zu nennen, der als Homo heidelbergensis bekannt ist. Seiner tiefen Lagerung in den Mauerer Sanden entsprechend hat man vielfach daran gedacht, ihn geologisch gleichaltrig mit dem Pithecanthropus anzunehmen. Da andererseits für den Pithecanthropus von Java auch nur mittleres Pleistozän gefordert wird, könnte der Fund von Mauer als früh-diluvial sogar älter sein. Als „Homo“ oder Heidelberg-„Mensch“ soll das ganze Problem deshalb unter der Prä-Neandertaler-Stufe behandelt werden. Jedenfalls kann der Fundplatz Heidelberg auf der II. wie auf der III. Rassenkarte verzeichnet werden.

Der ebenfalls am Neckar gefundene Schädel von Steinheim gehört aber nicht in die Anthropus-Stufe.

Es kann ferner eine andere Nachricht über neue Pithecanthropus-

Funde gleich richtiggestellt werden. Sie bezieht sich auf die Ausgrabungen in Palästina, wo 1934 vier Pithecanthropusschädel gefunden worden sein sollen. Soweit es bis jetzt nachzuprüfen ist, handelt es sich aber um Formen, die nicht älter sind als der mitteleiszeitliche Neandertaler, sondern im Gegenteil eher noch jüngeren Datums sein können.

Schließlich sei der Schädel von Broken Hill in Südafrika, seiner Heimat nach Homo rhodesiensis genannt, hier erwähnt. Auch er wurde vor allen Dingen gleich nach seiner Entdeckung als etwas ganz Urtümliches aufgefaßt, obgleich er von Anfang an wissenschaftlich als „Homo“ bezeichnet worden war. Pycraft hat aber versucht, ihn unter der Bezeichnung „Kyphanthropus“ in die Literatur einzuführen, was auch in deutschen Arbeiten gelegentlich einmal mit „Duckmensch“ übersetzt worden ist. Dem Sinne nach würde es bedeuten „gekrümmt gehender Affenmensch“, also gerade das Gegenteil zum Pithecanthropus erectus, der seinen Speziesnamen „erectus“, der Aufrechtgehende, ja dem mitgefundenen Oberschenkelknochen verdankt. Genau dieselben Fundverhältnisse liegen gleichfalls beim Rhodesier vor. Auch dazu fanden sich Skelettknochen, von denen die Oberschenkelknochen so modern menschlich sind, daß man sich gut darüber streiten konnte, ob sie zum Schädel gehörten oder nicht. Dieser Streit hat dann, wie erwartet, eingesetzt; wir können hier auf seine Wiedergabe verzichten, weil der Schädel selbst gar keinen Zweifel darüber läßt, daß er wirklich einem „Homo“ gehört hat.

Überblick über Rassenkarte II

Wir sind bis zum heutigen Tage also wirklich mit der Aufzählung der Anthropus-Funde bereits am Ende. Und es ist verständlich, wenn dem Leser, der nicht ganz genau mit diesen Forschungen vertraut ist, die Ausbeute mehr als spärlich vorkommt. Trotzdem ist sie aber nicht nur bedeutungsvoll — das wäre ja ein weiter Begriff —, sondern auch vielsagend genug. Ihre Aussage ist deshalb wichtig, weil sie keine Widersprüche enthält. Die Vormenschenformen in Europa und in Südafrika bilden eine Vorstufe für die Anthropus-Formen in Java, Afrika und in China. Zufällig liegen also diese vier Fundplätze so an den Ecken der damals für Summoprimaten bewohnbaren Erde, daß der ganze zur Verfügung stehende Raum von ihnen eingefaßt wird. Wir haben gar keine Veranlassung, etwa an irgendeinem Zipfel der für diese Menschheitsstufe in Frage kommenden Landkarte noch einen besonderen Entwicklungsgang zu erwarten. Und ebenso ist alles, was nach der Anthropus-Zeit kommt, die glatte Fortsetzung der bisher behandelten Fundstücke. Für das Rassenproblem hätte nur der Eoanthropus etwas auszusagen; aber auch nicht so, daß nun eine neue Form aus ihm entstanden sein müßte. Wenn er wirklich die Be-

deutung haben würde, die ihm sein Name zuschreibt, dann würde sie darin liegen, daß die Entstehung des Homo sapiens, und zwar vor allen Dingen des europäischen, zeitlich vorweggenommen würde, nicht aber aus dem Rahmen der ganzen Menschheitsentwicklung herausfiele. Wie gesagt, halte ich diese Vorwegnahme an sich für unmöglich, und man mag über den Fund denken wie man will, man wird doch zugeben müssen, daß seine Datierung zu unsicher ist, um darauf die sonst geforderte Eigenentwicklung der europäischen Homo-sapiens-Rasse zu begründen.

Immerhin lagen hier in Südengland die Verhältnisse so, daß man auf Grund der sorgfältigen Bearbeitung von Dawson und vor allen Dingen von Smith-Woodward die Zeitfrage wirklich stellen konnte. Für die in den letzten Jahren von Leakey genannten Schädelfunde von Kanam und Kanjera in Ostafrika und im Verein damit für das Skelett von Oldoway war m. E. die Möglichkeit dieser Fragestellung von vornherein nicht gegeben. Deshalb sind diese Fundstücke noch nicht einmal bei der Ablehnung Pithecanthropus-verdächtiger Fundstücke genannt worden.

Die rassische Beurteilung der Anthropus-Fossilien ergibt nun aber ein ganz eindeutiges Resultat, das dadurch sehr gestützt wird, daß wir dieselbe Schlußfolgerung auch in bedeutend späteren Zeiten, die durch reichliche Fundstücke belegt sind, noch einmal wieder stellen müssen. Die Schlußfolgerung sagt also zunächst, daß die Frühformen der Menschenstufe bereits eine Verbreitung über die Erde erlangt hatten, die keinem anderen Menschenaffen mehr geglückt ist. Deshalb war auch der Schluß gerechtfertigt, daß eine derartige Ausdehnung der Wohnsitze weder im Interesse noch in der geistigen Verfassung der Menschenaffen gelegen haben kann. Die Tatsache dieser Wanderungen war schon zugegeben. Ernstlich ist nie daran gedacht worden, weder in Java noch in Nordchina das Paradies der Menschheit zu suchen. Die Fundplätze entkräften aber auch noch eine andere Auslegung, die immer wieder zur Erklärung späterer Fossilfunde vorgebracht wird; nämlich die, daß Europa deshalb besonders reichhaltig sei an fossilen Menschenresten, weil dort weitaus am meisten gegraben worden wäre. Ich habe schon häufiger darauf hingewiesen, daß seit der Verbreitung europäischer Kultur auf allen bewohnbaren Teilen der Erde der Boden reichlich durchwühlt worden ist. Die Städte- und Straßenbauten in Amerika können doch wirklich nicht als geringfügiger angesehen werden als die in Europa. Der Grund, weshalb man dort in Amerika keine Affenmenschen und keine eiszeitlichen Urmenschen bisher gefunden hat, liegt nun nicht darin, daß dort zu wenig gegraben worden ist, sondern ganz einfach darin, daß solche Menschenformen dort nicht gelebt haben. Dasselbe trifft auch für die Anthropus-Funde zu. Pithecanthropuswesen hat es ganz bestimmt nicht in zahlenmäßig starken Bevölkerungen gegeben. Bestattet worden sind sie auch nicht. Es muß also immer ein ganz be-

sonderer Glücksfall sein, wenn wir Reste von ihnen auffinden. In diesem Sinne sind die Funde von Java, Ostafrika und Peking und auch aus Europa bedeutungsvoll, und es ist ebenso bedeutungslos, daß wir in Europa bis jetzt noch nichts sicher Gleichartiges gefunden haben.

Eine weitere Schlußfolgerung, und zwar die wichtigste für unser Problem, ist die der rassischen Einheit zur Zeit der Affenmensch-Stufe. Dieser Ausdruck muß doch wohl etwas genauer erläutert werden. Zunächst verstehen wir unter ihm, daß diese ersten Menschheitsfossilien ganz klar auf die Ahnenschaft schimpansenähnlicher Anthropoiden hinweisen. Auch das war im „Ursprung der Menschheit" schon ausführlich behandelt. Weiter verstehe ich unter rassischer Gleichheit die Tatsache, daß man Pithecanthropus, Africanthropus und Sinanthropus mit ihren Fundstellen ruhig vertauschen kann, ohne daß am Resultat etwas geändert wird.

Dennoch können wir aber nicht behaupten, daß nun das ganze Erscheinungsbild der Affenmenschen Europas, Afrikas, Javas oder Nordchinas g l e i c h gewesen wäre. Es wäre nicht nur möglich, sondern sogar sehr gut denkbar, daß sie im Leben doch bereits verschieden gewesen sind, so daß wir, wenn wir sie nebeneinander hätten, auch zwei oder drei Rassen in ihnen erkennen könnten. Aber diese Unterschiede müssen in den Weichteilen und in der Behaarung des Körpers gelegen haben. Und da wir darüber gar nichts aussagen können, hätte es auch keinen Zweck, etwas davon zu behaupten. Die rassische Einheitlichkeit, von der vorhin gesprochen wurde, bezieht sich nun nicht einfach auf die uns erhaltenen Knochenbildungen, sondern sie soll so verstanden werden, daß wir, jetzt aber mit aller Bestimmtheit, keine Vorläufer der heutigen dort beheimateten Rassen in ihnen erkennen können. Der Pithecanthropus hat also nichts an sich, was ihn als Malaien andeuten könnte; und was sicher wichtiger ist, der Africanthropus ist kein Neger und der Sinanthropus ist kein Urmongole. Es liegt in allen der heutigen Menschheit gegenüber etwas so Neutrales, daß gesagt werden konnte, beide Formen seien rassisch noch nicht zu trennen.

Und trotzdem habe ich schon in mehreren vorhergegangenen Arbeiten den Pithecanthropus als Vorfahr einer besonderen Menschenrasse in Anspruch nehmen müssen, und zwar geschah das in Zustimmung zu Hypothesen von O p p e n o o r t h, seitdem auf Java bei Ngandong die zehn neuen Urmenschenschädel gefunden wurden. Und dabei ist in dieser Erklärung kein Widerspruch zu dem bereits Gesagten. Der Pithecanthropus ist wirklich von sich aus eine neutrale Vorstufe für die gesamte spätere Menschheit. Erst neu entdeckte Fossilien geben uns vielleicht die Möglichkeit, von ihm aus die Entwicklung zu einer einzelnen Menschenrasse wieder erkennbar zu machen. Diese Rasse sind die Australier. Wir könnten also auf unserer Rassenkarte wenigstens mit einem vorsichtigen Fragezeichen bei Java den Hinweis auf die heutigen Eingeborenen Australiens anbringen.

Es war gesagt, daß in dieser Erkenntnis doch kein Widerspruch gegen das oben Erwähnte liegt. Wenn auf der Pithecanthropus-Stufe die Menschheit noch so einheitlich war, daß wir eine Rassentrennung im heutigen Sinne nicht an ihr feststellen können, dann kann trotzdem die rezente Australierrasse sich speziell auf den Ahnen von Trinil zurückführen lassen; denn diese Australier sind selbst wieder den heute noch mit ihnen gleichzeitig die Erde bewohnenden anderen Rassen gegenüber so indifferent, daß sie auf keine besondere Seite der heutigen Rassenentwicklung zu stellen sind. Der Australier ist kein Neger, wie er seiner schwarzen Farbe wegen häufig irreführend als „Austral n e g e r" bezeichnet wird; er ist erst recht kein Mongole, er ist — wenn man ihn überhaupt irgendwo unterbringen will — höchstens ein urtümlich aussehender, übriggebliebener Ahne unserer eigenen europäischen Rasse. Aus dieser Anschauung heraus habe ich, fast unbeabsichtigt, schon immer von der „mittleren Linie" gesprochen, die sich durch die ganze Rassenentwicklung der Menschheit hindurchzieht. An ihrer tiefsten Stelle wären von den heutigen Rassen die Australier anzusetzen, während die Spitze die Europiden mit ihren langköpfigen Unterrassen, den Mediterranen und den Nordischen, bilden.

Der Grund, weshalb man bereits beim Pithecanthropus an besondere Vorläufer heutiger Australier denken kann, ist die mediane Sagittallinie des Stirnbeines, die in ihrem flachen Verlauf beim Pithecanthropus sicher noch allgemeingültig war, unter den heutigen Menschenrassen aber in solcher Häufigkeit nur beim Australier zu finden ist. Es war durchaus gerechtfertigt, daß man bei der Entdeckung des Pithecanthropus und auch bei allen Bearbeitungen bis 1932 (zu der Zeit, als die Ngandong-Schädel gefunden wurden) nicht an die Beziehungen nach Australien gedacht hat. Erst als durch eine ganze Kette zeitlich aufeinanderfolgender Fossilfunde eine morphologische Reihe aufgestellt werden konnte, mußte der Gedanke auftauchen, darin auch eine stammesgeschichtliche Reihe festgestellt zu haben.

Wir können also von jetzt ab bei den nun aufeinanderfolgenden Landkarten immer wieder einen Typus finden, der auf die heutige australische Menschenrasse hinweist. An dieser Stelle muß aber die Bedeutung dieser Annahme doch schon hervorgehoben werden. Sie würde uns besagen, daß von allen heute noch lebenden Rassenzweigen die Australier auf diese Pithecanthropus-Gruppe direkt zurückzuführen sind. Obwohl der andere Schluß dahin ging, daß für die gesamte heutige Menschheit die Affenmenschform „Anthropus" eine gemeinsame Vorstufe gewesen ist, weil es neben ihr zu der betreffenden Zeit keine anderen Entwicklungszweige gegeben hat, hat der j a v a n i s c h e Pithecanthropus doch eine besondere Bedeutung für die Australier.

Wir können uns sehr wohl vorstellen, daß seit der Pithecanthropus-Zeit in Südostasien, auf dem heutigen malaiischen Archipel, eine Menschengruppe gesessen hat, die im wesentlichen rassisch abgesondert geblieben ist. Der Sunda-Archipel ist seit den in Frage kommenden Erdperioden eine wechselnde Land- und Inselwelt gewesen, die zwar nicht ohne jeden Anschluß an den großen asiatischen Kontinent bestanden hat, aber andererseits langandauernden Inselbedingungen unterlegen war. Das zeigen uns die asiatischen Säugetiere, die auf den Sundainseln heute noch vorkommen und die Beziehung zum großen Kontinent ganz klar beweisen, aber dabei doch zu insularen Sonderausbildungen (z. B. Kleinwüchsigkeit) kamen. Wechselnde Landverbindungen zwischen den heutigen Inseln haben dauernd bestanden, und die Inseln selbst sind ja, mit europäischen Verhältnissen verglichen, durchaus nicht zu klein, um durch alle Zeiten hindurch einer Menschheitsgruppe den Fortbestand zu sichern. Es mögen also während der ganzen Eiszeit sehr wohl Einflüsse vom asiatischen Festland her auf diese Randbevölkerung eingewirkt haben, so daß sie auf diese Weise den genetischen Anschluß an die übrige Menschheit nicht verloren; bis dann der Tag kam, an dem das Torresmeer kein Hindernis mehr war, um auf den gegenüberliegenden Kontinent, Australien, zu gelangen, und ihn damit zum ersten Mal nicht nur für die Menschheit, sondern für alle echten Säugetiere zu entdecken. Daß dann auch in Australien alle Bedingungen vorhanden waren, um eine immerhin noch urtümliche Menschenform fast unverändert aufzubewahren, während auf der übrigen Erde die Rassenentwicklung und -spaltung weiterging, das soll im betreffenden Kapitel bei der letzten Rassenkarte noch einmal ausgeführt werden.

Pithecanthropus — Form als Menschheits-Stufe

Selbstverständlich muß auch die übrige Menschheit ihre Ahnenschaft im Pithecanthropuswesen gehabt haben. Es ist dabei nicht nur nicht notwendig, sondern sogar höchst unwahrscheinlich, daß der Pithecanthropus erectus von Trinil selbst noch in die Ahnenreihe anderer Rassen gehören müßte. Denn aus Europa liegen die vorhergehenden Stufen und, wenn nicht dieselben, so doch die gleich danach folgenden bereits heute mit solcher Sicherheit vor, daß ein Zweifel unberechtigt wäre, auch hier Vertreter der Anthropus-Gruppe zu erwarten. In Afrika zeigt uns der neue Fund vom Njarasa-See, daß auch dieser Erdteil nicht mehr auszuschließen ist; und der Sinanthropus in Nordchina besagt dasselbe; aber — wenn wir ihn rassisch einordnen wollen, dann nur in einer ganz bestimmten Richtung. Und diese Richtung geht, wie bereits gesagt, trotz des Torus mandibularis nicht einseitig ins Mongolenhafte, sondern in das Europide. Die etwas bessere Stirnwölbung, die der Sinanthropus I besitzt,

wäre noch kein Grund, in den Fossilresten von Peking Australiervorläufer nicht zu erkennen. Deren Ausbildung war ja nicht nur als so urtümlich, sondern auch als so neutral bezeichnet, daß die ganze bisherige Menschheitsentwicklung zu den Australiern führen konnte. Aber auch außer dieser Menschenrasse haben wir ja heute auf der Erde noch andere Gruppen, die ebenfalls als erkennbare Nachkommen dafür in Frage kommen können. Das sind alle die, die ich — wie bereits gesagt — an die „mittlere Linie“ stelle.

Es muß also auch hier noch einmal erklärt werden, wie diese mittlere Linie aufgefaßt werden soll. Alle heutigen Menschenrassen können natürlich in graphischer Darstellung nur nebeneinander, nicht untereinander aufgezeichnet werden, mit anderen Worten, keine heutige Rasse ist die Vorläuferin einer anderen. Und trotzdem hat ja jeder die Vorstellung, daß nicht alle Rassen gleichwertig sind. Wir wollen von ihrem seelischen und geistigen Zustand hier einmal absehen und nur das Körperliche bedenken. Dann gibt es natürlich heute Menschenformen, die in ihrer ganzen Organisation höher oder tiefer stehen als andere — etwa so wie ein Regenwurm niedriger ist als ein Pferd, obwohl der Regenwurm zu seiner Entwicklung die gleiche Zeit und sogar eine viel zahlreichere Generationsfolge von Wurmtieren hinter sich hat. In diesem Sinne ist schon stets von höheren und von niederen Rassen gesprochen worden. Und da man bei einer graphischen Darstellung auf das Flächenhafte angewiesen ist, so hat man immer das Bild von Seitenlinien unbewußt vor sich. Es ist ebenfalls Sache der Anschauung und Vereinbarung, was man hier als Seitenlinie bezeichnen will. Man kann bei einem Stammbaum jede Entwicklungslinie als Mittellinie und dann die andere als Seitenlinie einzeichnen. Trotzdem wird man es aber als richtig empfinden, Entwicklungslinien mit Besonderheiten als Seitenzweige, im äußersten Notfall sogar als Außenseiter, zu bezeichnen. Aus dieser bildhaften Darstellung heraus ergibt sich auch in unserem Falle die Vorstellung von der m i t t l e r e n Linie ganz von selbst.

Wenn wir also innerhalb der heutigen Rassen in altgewohnter Weise drei große Hauptrassen (obwohl wir wissen, daß das nicht ausreichend ist) unterscheiden, so ist das nicht nur europäische Gefühlssache. Vielmehr entspricht es auch morphologischen Vergleichen, daß wir die Europäer als „weiße Rasse“ an die Mittellinie stellen, dagegen die Neger als „Schwarze“ und die Mongolen als „gelbe Rasse“ seitlich daneben. Wenn wir nun nach den vorherigen Erörterungen die Australier als Sonderrasse in dieses Bild mit einfügen wollen, dann können sie nach ihrer ganzen Gestaltung nur an die mittlere Linie gehören, und zwar bei ihrer verhältnismäßigen Urtümlichkeit an den Grund dieser Mittellinie, obwohl sie ja als heutige Menschen eine gleichlangdauernde Ahnenschaft mit derselben Generationenzahl wie wir besitzen.

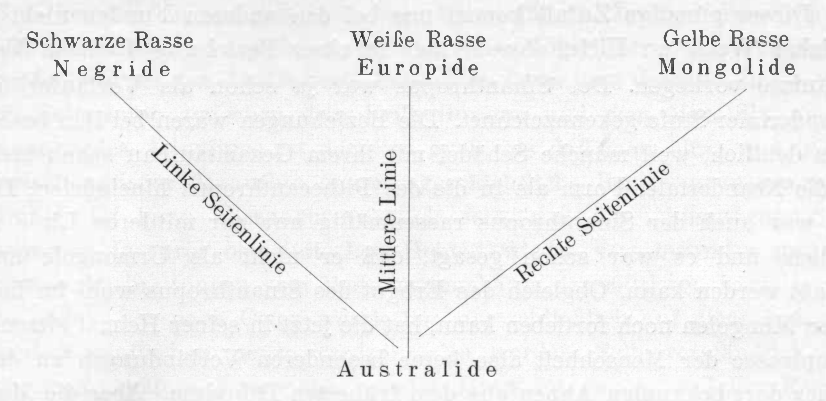


Abb. 16. Schema der drei Hauptrassen-Linien.

So entsteht dann das einfache Rassenschema, das mir sinngemäß in allen meinen Darstellungen vorschwebte und das ich zum erstenmal in „Die Rassen der Menschheit" veröffentlicht habe (1935). Selbstverständlich ist auch bei diesem Bild mit dem Ausdruck „Europäer" oder „Europide" nicht behauptet, daß sie als einheitliche Rasse ganz gleichmäßig die Spitze der mittleren Linie einnehmen. Was für die ganze Menschheit mit ihren Hauptrassen gilt, das hat genau dieselbe Bedeutung für die Europiden mit ihren Unterrassen. Auch da empfinden wir manche mehr abgewichen vom ursprünglichen Typus als andere, und es ist keineswegs zeitgemäße Einstellung, sondern immer so empfunden worden, daß die langköpfigen Rassen Europas der mittleren Linie mehr entsprechen als andere, so daß die Mediterranen und Nordischen, wie oben gesagt, auch in der Mitte dieser mittleren Linie stehen müssen.

Bei der Aufstellung unserer geologisch bedingten Rassenkarte ist also nun zu entscheiden, auf welcher Linie des Rassenschemas die vorhandenen fossilen Reste einzutragen sind. Und es ist selbstverständlich, daß der Ursprung der Menschheit am Grunde der Mittellinie beginnen muß. Dann läge auch die Anthropus-Stufe noch in gleicher Richtung, nur mit der Einschränkung, daß eine Gruppe, durch den Pithecanthropus dargestellt, auf eine besondere heutige Menschenrasse hinweist, die aber selbst wieder nur an der mittleren Linie eingezeichnet werden kann. Es soll natürlich nicht verkannt werden, daß zu dieser Theorie auch die geographische Verteilung mitgeholfen hat. Die oben schon angedeutete Rassenentwicklung der heutigen Australier macht uns keine Schwierigkeit. Die Sonderbildung an der Südostecke Asiens bis zu dem schließlich ermöglichten Übergang nach Australien ist doch geographisch so erklärlich, daß uns diese durchaus theoretische Annahme leicht als möglich erscheint.

Dieser günstige Zufall kommt uns bei den anderen Funden nicht in gleicher Weise zu Hilfe, obwohl hier in einer Beziehung ähnliche Verhältnisse vorliegen. Der Sinanthropus war ja schon als Vorläufer der Neandertaler-Stufe gekennzeichnet. Die Beziehungen waren bei ihm besonders deutlich, weil manche Schädel mit ihrem Gesamtaufbau schon mehr in die Neandertaler-Form als in die des Pithecanthropus hineinfielen. Damit war auch der Sinanthropus rassenmäßig nur zur mittleren Linie zu stellen, und es war schon gesagt, daß er nicht als Urmongole aufgefaßt werden kann. Obgleich das Erbgut des Sinanthropus wohl im heutigen Mongolen noch fortleben kann, hat die jetzt in seiner Heimat sitzende Hauptrasse der Menschheit also keine besonderen Verbindungen zu dem bisher dort bekannten Ahnen aus dem frühesten Diluvium. Aber die Mongolen sind am Ostrande Asiens ja nicht die einzige Rasse. Heute leben auf den japanischen Inseln Jesso und Sachalin sowie auf einigen Kurilen-Inseln die Ainus. Wir werden im Rahmen der Abhandlung erst bei den letzten Rassenkarten diese Rassen zeigen. Hier muß jedoch schon darauf hingewiesen werden, daß diese „Ureinwohner Japans“ nichts Mongolisches an sich haben, sondern ganz klar ebenso an die mittlere Linie zu stellen sind wie die Australier. Wie diese sind auch die Ainus mit uns Europäern gestaltlich näher verbunden als mit den sie umwohnenden und sie allmählich verdrängenden Mongolen.

Wenn wir also sagen konnten, der Sinanthropus sei kein Urmongole, dann stünde nichts entgegen, ihn als einen Ur-Ainu anzusehen. Im Gegensatz zu der Verbindung vom Pithecanthropus zum Australier fehlen uns hier aber alle zeitlichen Zwischenglieder bis auf die letzten vorgeschichtlichen Perioden. Wenn diese auch bis in die mittlere Steinzeit, ins Mesolithikum, zurückgehen, so reichen sie damit doch nicht unter das Alluvium. Es klaffen zwischen der Zeit des Sinanthropus und der des Ainus in Ostasien die Jahrhunderttausende des mittleren und späten Diluviums, und zwar können wir nachweisen, daß zum Beginn der geologischen Neuzeit die Ainus noch auf dem asiatischen Festland saßen, bis sie vielleicht, ähnlich wie die Australier, auf die heutigen japanischen Inseln verdrängt wurden, die aber zu allen Zeiten leichter zugänglich waren als Australien von den Sundainseln her. Zum Übergang nach Sachalin wird vielleicht noch nicht einmal eigentliche Seefahrt notwendig gewesen sein. Es ist deshalb erklärlich, daß auch in den heutigen Ainus nicht mehr solche rassische Abgeschlossenheit vorliegt wie beim Australier. Trotzdem läßt sich aber alles Mongolische bei ihnen auf spätere Einflüsse zurückführen.

Für unser Problem entstünde nun die Überlegung, ob man daran denken könnte, die Ainus noch als einen heute lebenden Rest direkter Sinanthropus-Nachkommen anzusehen. Dann würde also auch ein von der übrigen Menschheit gesonderter Entwicklungszweig von den ostasiatischen Ur-

menschen bis zu den heutigen sog. Urbewohnern Japans hinaufreichen. Dem gestaltlichen Vergleich nach muß diese Möglichkeit ebenso zugegeben werden wie bei den Australiern. Behaupten kann man darüber nichts, denn die Zeitspanne zwischen dem Frühdiluvium und dem Mesolithikum am Beginne des Alluviums ist doch zu groß, als daß man ohne verbindende Zwischenglieder daraufhin stammesgeschichtliche Beziehungen annehmen könnte. Es kann ebensogut möglich sein, daß die „Sinanthropus"-Urmenschen in ihrer ostasiatischen Heimat wieder verschwanden und daß spätere Ausbreitungen vom Rassenstammbaum der mittleren Linie irgendwo anders her nach Osten wanderten, um schließlich auf diese äußersten nordost-asiatischen Inseln verdrängt zu werden. Selbstverständlich können noch spätere Funde uns wieder Hinweise geben, daß die Rassenentwicklung zu den Ainus hier an den ostasiatischen Küsten vom Sinanthropus her ununterbrochen vor sich ging, daß sie lange Zeit hindurch von anderen höher organisierten Rassen unbelästigt blieben, bis sie schließlich doch durch die Überzahl mongolischer Elemente auf ihr jetziges Rückzugsgebiet beschränkt wurden (s. Abb. 77 Ainu-Schädel).

Wenn also jetzt noch nichts Abschließendes darüber zu sagen ist, so ist doch diese Entwicklungslinie leichter denkbar als die Verbindung von Sinanthropus zu den Mongolen. Irgendwann und irgendwo muß natürlich auch aus der Anthropus-Ahnenschaft einmal die heutige mongolische Hauptrasse hervorgegangen sein. Auf der eben besprochenen Rassenkarte des frühen Diluviums ist aber noch nichts davon zu sehen, und es kann hier schon vorweggenommen werden, daß das, was wir überhaupt davon erkennen können, bis jetzt nicht auf dem Boden Asiens zu suchen ist.

Zum Abschluß für die frühdiluviale Rassenkarte der Menschheit sei also nochmals zusammengefaßt, daß bisher nur drei Punkte mit Sicherheit eingezeichnet werden können: Pithecanthropus auf Java, Africanthropus in Ostafrika und Sinanthropus bei Peking in Nordchina. Wahrscheinlich anzunehmen ist die Anwesenheit der gleichen Rassenstufe im mittleren Europa, wo die unmittelbaren Vorfahren und Nachfolger der betreffenden Stufe festgestellt sind. Auf Java können wir mit einem Fragezeichen den Hinweis auf Funde bei der nächsten Rassenkarte machen, die in ununterbrochener Folge bis zu den heutigen Australiern durchgeht. Beim Sinanthropus kann mit vielen Fragezeichen darauf hingewiesen werden, daß der zeitlich noch nicht überbrückte Sprung vom frühen Diluvium bis zum Beginn des Alluviums auf die Ainus hin denkbar ist. In Ostafrika bleibt der Africanthropus zunächst für sich allein, bis in späterer Zeit der Homo rhodesiensis die allgemeine Entwicklung in der mittleren Linie weiterführt.

IV. Praeneandertaler Stufe

Rassenkarte III.

Die nun folgende Rassenkarte wird durch Schwierigkeiten, die der Einordnung der Funde entgegenstehen, unsicher in ihrer Aufstellung. Diese Schwierigkeiten sind aber biologisch begründet und werden nicht aus der Welt zu schaffen sein. Sie können umgangen werden, wenn man die nächste Karte erst für die vielfach belegte Stufe des Neandertaler-Menschen zeichnen wollte. Nehmen wir aber zwischen dem Stadium des Anthropus und dem später folgenden des Homo neandertalensis oder primigenius noch eine Zwischenstufe an, so wird die Erkennung der dahin gehörenden Fossilien nicht leicht sein. Das ist für unser Problem im Grunde genommen nicht unangenehm, denn es bezeugt ja nur die Richtigkeit der Entwicklung der späteren Stufe aus der vorhergehenden. Lediglich aus geologisch-zeitlichen Gründen möchte man auf dieses Vorstadium des Neandertalers doch nicht verzichten. Denn wenn wir mit der vorhergehenden Rassenkarte in der ersten oder einer der ersten Zwischeneiszeiten uns befanden — bis jetzt sind wir nicht in der Lage, für diese weit zurückliegende Periode eine genaue Datierung anzugeben —, dann sind wir beim Neandertaler wohl bestimmt bereits in der letzten Zwischeneiszeit, bei der man es wagen kann, mit auf Jahrzehntausende abgerundeten Zahlen schon nach Jahreszahlen zu rechnen. Die Spanne zwischen beiden Stufen enthält also sicherlich Eiszeiten und Zwischeneiszeiten. Daß trotzdem die Menschenform in der letzten Zwischeneiszeit sich der älteren Periode gegenüber noch nicht sehr viel geändert hat, war bereits in den vorigen Kapiteln ausführlich begründet. Wir sind deshalb auch nicht fähig, für die jetzt zu behandelnde Rassenkarte einen genaueren Zeitpunkt anzugeben. Die Schwierigkeit liegt immer wieder darin, daß es nie Richtlinien gibt, bei den hier in Frage kommenden Fossilfunden festzustellen, ob sie in das Interglazial vor der Rißeiszeit oder erst in das darauf folgende gehören. Und so lange nicht klar entschieden ist, ob uns die mitgefundenen Säugetiere als Leitfossilien für das eine oder andere Interglazial dienen können, ist auf eine Besserung nicht zu hoffen. Ebenso läßt uns aber auch die menschliche Kulturhinterlassenschaft im Stich. Alles, was zum Altpaläolithikum kulturell gehört — Eolithikum, Prächelléen und Chelléen — geht so ineinander über, daß eine Abgrenzung von einem zum anderen nicht möglich ist. Und selbst wo eine klare Einreihung, etwa in das Chelléen, erbracht wer-

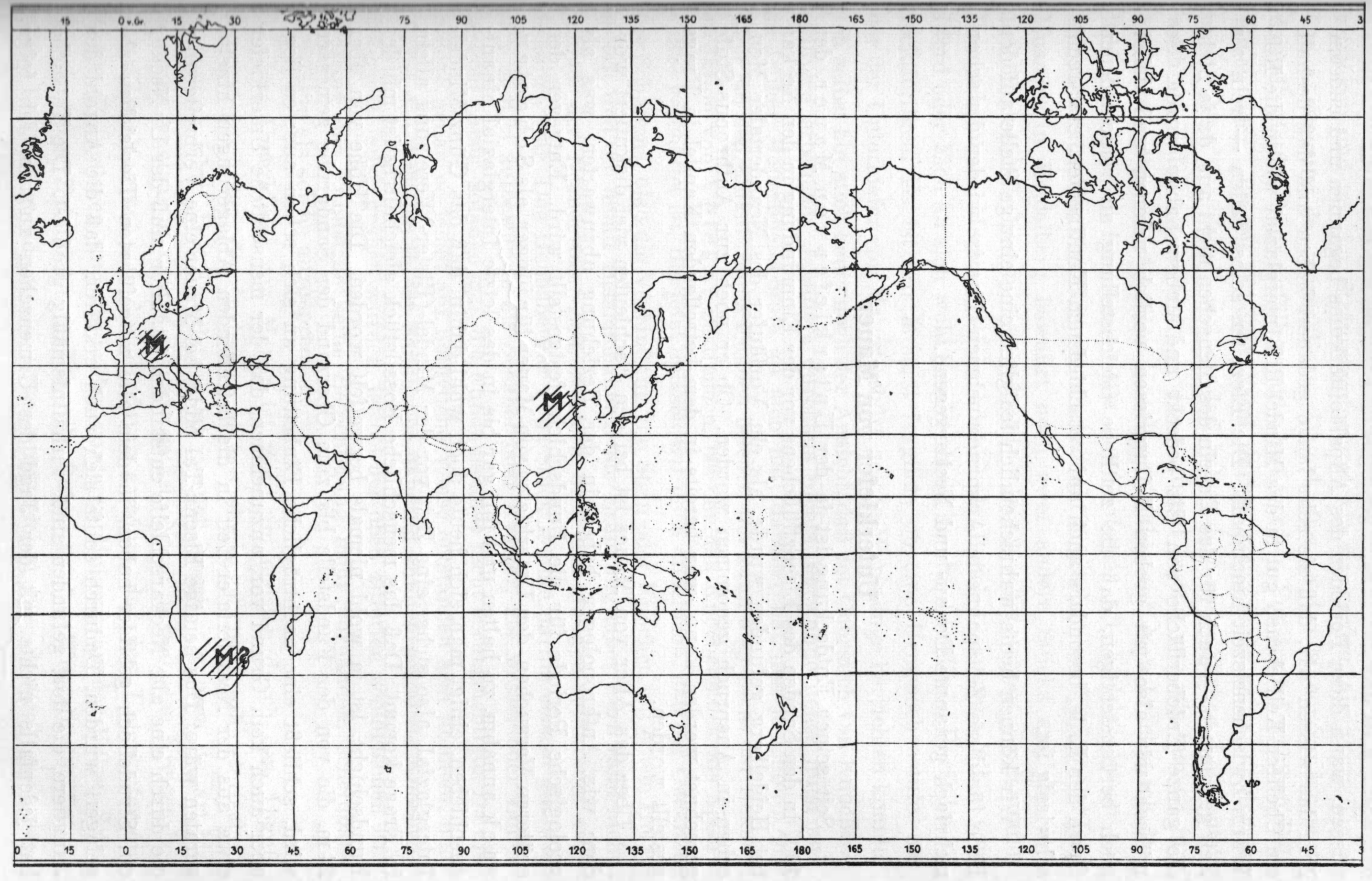


Abb. 17. Rassenkarte III. Frühes Mittel-Diluvium, Präneandertaler-Stufe.

den kann, hilft uns das für die geologische Einordnung nichts, da wir nicht wissen, wann diese Perioden des Altpaläolithikums begannen und endeten. Nur das wissen wir, daß sie sehr lange gedauert haben und daß deshalb ein Chelléen-Keil ebenso gut in das Mindel-Riß-Interglazial wie in die Riß-Würm-Zwischeneiszeit hineinpaßt. Die Eiszeiten selbst fallen — rein als Zeit genommen — auch für das Dasein des Menschen nicht aus, da ja nicht die ganze Erdoberfläche von Eis bedeckt und unbewohnbar wurde. So müssen wir also mit groben Zeitumrissen vorlieb nehmen und dabei noch berücksichtigen, daß die zeitliche Gleichstellung an verschiedenen Orten der Erde, besonders auch auf verschiedenen Kontinenten, erst recht schwierig ist.

Wir können heute wahrscheinlich lediglich eine einzige Stelle auf der Erde für diese Zeitspanne in Anspruch nehmen. Das ist wieder die schon mehrfach genannte Donau- und Neckargegend.

Unterkiefer von Mauer

Seit seiner Entdeckung ist ja der Unterkiefer von Mauer, der 1907 in den Sanden des Elsenzflüßchens vor der Einmündung in den Neckar bei Heidelberg gefunden wurde, als ein Vorläufer des Neandertaler Menschen in Anspruch genommen worden. Ob er noch zur Anthropus-Stufe gerechnet werden kann, war bereits in dem betreffenden Kapitel in Frage gestellt worden.

Über das Alter von Mauer ist bei den Fachleuten viel diskutiert worden; wir Anthropologen haben in der Beziehung abzuwarten, was als geologische Periode für die Fundschicht festgestellt wird. Entgegen den späteren Versuchen, den Unterkiefer von Mauer für jünger, als Schoetensack annahm, zu halten und ihn gar bis in das letzte Interglazial hinaufzuschieben, einigt man sich heute doch wohl dahin, daß das Günz-Mindel-Interglazial, also sicher eine Zeit vor der Mindel-(Elster-)Vereisung allein in Frage kommt. Daß das menschliche Fossilstück gleichaltrig ist mit der Fundschicht, ist ja wohl niemals bezweifelt worden. Die Höhe von über 24 m, die von der Fundstelle bis zum Oberrand der Sandgrube gemessen wird, schließt eine nachträgliche Einbettung an sich schon aus; es liegt aber auch kein Grund vor, anzunehmen, daß der menschliche Unterkiefer etwa aus der Neandertaler-Zeit in die betreffenden Ablagerungen hineingeraten wäre. Das heutige Elsenz-Tal bildet bei Mauer eine Verbreiterung, die durch eine alte Neckarschleife entstanden ist. Hier muß der Ur-Neckar ein Strudelloch gebildet haben, in dem alle mitgeführten Tierleichen abgelagert wurden. Dadurch sollte sich auch erklären, daß die Anzahl der Jungtiere, die dort gefunden sind, verhältnismäßig groß ist. Die Tatsache hat jedenfalls nichts mit der Jagd des Urmenschen zu tun. Ich folge

Wilser in der Annahme, daß Jungtiere häufiger Gelegenheit hatten, zu ertrinken und mit der Strömung fortgerissen zu werden, als ältere Tiere. Die Ablagerung des menschlichen Unterkiefers in den Mauer-Sanden muß deshalb als durchaus zufällig angesehen werden. Von irgend welchen Beigaben oder „Begleit-Funden" kann darum keine Rede sein — oder es müßte denn der Zufall wollen, daß neben dem menschlichen Leichenteil auch ein Stück abgesetzt wäre, das kulturell irgend wie mit ihm zu tun hatte. In einem Aufsatz über Knochenartefakte auf Java brachte ich das Bild eines kleinen Knochenstückes, das Professor Aichel bei Mauer gesammelt hatte, das vielleicht als ein Artefakt angesehen werden könnte. Das Museum in Heidelberg bewahrt noch zwei andere Stücke auf, die von I. Völcker als Speerspitzen gedeutet und auch rekonstruiert worden sind. Das scheinbare Mauer-Artefakt könnte als Bruchstück einer Tibia vom Pferd oder Elch an sich wohl den Verdacht an eine künstliche Herrichtung rechtfertigen. Es ist nur äußerst fraglich, ob eine Urmenschenstufe, zu der der Unterkiefer von Mauer gehört, solche Werkzeuge herrichten konnte. Ich selbst bin auch heute noch der Ansicht, daß der Gebrauch von Knochensplittern erbeuteter Jagdtiere durchaus nichts Verwunderliches auch auf so früher Menschheits-Stufe an sich hat; darüber hat uns ja Chou-Kou-Tien mit den Sinanthropus-Funden belehrt. Ich kann aber nicht der Rekonstruktion von Völcker zustimmen, bei der das Knochenstück als Speerspitze geschäftet ist. Bis jetzt müssen wir doch annehmen, daß der Gedanke des Schäftens, also die Verbindung von Stein oder Knochen mit einem Holzschaft und die damit zusammenhängende Erfindung einer Fernwaffe nicht einmal der Neandertaler-Zeit, sondern erst dem Jungpaläolithikum vorbehalten war. Das Heidelberger Tibia-Stück konnte darum ebenso gut wie das in Kiel aufbewahrte als Schaber oder Kratzer, als Messer oder Löffel gedient haben, solange man die Fundumstände nicht berücksichtigte. Da die Stücke genau so leicht auf natürliche Weise entstanden sein konnten, und da bei den Arbeiten in der Sandgrube dauernd ähnlich gestaltete Knochenfragmente ausgegraben wurden, ist bei der oben zitierten geologischen Erklärung der Fundstelle keine Berechtigung mehr vorhanden, scheinbare Artefakte als solche anzusprechen.

Der Unterkiefer von Mauer ist wohl am meisten durch den Abguß bekannt geworden, der in keiner anthropologischen oder prähistorischen Sammlung fehlt. Das Fossilstück ist ja auch in seiner ganzen Bauart bis heute zu einzigartig, daß es ebenso wie sein Name in weitesten Kreisen bekannt ist. Man hat sich deshalb daran gewöhnt, daß dem Unterkiefer die beiden Prämolaren und die beiden vorderen Molaren an der linken Seite fehlen. Diese Zahnlücke, die uns die Pulpa an den Wurzeln der Zähne sehen läßt, ist geradezu ein Erkennungszeichen für „Mauer" geworden.

Man hat deshalb wohl vielfach nicht mehr daran gedacht, daß der menschliche Unterkiefer als Ganzes mit allen 16 Zähnen gefunden worden ist. Über der genannten Zahnlücke lag bei der Auffindung ein fest verbackenes Geröllstück, das heute noch im Heidelberger Museum aufbewahrt wird. Beim Herausschaufeln brach damals der Unterkiefer an der Symphyse in zwei Stücke auseinander, die sich leicht wieder zusammenkleben ließen. Ein kleines dreieckiges Stück am unteren Symphysenrand ist verloren gegangen und ebenso fehlt die dünne Lamina externa über den Wurzeln der Schneide- und Eckzähne. Die Kronen der linksseitigen Prämolaren und Molaren sind aber vorhanden. Schoetensack hat sie in der Oberansicht abgebildet und genau gemessen und beschrieben. Es lag also eigentlich kein Grund vor, diese Zahnkronen nach der Bearbeitung des Unterkiefers isoliert zu lassen. Es bedeutete keine Rekonstruktion am Original, wenn man die Zähne wieder in ihren ursprünglichen Zustand gebracht hätte. Sie waren ja noch nicht einmal wie der Symphysen-Bruch beim Herausnehmen des Fossils abgebrochen, sondern lösten sich erst bei der Präparation im Laboratorium ab. Dieses Abbrechen an der Trennungslinie zwischen Wurzel und Krone war nicht zu vermeiden; die Grenze des Schmelzbelages bildet hier, auch bei frischeren Zähnen, leicht eine Bruchstelle. Bei den Mauer-Zähnen war aber der Zahnschmelz mit dem darauf lagernden Geröllstück so fest versintert, daß heute noch Teile dieses Schmelzes fest an dem Stein haften. Das Frei-Präparieren der Zahnkronen konnte deshalb auch nicht ohne Schmelzverlust vor sich gehen. Dadurch kommt es, daß die Zähne etwas zu niedrig und in den Seitenausdehnungen auch etwas zu klein sind. Sie haben in ihrer ursprünglichen Form aber ganz denen der anderen Seite entsprochen.

In Übereinstimmung mit Wilser habe ich die Zahnkrone wieder auf die abgebrochenen Stellen aufgesetzt; der ganze Kiefer gewinnt durch seine ursprüngliche Form im Eindruck. Wer nicht über die Präparations-Arbeiten Bescheid wußte, mochte doch leicht auf den Gedanken kommen, daß persönliches Alter oder gar Karies den „Homo heidelbergensis“ um den Schmuck seiner Zähne gebracht hatte. Alle 16 Zähne waren aber tadellos; und es ist wohl nicht zu leugnen, daß der Unterkiefer nun in seiner neuen Darstellung einen viel jugendlicheren Eindruck macht als vorher. Er schließt sich damit fast allen menschlichen Fossilfunden aus so alter Zeit an; denn wirkliche Greise wird es ja nicht allzu viel gegeben haben.

Der neue Zahnbogen bestätigt aber nochmals den Eindruck, den man schon immer beim Mauer-Kiefer gehabt hat. Man könnte sagen, daß für die kleinen Zähne ein solcher Aufwand an Knochenmasse des Kiefers nicht notwendig gewesen wäre. Man hat ja oft gedacht, das Mauer-Fossil vereinigte menschliche Zähne mit einem äffischen Kiefer; ich habe diesem Ausspruch schon öfter widersprochen. Die neuen Bilder werden die Berechti-

gung noch unterstreichen. An der menschlichen Natur der Zähne ist gar kein Zweifel. Daß der Weisheitszahn beiderseits schon reduziert ist, braucht dabei nicht als „menschliches“ Merkmal angesehen zu werden. Dasselbe zeigen uns Schimpansen-Kiefer auch schon. Andererseits war der Eckzahn

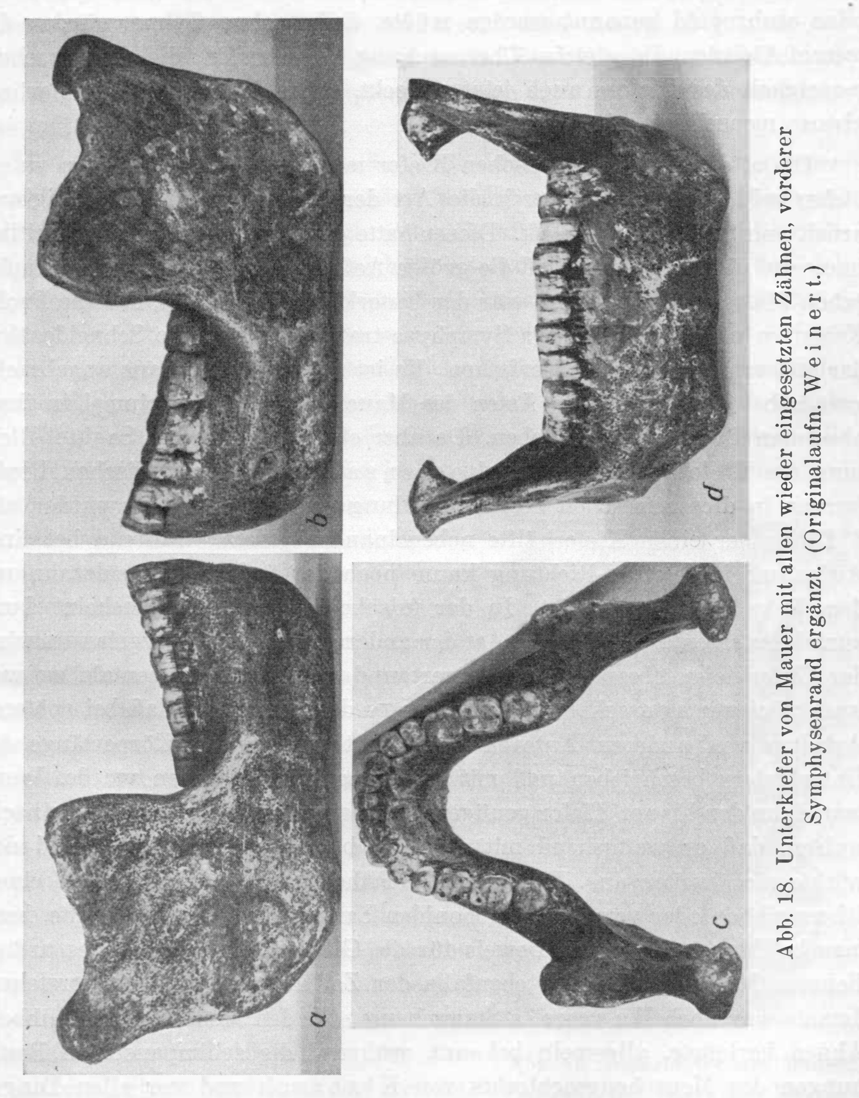


Abb. 18. Unterkiefer von Mauer mit allen wieder eingesetzten Zähnen, vorderer Symphysenrand ergänzt. (Originalaufn. Weinert.)

nicht so klein, wie es heute den Anschein hat. Die Eckzahn-Spitze ist weitgehend abgeschliffen. Es ist nicht notwendig, daß sie die Zahnreihe einmal auffällig überragt hat, denn der Abschliff konnte bereits schon beim Vorschieben der Zähne beginnen. Aber an Größe werden die Canini des Mauer-Kiefers sowohl von diluvialen wie von rezenten Zähnen übertroffen.

Die Form des Zahnbogens und die geschlossene Zahnreihe sind ja schon immer als hominid gewürdigt worden. Diesen Zähnen entsprechen nun natürlich auch ihre Wurzeln; und die Wurzelformen wieder den Alveolen, in denen sie stecken. Würde also der Unterkiefer ganz ohne Zähne gefunden worden sein, so wäre auch dann kein Zweifel möglich, ob er hominid oder anthropoid genannt werden müßte. Selbst ohne Zähne würden die leeren Alveolen die gleiche Überraschung hervorrufen, die die Knochenmassigkeit des Kiefers auch jetzt erweckt. Aber das ganze Fossil würde ebenso menschlich sein.

Die alte Lesart vom äffischen Kiefer mit menschlichen Zähnen wurde sicher mithervorgerufen durch die Art der Darstellung in der Originalarbeit von Schoetensack. Dieser hatte damals den Unterkiefer seitlich immer so photographiert, daß die größte Astbreite parallel zur photographischen Platte stand. Dadurch war der Unterkiefer so gedreht, daß die Profil-Konturen nicht die Mitte der Symphyse trafen, sondern die Schneidezähne der anderen Seite noch mit erfaßten. Es ist natürlich durchaus angebracht, gerade bei den auffälligen Ästen des Mauer-Kiefers diese einmal in ihrer absoluten Breite wiederzugeben. Da aber eine Aufnahme in Sagittal-Richtung des Kiefers fehlte, hat Schoetensack alle diagraphischen Profilkurven in dieser falschen Seiteneinstellung gezeichnet. Dabei wurden alle 8 Zähne der einen Kieferhälfte nebeneinander gesetzt, während bei einer Aufnahme in Sagittal-Richtung kaum noch der äußere Schneidezahn vor dem Eckzahn zu sehen ist. In der falschen Darstellung erscheint dann, zumal der eigentlich sichtbare Ast der anderen Seite jetzt weggelassen wird, der Unterkiefer übermäßig verlängert und das Foramen mentale zu weit nach rückwärts verschoben. So konnte es dazu kommen, daß bei späteren Arbeiten von anderen Autoren eine nicht vorhandene Körperlänge des Unterkiefers beschrieben und mit Anthropoiden verglichen wurde. Wenn man dann den Mauer-Kiefer genügend verkleinerte, konnte man sogar nachweisen, daß er weitgehend mit einem Gibbon übereinstimmte. Und das wirkte sich weiter aus. Da auch die Pithecanthropus-Calotte von einem Riesengibbon oder von einem gibboniden Urmenschen stammen sollte, hatte man bei Mauer den neuen Beweis für die Gibbon-Abstammung des urtümlichsten Menschen. Das ist ebenfalls der Zeit entsprechend zu verstehen; damals war noch Haeckels Stammbaum, der den Menschen aus Gibbon-Ahnen herleitete, allgemein bekannt, während die schimpansoiden Beziehungen des Menschengeschlechts von Klaatsch und vor allen Dingen von Schwalbe nur auf einzelne Merkmale bezogen und bekanntgegeben wurden.

Für die photographischen Aufnahmen habe ich die fehlende Knochenlamelle vor den Wurzeln der Vorderzähne und auch das dreieckige Stück am unteren Symphysenrand mit Plastilin ergänzt. Diese Ausfüllung ist

nach der Aufnahme wieder entfernt worden, so daß das Fossilstück immer noch den Zustand nach der Präparation zeigt.

Für die mich besonders interessierende Frage nach einer möglichen Rassenzugehörigkeit ist der Heidelberger Unterkiefer nach wie vor belanglos. Sein Fundort könnte, anthropologisch betrachtet, ebenso gut in jedem anderen damals bewohnten Teile der Welt liegen. So ist also auch der Heidelberger Unterkiefer seiner Gestalt nach nicht europäisch. Alle Schlußfolgerungen, die sich an ihn knüpfen, beziehen sich auf stammesgeschichtliche und individuelle Fragen.

Es ist wohl bekannt geworden, daß auf den Unterkiefer hin ganze „Heidelberger Menschen" rekonstruiert worden sind. Allein eine Büste mit Haut und Haaren muß aber, auch wenn sie künstlerisch noch so befriedigend ist, als reine Phantasie bezeichnet werden. Denn selbst zur Schädelrekonstruktion eignet sich nichts so schlecht, wie gerade ein Unterkiefer. H. Virchow hat die Mandibula schon immer als den variabelsten Knochen am menschlichen Skelett bezeichnet. Und wenn wir die Unterkiefer betrachten, die vom Diluvial-Menschen gefunden worden sind, dann besteht der Ausspruch vollkommen zu Recht. Wir hätten bestimmt nicht alle Unterkiefer erwartet, die wir bis jetzt von Chou-Kou-Tien kennen, und ebenso zeigen uns die reichhaltigen Funde aus der Neandertaler Zeit Palästinas eine Variationsbreite des Unterkiefers, die uns beim Neandertaler auch überrascht.

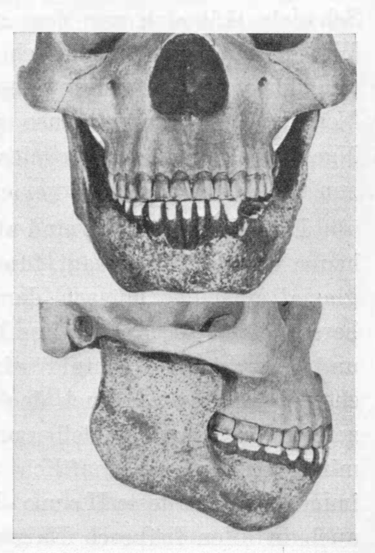


Abb. 19. Unterkiefer von Mauer (Abguß) mit Oberkiefer-Rekonstruktion von McGregor.

Aber zum Heidelberger Unterkiefer gehörte natürlich ein Oberkiefer und weiterhin ein Schädel, selbst wenn wir von dem übrigen Skelett zunächst einmal absehen. Bei meiner Arbeit in Heidelberg fand ich — mir bisher noch unbekannt — eine Oberkiefer-Ergänzung, die McGregor, New York, 1917 angefertigt hat. Es erscheint mir durchaus angebracht, diese Plastik jetzt mit bekannt zu geben. Es war ja schon immer gesagt worden, daß der Heidelberger Unterkiefer etwas ganz Einzigartiges sei, in seiner Größe und Massigkeit von keinem anderen Stück jemals wieder erreicht. Wer sich mit den Fossilien genauer beschäftigte, mußte zwar betonen, daß in seinen Einzelteilen die Mauer-Mandibula von manchen anderen Stücken erreicht und auch übertroffen wird. Selbst der Jüngling von Le Moustier hatte eine größere Kondylenbreite als der Mensch von Heidel-

berg. Trotzdem ist bisher das Mauer-Fossil einzigartig geblieben. Wir kennen keinen Unterkiefer, der mit ihm verwechselt werden könnte. Mac Gregors Rekonstruktion gibt also auch etwas dementsprechendes wieder. Zahnbogen, Jochbogenbreite und Kondylenbreite muß sich dem erhaltenen Fossilstück anpassen. Oberkiefer-Höhe und Nasenöffnung lassen sich wenigstens sinngemäß daraus erschließen. So erscheint mir die Plastik (wie alle Rekonstruktionen, die McGregor hergestellt hat) sehr wohl möglich und auch anatomisch einwandfrei und ansprechend. Gerade wenn solche Ergänzungen scheinbar nichts wesentlich Neues aussagen oder durch keine Besonderheiten auffallen, ist das eigentlich ein Beweis dafür, daß sie dem möglichen Naturzustand gut entsprechen. Die Zähne des Oberkiefers sind darum wieder durchaus menschlich; und es gibt sicher moderne Gebisse, die urmenschlicher aussehen. Auch der übrige Teil der Rekonstruktion, Jochbögen und unterer Augenhöhlenrand, schließt sich der Maxilla an; und alles zusammen ist hominid.

Ich weiß nicht, ob McGregor absichtlich seine Ergänzung bei dem Schnitt durch die Augenhöhlen hat aufhören lassen; auf jeden Fall wäre das aber sinnvoll; denn was nun darüber kommt an Stirn- und Gehirnschädelbildung, ist natürlich ebenfalls hominid, aber die Form des ganzen Schädels läßt sich aus dem erhaltenen Unterkieferrest nicht erschließen. Wir haben selbstverständlich den Eindruck, daß der fehlende Teil auch neandertaloid sein müsse wie das Mittelgesicht. Aber es paßt darüber eine Neandertaler Calotte ebenso gut wie ein Schädel von Rhodesia oder von Ngandong oder wie ein primitiverer Pithecanthropus, der aber in seiner ganzen Größe dem Heidelberger entsprechen müßte.

Diese Erwägungen sind nicht etwa nur rein theoretisch. Wenn wir uns heute, wie anfangs gesagt, für den Heidelberger auf das Günz-Mindel-Interglazial einstellen müssen, dann ist die Frage durchaus berechtigt, ob wir bereits einen Homo vor uns haben; denn mit der Feststellung, daß Zähne und Unterkiefer „hominid" sind, ist ja noch keineswegs gesagt, daß sein ehemaliger Besitzer auch den Namen „homo" verdiente. Zwar ist die Bezeichnung „Homo heidelbergensis" nicht nur allgemein bekannt, sondern mindestens wissenschaftlich populär geworden. Der Heidelberger galt immer als der älteste Homo-Rest, den wir bisher kannten. Ich selbst habe auch in allen früheren Darstellungen dem beigepflichtet. Man war ja gewohnt, Pithecanthropus-Calotte und Heidelberger Unterkiefer zu vergleichen; und dann waren die Zweifel, ob „Mensch oder Affe", die man beim Pithecanthropus haben konnte, für den Heidelberger auf jeden Fall ausgeschlossen. Trotzdem wurde der Homo heidelbergensis gleichfalls mit dem Gattungsnamen „Anthropus" als „Palä-Anthropus" bezeichnet. Das ist durchaus unzulässig und muß, obgleich es heute ebenfalls noch geschieht, unbedingt abgelehnt und zurückgewiesen werden. Denn entweder gehört

eine menschliche Fossilform zur Anthropus-Stufe und ist dann als Anthropus zu bezeichnen, oder aber sie ist bereits „Homo“ und kann dann nicht nebenher auch noch „Anthropus“ sein. Die Ngandong-Menschen z. B. mögen, wenn wir sie auch in den großen Kreis der Neandertaler mit einbeziehen, als besondere Menschengruppe den Namen „Homo soloensis“ führen, aber dann darf man ihnen nicht noch den Übernamen „Javanthropus“ geben; „Javanthropus“ ist der Pithecanthropus von Trinil; und da bereits ein Genusname für ihn vorliegt, ist ein neuer unzulässig. Der Sinanthropus ist richtig benannt als „Sinanthropus pekinensis“; wenn ihn andere Autoren fahrlässig „Homo pekinensis“ nennen, so ist das falsch.

Besondere Bedeutung hat die Namengebung für Mauer durch den Schädel von Steinheim an der Murr, also immerhin aus derselben Neckargegend. Da man den Steinheimer nicht ohne weiteres in die Neandertaler mit einbeziehen konnte, sondern ihn aus allen Fundumständen nur als Vor-Neandertaler einreihen mußte, war eine Sonderbezeichnung als „Homo Steinheimensis“ immerhin diskutierbar. Der eigene Speziesname hätte seine Berechtigung, wenn mit dem Steinheimer eine vorher noch nicht bekannte Menschheits-Stufe (in größerem Umfang) gefunden worden wäre. Wir haben aber bisher als Vor-Neandertaler immer den Mauer-Unterkiefer gehabt. Dann war mit Homo heidelbergensis auch diese Vorstufe systematisch gekennzeichnet. Die Frage der Zusammengehörigkeit von Steinheim und Mauer konnte durch die Fossilien selbst nicht gut gelöst werden. Der Mauer-Kiefer ist der Rest eines großen schweren Mannes, der Steinheim-Schädel gehörte einer kleinen, zierlichen Frau. Wenn aber Steinheim in ein Interstitium der Riß-Eiszeit oder in den Beginn des großen Riß-Würm-Interglazials gehört, und wenn Mauer sicher vor der Mindel-Eiszeit angesetzt werden muß, dann ist eine Zugehörigkeit beider Stücke zur selben Stufe paläontologisch höchst unwahrscheinlich. Ob wir berechtigt wären, im gleichen Vor-Neandertaler-Kreis mehrere Spezies von Homo anzunehmen, ist nicht zu entscheiden; ich selbst möchte wie immer davor warnen, auf Einzelfunde gestützt, sich die Variationsbreite der betreffenden Gruppen zu eng vorzustellen. Aber davon abgesehen, ist bei einer Anerkennung des „Homo steinheimensis“ Berckhemers Untergattung „Protanthropus“ nach dem Vorgang Bonarellis dafür unbedingt abzulehnen. Wir sollten uns heute an die klare Nameneinteilung der Hominiden halten. Ein Homo Steinheimensis ist kein Anthropus, erst recht aber kein Protanthropus; denn Protanthropus wäre die Stufe, die das heutige „missing link“ kennzeichnet. Ob es wirklich noch „missing“ ist, soll hier nicht entschieden werden; denn wenn wir jetzt glücklich so weit sind, den Pithecanthropus untergebracht zu haben, dann kann der Streit über einen Protanthropus noch die schönsten Aussichten haben. Wo da der Affe aufhört und der Mensch anfängt, ist höchstens durch Abstimmung festzulegen.

Der Homo steinheimensis würde seine besondere Berechtigung dadurch erfahren, daß der Homo heidelbergensis fällt. Dazu liegt aber bis heute keine bestimmte Entscheidungsmöglichkeit vor. Die Mandibula selbst gibt uns dafür keine Auskunft; sie ist hominid, sie kann jedoch zu einem Anthropus oder auch zu einem Homo primigenius gehören. Das zeigten schon die verschiedenen Rekonstruktionsmöglichkeiten. Im Günz-Mindel-Interglazial hätten wir meiner Ansicht nach noch keinen Homo zu erwarten; sollte es doch der Fall sein, so müssen wir eben umlernen und die Homo-Zeit weiter vordatieren. Es wäre auch dann nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Heidelbergensis die Periode des Steinheimers in sich einschließt und daß der Steinheimer mit in diesen großen Kreis hineingehört, der dem Neandertaler vorhergeht; denn die Umwandlung des Menschen ist entsprechend seiner vorgeschrittenen Domestikation wie auch seiner immer höher werdenden Individuen-Zahl zeitlich immer schneller erfolgt.

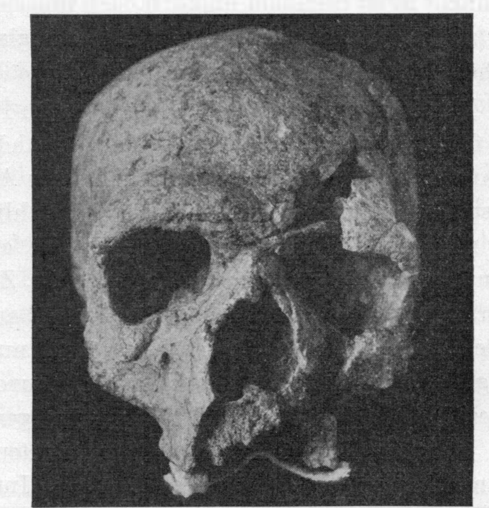
Man könnte einwenden, daß eine Umbenennung des Homo heidelbergensis doch schon aus geschichtlichen Gründen nicht gut möglich ist. Augenblicklich liegt noch keine zwingende Notwendigkeit dazu vor; sollten aber durch neue Funde Beweisstücke geliefert werden, die uns einen Anthropus heidelbergensis aufnötigen, dann wäre eine früher einmal gegebene andere Benennung kein Hinderungsgrund, das Richtige einzuführen. Die Hoffnung auf neue Heidelberg-Funde ist keineswegs ganz theoretisch ausgesprochen. Die bereits vorliegenden Pläne geben wenigstens die Möglichkeit dazu.

Und wenn jetzt auf Java der neue Pithecanthropus mit einem Unterkiefer, ähnlich dem von Mauer, gefunden ist, dann haben wir auch vom Pithecanthropus her weitere Aufklärung über den „Homo" oder „Anthropus heidelbergensis" zu erwarten.

Schädel von Steinheim

An zweiter Stelle ist für die Karte der Vor-Neandertaler-Stufe also der 1933 bei Steinheim a. d. Murr gefundene Schädel außer dem Mauer-Kiefer zu nennen. Beide Fossilien sind rein äußerlich in der Gestalt so verschieden, daß der Unterkiefer von Mauer keineswegs als Ersatz für den bei Steinheim fehlenden Unterkiefer angenommen werden kann. Der Steinheimer ist so viel kleiner und zierlicher als der Mauer-Fund, daß selbst bei einer Rekonstruktion des stark verdrückten Schädels der Mauer-Kiefer nicht nur zu breit, sondern auch in der Länge viel zu weit vorstehend ist. Unter Berücksichtigung des deformierten Fossilzustandes hatte der Steinheim-Schädel eine größte Länge von 184 mm in der Medianebene, absolut von 185 mm, da er auch im natürlichen Zustand nicht ganz symmetrisch ist. Dazu kommt eine größte Breite von etwa 132—133 mm, was einem Längen-Breiten-Index von 72 entspricht. In diesen Maßen ähnelt der Steinheimer

dem Pithecanthropus; aber trotz des mächtigen Überaugenbrauen-Wulstes ist die Einziehung des Stirnbeines wesentlich geringer und dadurch menschlicher. Die kleinste Stirnbreite beträgt 102 mm, so daß die ganze Form des Schädels in der Horizontalebene mehr dem Neandertaler ähnelt, wenn auch große Teile der Kurve zwischen Pithecanthropus und Neandertaler verlaufen. Das gleiche gilt für die Mediansagittale und für die Frontalkurve; ebenso ergeben noch viele Einzelmerkmale (worüber hier nur auf meine Arbeit in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 35, Heft 3 verwiesen werden kann) dieselbe Schlußfolgerung.



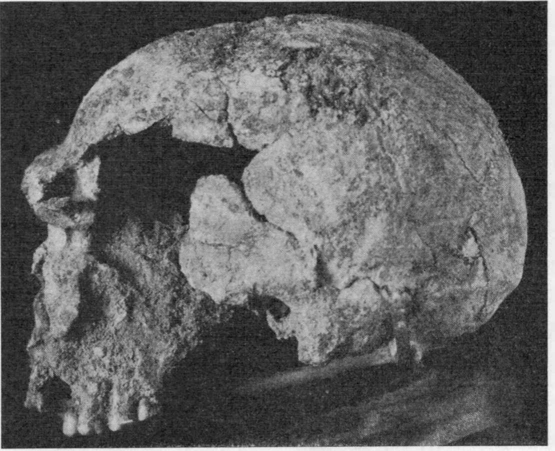


Abb. 20. Schädel von Steinheim mit angesetzter linker Orbita. (Württemberg. Naturalienkabinett, Stuttgart.)

Die geringe Kapazität von etwa 1070 ccm besagt für die stammesgeschichtliche Einordnung nicht viel oder sie wiederholt noch einmal das, was wir aus den Schädelmaßen schon gesehen haben. Wir können den Steinheim-Fund bei Berücksichtigung, daß wir wahrscheinlich einen weiblichen Schädel vor uns haben, auch morphologisch am besten in eine Vor-Neandertaler-Stufe einreihen und dürfen es dabei offen lassen, ob gleichzeitig und zur selben Bevölkerung gehörend in der dortigen Gegend Menschen gelebt haben, denen auch der Unterkiefer von Mauer gehört haben könnte. Ausgeschlossen wäre das also auf keinen Fall. Die Größenverhältnisse dürften wenigstens kein Hinderungsgrund dafür sein. Schwerwiegender wäre die Frage, ob die rezent erscheinenden Merkmale eine Zusammenstellung von Mauer und Steinheim verhin-

dern können. Eine sichere Beweisführung ist weder nach der einen oder nach der anderen Seite hin möglich; denn die Kennzeichnung „Vor-Neandertaler-Stufe“ für beide Fossilstücke schließt doch noch so ungeheure Zeiträume ein, daß der Mensch von Heidelberg um 100 000 Jahre älter sein kann als der von Steinheim. Wir können hier natürlich nicht mit Jahreszahlen rechnen; es ist bestimmt nützlich, sich immer einmal wieder die Zeitspannen vor Augen zu halten, die unsere geologisch oder paläontologisch „gesicherte“ Datierung zuläßt.

Das Rassenproblem um den Steinheim-Fund bezieht sich also weniger auf die Frage der Gleichstellung mit dem anderen Prä-Neandertaler als vielmehr darauf, ob der Steinheimer selbst als Ahne einer besonderen Rasse in Anspruch genommen werden kann. Tatsächlich wird über ihn ja behauptet, die rezenten Merkmale erklärten ihn als einen Vorläufer der europiden Hauptrasse oder gar der nordischen Rasse. Zu der ersten Behauptung ist an sich nichts weiter zu sagen, als daß überhaupt kein Grund vorliegt, etwas anderes anzunehmen; die Frage gewinnt nur dadurch eine andere Bedeutung, ob wir uns dabei vorstellen, daß Europa seitdem dauernd von Menschen der gleichen Stammeslinie bewohnt gewesen ist oder nicht. Ich selbst bin ja immer für diese Ansicht eingetreten, weil ich keinen Beweis erkennen konnte, daß während des letzten Interglazials die Ahnenreihe der europäischen Rasse unterbrochen sein sollte. Das wäre aber der Fall gewesen, wenn wir den Neandertaler aus unserer Vorfahrenlinie hätten streichen müssen. Diese Frage muß ja in dem späteren Kapitel ausführlicher behandelt werden. Viele Fachleute sahen sich jedoch durch manche Merkmale, vor allen Dingen am Neandertaler Schädel, dazu genötigt, wenigstens den europäischen Neandertaler als eine ausgestorbene Seitenlinie hinzustellen. Dann wäre der europäische Homo sapiens auf eine andere Menschenwelle zurückzuführen, die erst im Jungpaläolithikum — nach allgemeiner Ansicht von Asien her — nach Europa hineingekommen sein müßte.

Jetzt wird der Steinheim-Schädel als Zeuge dafür in Anspruch genommen, daß zwar die Stammesentwicklung des Europäers in Europa selbst vor sich gegangen sei, daß sie sich aber auf Menschenformen stützte, die, ohne einmal die Neandertal-Stufe durchlaufen zu haben, direkt zum Homo sapiens diluvialis Europas führte. Gerade an diesem Fund soll nochmals darauf hingewiesen sein, daß für eine derartige Schlußfolgerung ein einzelnes Fossilstück durchaus nichts aussagen kann. Wir werden uns nämlich mit der gleichen Frage noch öfter zu beschäftigen haben. Man muß sich deshalb überlegen, wie man sich eine solche Stammesfolge überhaupt vorstellen soll. Zwischen einander ähnlichen Fossilien wird ein Stück entdeckt, das mehr als die anderen schon Merkmale der rezenten Rasse zeigt. Soll nun von diesem Einzelfund eine direkte Nachfahrenlinie zur heutigen Rassengruppe führen, ohne daß sie mit den gleichzeitig am gleichen Ort leben-

den Menschen jemals in Berührung gekommen ist? Das ist natürlich unmöglich; und deshalb können wir auch gar nicht daran denken, rein aus zeitlichen Gründen in dem Steinheimer einen Vorfahren zu erblicken, der, ohne mit den späteren Neandertalern in irgendwelchem Zusammenhang zu stehen, den rezenten Europäer aus sich entstehen ließ.

Die sogenannten modernen Merkmale am Steinheim-Schädel reichen auch zu einer solchen Begründung keineswegs aus. Die Abrundung des Hinterhauptes bei einem zierlichen weiblichen Schädel ist durchaus nichts Besonderes. Dieselbe Kurve können wir bei den meisten weiblichen Schimpansen sehen. Ebenso ist die Reduktion des Gebisses, besonders an den Weisheitszähnen, kein Merkmal, das nur für den Homo sapiens gilt. Dasselbe zeigen uns Schimpansen-Gebisse. Der gewölbte Verlauf des oberen Schläfenschuppen-Randes war bisher wohl nur an Schädeln bekannt, deren hohes Alter von mir selber in Frage gezogen war. Da aber an der Datierung des Steinheimers nicht zu zweifeln ist, so kann, wie schon gesagt war, der Verlauf der Schläfenschuppennaht kein Merkmal mehr sein, auf das allein hin wir nur ein alluviales Zeitalter zulassen. Es ist auch anzunehmen, daß der Verlauf dieser Naht mit der Hinterhauptswölbung in irgendeinem Zusammenhang steht.

So bleibt als wichtigstes Argument die Horizontalkurve durch die Wangenbeine, die mit ihrer Abknickung am Foramen infraorbitale einen Zustand zeigen, der von keinem bisher bekannten Neandertaler erreicht wird und uns erst bei dem Aurignac-Schädel entgegentritt. Obgleich die Verdrückung des Steinheim-Schädels hier eine gewisse Korrektur verlangt, bleibt die mehr modern menschliche Profilierung des Gesichtes als Tatsache bestehen. Dieses Merkmal ist also die einzige wirkliche Stütze für die Annahme, daß der Steinheim-Mensch nicht in die Neandertaler Stufe weiterführen könnte. Es soll dem späteren Kapitel nicht vorweggenommen werden, wie seltsam es bleibt, daß wir dann während der Neandertaler Zeit bisher immer nur die neandertaloiden Schädel gefunden haben, niemals aber die Nachkommen des Steinheimers, aus denen doch die zahlenmäßig viel stärkere Homo-sapiens-Bevölkerung Europas hervorgegangen sein soll.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß selbst dann, wenn der Steinheimer Fund ein Beweis für den Ausschluß des Neandertalers wäre, die an ihm erkannten Merkmale nicht spezifisch europid sind, sondern für jede andere Rasse der modernen Menschheit zu gelten hätten. Die infraorbitalen Abknickungen in der Wangengegend, die a l l e heutigen Menschenformen dem Neandertaler gegenüber zeigen, müssen ja irgendwann einmal erworben sein; und der Steinheim-Schädel zeigt uns, daß sie bereits vor der Neandertaler Zeit auftreten konnten, ohne zu einer besonderen rezenten Rasse hinzuneigen.

Die Übereinstimmung beider Funde von Mauer und von Steinheim trotz ihrer Verschiedenheit liegt darin, daß sie für die Rassenentwicklung wieder nichts aussagen können. Sie stellen Weiterentwicklungen vom Anthropus zum frühesten Homo dar, die in verschiedenen Merkmalen auch verschieden fortschrittlich erreicht werden. Eine Rassendiagnose in bezug auf die heutigen Rassen läßt sich an ihnen nicht stellen, so daß man nicht mehr darüber sagen kann, als daß sie uns die allen heutigen Menschen gemeinsame Aufwärtsentwicklung auf der mittleren Linie darstellen. Infolgedessen ist auch ihr Fundort in Mitteleuropa nichts Besonderes. Er kann nur dazu verhelfen, daß wir als Stammesort dieser mittleren Linie weiterhin Europa annehmen müssen, sowie es bereits bei der Frage nach dem Ursprungsort der Menschheit gesagt war. Ein Mauer-Unterkiefer würde also ebensogut nach Java oder nach Peking passen und würde auch dort als eine Zwischenstation zum heutigen Australier oder zum heutigen Ainu angesehen werden. Das ist mit anderen Worten dasselbe, als wenn wir die Fossilien ebenso wie die beiden rezenten Rassen an die mittlere Linie der Rassenentwicklung stellten.

Homo rhodesiensis von Broken Hill

Ganz besonders wichtig und interessant wäre es aber, wenn wir einmal die Berechtigung nachweisen könnten, einen anderen Fossilfund für diese Stufe in Anspruch zu nehmen, die weit über Europa hinausführt. Ich meine den Mann von Broken Hill in Rhodesien in Südafrika, den Homo rhodesiensis. Auch der wurde bereits bei der Anthropus-Besprechung als Affenmensch abgelehnt. Nur auf seine Gestalt hin wäre es aber nicht unmöglich, ihn mit dem Mauerkiefer in Verbindung zu bringen. Ich bringe deshalb zwei Abbildungen, die die Abgüsse beider Fossilien aneinandergesetzt darstellen. Der Größe nach paßt der Mauer-Unterkiefer ohne weiteres zu dem Mann von Broken Hill. Daß die Kondylenbreite der Mandibula sowohl fossil wie auch rezent von anderen erreicht wird, habe ich selbst schon bei der Beschreibung des Schädels von Le Moustier und neuerdings in der Lichtbildreihe „Die Eiszeitmenschen" (Nationaler Werbedienst, Bildreihe 62) gezeigt. Hier ist ein Melanesier mit dem Mauerkiefer verglichen. Man kann dem Schädel von Broken Hill ansehen, daß die Unterkiefergelenkköpfe schmäler gewesen sind als bei dem Mauerunterkiefer. Ebenso passen dessen breite Unterkieferäste mit den Kronenfortsätzen nicht unter den Jochbogen des Broken-Hill-Schädels. Schließlich bilden die tadellos erhaltenen Zahnkronen des Mauerkiefers einen starken Gegensatz zu den durch Zahnfäule angefressenen und teilweise zerstörten Zähnen des Rhodesiers. Und das ist durchaus kein nur individuell zu bewertendes Merkmal. Wirkliche Caries ist uns für die ganze Eis-

zeit noch unbekannt. Dazu ist jetzt hinzuzufügen, daß die Meinung vorgebracht wird, Zahnzerstörungen, die vollkommen dem Krankheitsbild der

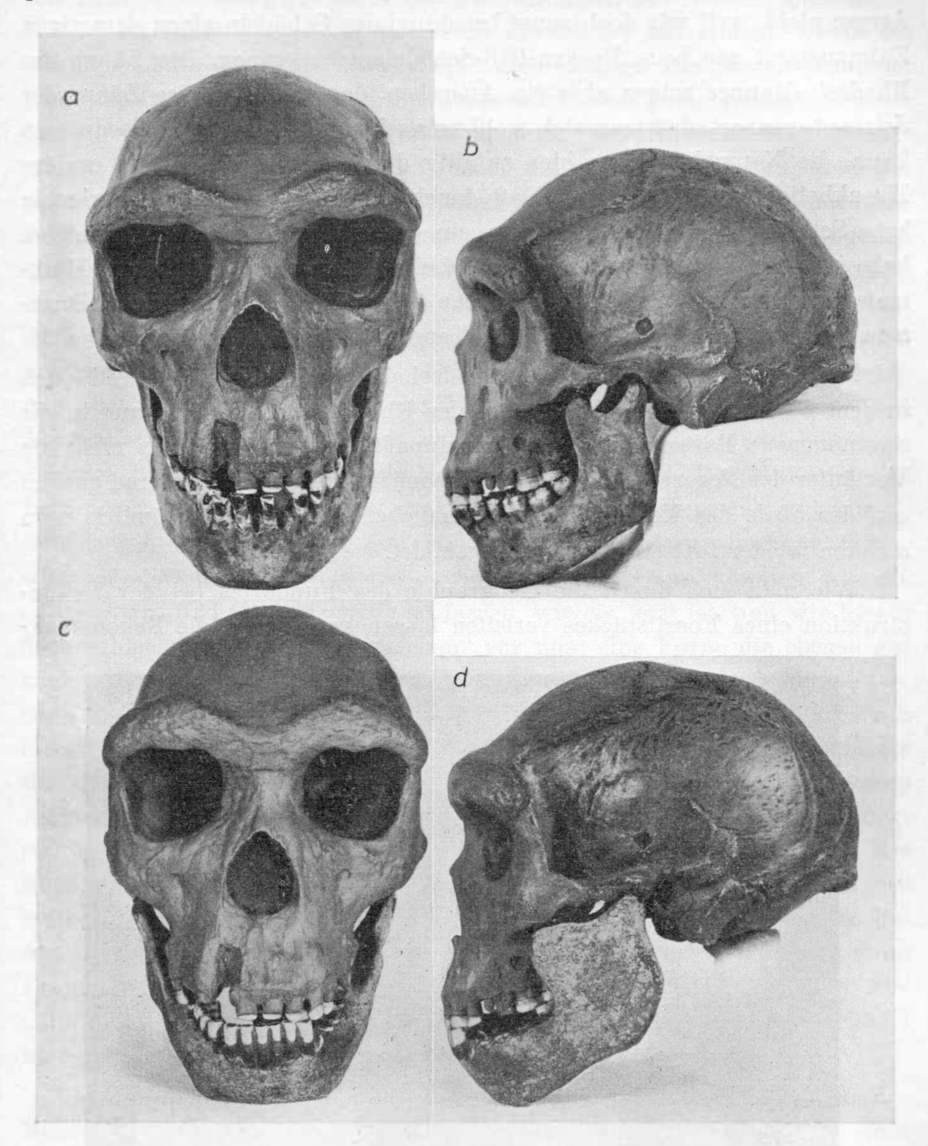


Abb. 21. Der Schädel von Broken Hill (Homo rhodesiensis). a und b mit dem Unterkiefer eines rezenten Melanesiers, c und d mit dem Unterkiefer von Mauer (Weinert).

Caries entsprechen, könnten an fossilen Schädeln auch durch Verwitterung herbeigeführt werden. Dann wäre gerade der Zustand der Zähne des Rhodesia-Mannes kein Hinderungsgrund, ihm ein hohes diluviales Alter

zuzuschreiben und trotzdem bei der Ansicht zu bleiben, daß die Caries erst beim Homo sapiens auftritt. Überzeugend ist für mich diese Ansicht darum nicht, weil wir doch sonst bei diluvialen Schädeln einen derartigen Zahnzustand wie beim Broken-Hill-Schädel nicht kennen. Die Zähne des Rhodesia-Mannes zeigen aber ein Aussehen, das so an cariöse Zähne der Jetztzeit erinnert, daß man sich wohl nur schwer zu der Ansicht bequemen kann, die Natur hätte uns hier zufällig durch Verwitterung das cariöse Krankheitsbild vorgetäuscht. Daß daneben viele andere Einzelmerkmale beim Schädel von Broken-Hill gegen ein sehr hohes Diluvialalter sprechen, habe ich bereits immer betont, ohne dabei zu übersehen, daß andere Merkmale so urtümlich sind, daß man das ganze Fossil auch unter „Präneandertaler", also in die Heidelbergensis-Stufe stellen könnte.

Hier sollen beide Möglichkeiten deshalb genannt werden, weil auch in dem Falle des sehr hohen Alters der Rhodesiamensch durchaus in die angenommene Rassenentwicklung hineinpaßt, d. h. er ist wieder nicht als Vorläufer der Negerrasse zu erkennen, sondern steht im großen und ganzen auf der Stufe des Neandertalers, in manchen Merkmalen urtümlicher, in anderen wieder fortschrittlicher ausgebildet.

Wie man sich durch die Geographie des Fundortes bei der Rekonstruktion eines Fossilstückes verleiten lassen kann, zeigt die Rekonstruk-

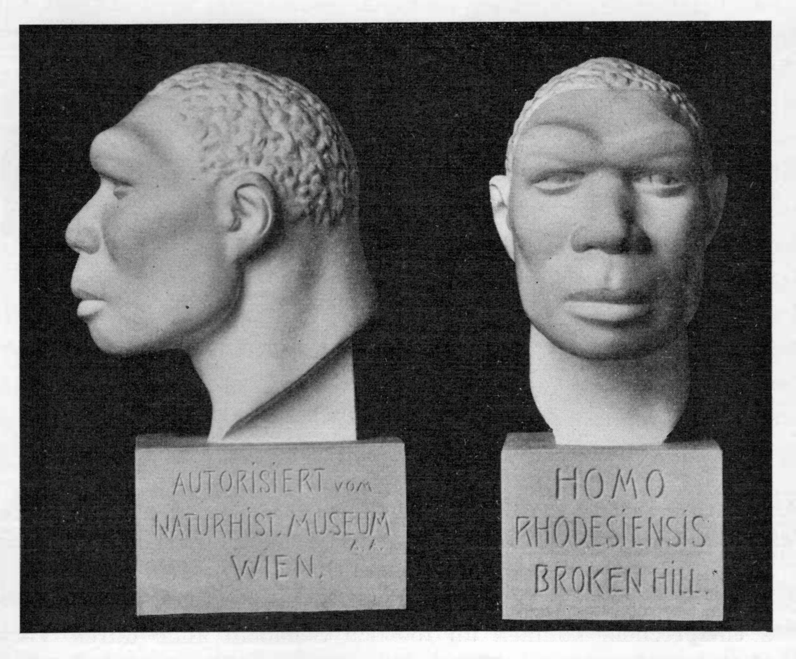


Abb. 22. Rekonstruktion des Homo rhodesiensis von v. Engel-Baiersdorf. (Naturhistorisches Museum, Wien.)

tions-Büste des Homo rhodesiensis, die unter der Aufsicht Lebzelters von Frau von Engel-Baiersdorf im Naturhistorischen Museum in Wien ausgeführt worden ist. Als diese Plastik bei mir eintraf, wurde sie von den Zollbeamten als „Negerkopf" angekündigt. Die Modellierung ist recht natürlich und ansprechend ausgeführt, und jeder Kenner fossiler Menschenschädel wird als Grundlage dafür den Rhodesia-Schädel vermuten. Vor allen Dingen sind es immer die mächtigen Überaugenwülste, die, anders als beim europäischen Neandertaler, besonders seitlich mit einer starken Hyperostose den Schädel kennzeichnen. Man braucht ja nicht gleich anzunehmen, daß das nur ein individuelles Merkmal sein könnte. Der negerhafte Eindruck wird aber durch das rekonstruierte Kraushaar besonders hervorgerufen; denn der knöcherne Schädel selbst ist ja so wenig negerähnlich oder vielmehr der negerischen Ausbildung entgegengesetzt, daß auch eine Rekonstruktion der Weichteile das nicht verdecken könnte. Es war (und dem stimme ich vollkommen zu) darauf verzichtet worden, der Büste dicke, gewulstete Negerlippen zu geben. Der Mund ist einfach groß, so wie wir es dem ganzen Zahnbogen nach erwarten konnten. Würde ich der Büste dagegen ein flachwelliges Australierhaar geben, wäre damit auch das Negerische verschwunden. Dann könnten wir die ganze Stirn- und Gesichtspartie so lassen, wie sie jetzt ist, und wir hätten doch schlechthin einen „Urmenschen" vor uns; eine Form, die ebenso gut nach Australien, nach den neuen Funden von Ngandong auch nach Java, nach Afrika oder nach Europa passen würde. Es erscheint mir deshalb nicht angebracht, durch die Wahl eines ganz bestimmten Rassenmerkmals die Gedanken zur Rekonstruktion eines Fossilfundes in eine gewollte Richtung zu lenken; wenigstens so lange nicht, wie für dieses Rassenmerkmal keine Begründung vorliegt. Und das trifft ja für das Negerhaar des Rhodesia-Mannes zu. Wir haben nichts anderes als Anhalt dafür, als daß die heute in Afrika lebenden Menschen ein solches Kraushaar haben. Bei den späteren jungpaläolithischen Funden aus Afrika werden wir auf diese Frage noch einmal zurückkommen müssen; auch dann ist nur die Annahme möglich, daß nach Analogieschlüssen zu dem gefundenen Schädel kein Kraushaar paßt.

Ich halte es immer noch für am meisten angebracht, den Rhodesia-Menschen im Anschluß an die Neandertaler Stufe zu besprechen. Sein Fundort in einer Mine, über der sich ein Schacht befunden hatte, wird eine Aufklärung über sein Zeitalter für alle Zukunft unmöglich erscheinen lassen. Wenn wir also nicht in Rhodesien neue ähnliche Funde machen, müssen wir die Zeit des Homo rhodesiensis unbestimmt lassen; denn auch alle weiteren anatomischen Vergleiche werden kaum dazu führen können, alle Sachverständigen zu irgendeiner bestimmten Ansicht zu bringen. Es spricht jetzt schon zu viel für beide Ansichten, so daß die Entscheidung,

welche Merkmale man bewerten will, Geschmackssache bleiben wird. Wenn unter den verschiedenen Folgerungen häufiger gesagt wird, der Rhodesier sei der Neandertaler Afrikas, so ist auch das nur als möglich, nicht aber als sicher anzunehmen.

Für unser Problem kann aber wieder die zeitliche Unsicherheit als weniger wichtig hingestellt werden, weil sie ja an der morphologischen Deutung nichts ändert. Wir können den Fund zu keiner besonderen Rasse der heutigen Zeit stellen, sondern nur wieder ungenau an die mittlere Linie, die schließlich zum Europäer ausläuft.

So bleiben bis jetzt als einzige allgemein anerkannte Präneandertaler der Homo heidelbergensis und der Urmensch von Steinheim; und wir können dieses Kapitel mit der Feststellung abschließen, daß beide Urmenschen indifferent zur höheren Menschheit hinaufführen, ohne eine Rassenspaltung erkennen zu lassen.

V. Neandertaler Stufe

Rassenkarte IV

Das bisherige Ergebnis wird wohl kaum heute noch überraschend sein. Wenn man überhaupt von der polygenistischen Annahme der Menschheitsentwicklung abgekommen ist, dann ist es nur wahrscheinlich, daß die gesamte Menschheit auch in ihren frühesten Stufen noch so einheitlich ist, daß man wenigstens an den Skelett- und Schädelresten keine Rassenspaltungen erkennen kann. Anders wird die Frage aber doch, wenn wir mit unseren Untersuchungen in die Zeit hineinkommen, die mit reichlichen, über fast alle bewohnbaren Teile der alten Welt verbreiteten Funden ein klareres Bild über Rassensonderung geben müßte. Gemeint ist die Zeit des Neandertal-Menschen, den Gustav Schwalbe auch Homo primigenius = Urmensch nannte. Der Name ist also, soweit er hier angewandt wird, für die Menschheit dieser Stufe zu verstehen. Geologisch befinden wir uns nun im letzten Interglazial, in der warmen Zwischenzeit zwischen Riß- und Würmvereisung. Kulturell sind es die Stufen, die man früher noch zum Altpaläolithikum rechnete, die ich jedoch schon länger als Mittelpaläolithikum bezeichne, d. h. also als mittlere Altsteinzeit, da sie sich nach allen Gesichtspunkten sowohl von der vorhergehenden Anthropus-Stufe wie auch von der nachfolgenden Frühzeit des Homo sapiens unterscheidet. Allem Anschein nach gehört diese Neandertaler-Menschheit innerhalb der letzten Zwischeneiszeit in den letzten Abschnitt. Manche Funde sind ja so mit einer kälteliebenden Tierwelt vereinigt, daß wir unbedingt damit rechnen müssen, den Neandertaler nicht nur in dem Beginn, sondern vielleicht in der ganzen ersten Hälfte der letzten Eiszeit anzutreffen. Seine Kulturperiode wird deshalb auch passend in das erste „warme“ und das zweite „kalte“ Moustérien eingeteilt. Es steht anthropologisch nichts im Wege, Neandertaler-Menschen bereits in der vorhergehenden Acheuléen-Periode anzutreffen, zumal Acheuléen und Moustérien bestimmt nicht an allen Orten der Erde als aufeinanderfolgende Zeiten angesehen werden können. Obermaier und andere bezeichnen deshalb an den Stellen der Erde, wo ein eigentliches Acheuléen nicht vorliegt, die Periode als Prämoustérien; und es ist klar, daß man dann erst recht Prämoustérien und Moustérien nicht scharf trennen kann, weil eine solche Abgrenzung ja auch wirklich niemals vorgelegen hat. Wir fassen

deshalb in diesen Abschnitt alles zusammen, was in der letzten Hälfte des letzten Interglazials und in der ersten Hälfte der letzten Eiszeit gelebt hat.

Daß diese Menschheitsform nach dem Patenfund im Neandertal bei Düsseldorf ihren Namen bekommen hat, ist bekannt, obwohl ja heute zwei Funde aus früherer Entdeckungszeit vorliegen. Der eigentliche Neandertaler wurde 1856 im Kalksteinbruch freigelegt, während bereits 1848 am Felsen von Gibraltar ein Schädel gefunden und aufgehoben war, den wir heute mit Sicherheit in die Neandertaler Stufe einreihen können. Es ist selbstverständlich, daß nicht nur vor 1856, sondern auch späterhin, also jetzt noch, Knochenreste vom Homo neandertalensis gefunden werden, die, ohne erkannt zu sein, wieder verschwinden. Eine genauere Beschreibung der Neandertaler-Funde erübrigt sich hier; nur bei den Stücken, über die etwas Neues zu sagen oder nachzutragen ist, soll es geschehen.

Der Mann von La Chapelle zeigt in Schädel und Skelett die Neandertaler-Merkmale in besonders betonter Ausbildung und ist deshalb immer noch der „schönste" Neandertaler, den wir besitzen. Die Kalotte des Patenfundes von Düsseldorf selbst ist nach wie vor das Muster eines Neandertaler-Schädeldaches. Es kann bei dieser Gelegenheit einmal etwas über die Größe der Kalotte berichtet werden, da deren Maße in der Literatur sehr verschieden angegeben werden und natürlich an den vorhandenen Abgüssen nicht zu kontrollieren sind. Die größte Länge in der Mediansagittalen-Ebene (g—op) beträgt 200,8 mm. Dieses Opistocranion liegt 26,5 mm über dem Bruchrand der Kalotte; etwas darunter liegt die Protuberantia occipitalis (G. Schwalbes „Inion"). Die Entfernung von der Glabella beträgt 199,2 mm — so ist sie auch von Morant nachgemessen worden. Sucht man das Inion auf dem Schnittpunkt der Lineae nuchae superiores mit der Medianlinie, so beträgt die Entfernung g—i von dort 192,8 mm. Die absolut größte Länge der Kalotte von der Glabella aus gemessen liegt etwas seitlich von der Medianebene auf dem Occipitaltorus; im direkten Maß 201,2 mm von g entfernt, in der Projektion 201 mm.

Diese Kleinigkeiten sind natürlich belanglos; sie sollten nur einmal nach eigener Messung mitgeteilt werden, da häufig gefragt wird, welches Längenmaß für die Kalotte eigentlich das richtige ist.

Sonst muß alles Morphologische als bekannt vorausgesetzt werden oder in einschlägigen Werken nachgelesen werden. Hier handelt es sich nur um den Nachweis, daß alle diese Neandertaler im Verhältnis zu den Rassen der heutigen Menschheit eine einheitliche Menschenform darstellen. Wir werden also auch jetzt immer noch nicht in der Lage sein, selbst die heutigen großen Rassen der Menschheit in ihren Vorläufern im Neandertaler Stadium zu erkennen. Deshalb wende ich mich ja immer dagegen, vom Neandertaler als von einer „Rasse" zu sprechen. Er ist auch im Vergleich zu dem heutigen Homo sapiens trotz seines andersartigen

Körperbaues keine andere Rasse, sondern eine andere Stufe, wenn wir die Ausdrücke im Sprachgebrauch sinngemäß anwenden wollen. Unter „Rasse“ haben wir eine horizontale Einteilung innerhalb der gleichzeitig lebenden Formen einer Art zu verstehen. Das trifft also für Homo „neandertalensis“ und „sapiens“ nicht zu. Wir könnten den Neandertaler auch dann eine „Rasse“ nennen, wenn wir zu seiner Zeit noch andere Rassen auf der Erde erkennen könnten. Ob das der Fall ist, läßt sich wieder nicht durch Polizeiverordnung entscheiden, denn es käme darauf an, wie groß und wie zahlreich die Unterschiede sein müssen, die eine neue Rasse kennzeichnen sollen. Es wird nachher noch ausgeführt werden, daß gegen eine Rasseneinteilung innerhalb der Neandertaler Stufe nichts zu sagen ist, zumal nicht, wenn wir bedenken, daß wir ja nur Schädel und Skeletteile, aber keine Weichteile und keine Behaarung kennen. Wenn ich trotzdem lieber von der Neandertaler Stufe spreche, so liegt es daran, daß alles, was wir als Rassen bezeichnen können, noch nicht die Hinweise auf die heutigen Rassen enthält — bis auf die eine Ausnahme, die schon beim Pithecanthropus besprochen war und durch die ganze Rassenentwicklung hindurchgeführt werden soll.

Trotzdem verleitet aber die Bezeichnung „Rasse“ beim Neandertaler doch immer wieder zu der Annahme, als sei sie etwas von uns ganz Verschiedenes, das durch keinen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang mit der heutigen Menschheit verbunden ist. Die nachfolgenden Ausführungen sollen meine Stellungnahme zu diesem Problem noch einmal genauer zeigen, weil ich immer wieder als einer der wenigen Forscher bezeichnet werde, die heute noch an die Ahnenschaft des Neandertalers glauben. Ich betone dagegen nur, daß die Ablehnung des Homo primigenius als Vorstufe des Homo sapiens keineswegs genügend begründet ist. Die Unterschiede, die der anatomische Vergleich zeigt, sind durchaus kein Grund, den Neandertaler als ausgestorbenen Seitenzweig hinzustellen; sie brauchen ja alle zur Voraussetzung die Annahme, daß der Natur die Umwandlung von einseitig erscheinenden Neandertaler-Merkmalen zu den Formen des heutigen Homo sapiens nicht möglich wäre. An der gesamten Entwicklung des Lebens gemessen ist die Zeit allerdings kurz, aber wenn man die Zahl der Generationen bedenkt, die uns trotz dieser kurzen Zeit zur Verfügung stehen, so bietet auch die darin erfolgte Umwandlung kein Hindernis. Für die dazu notwendigen Mutationen könnten wir Beispiele anführen, die in weit kürzerer Zeit erreicht worden sind. Ich weise immer wieder darauf hin, daß die Ausbildungsform des erwachsenen oder gar alten Neandertaler-Mannes nicht als Vergleichsgrundlage mit der späteren Menschheitsstufe benutzt werden darf; denn schließlich ist jedes Individuum im Alter eine ausgestorbene Seitenlinie seiner selbst. Die Übergänge werden bedeutend leichter, wenn wir nicht die extremen Sonderentwicklungen zum

Vergleiche heranziehen. Wir laufen sicher Gefahr, mit der Aufstellung solcher Gesetze uns den Weg zur Weitererklärung zu verbauen. Denn was die Natur uns sonst zeigt, spricht nur dafür, daß der Neandertaler wohl nicht gut aus der Stammesgeschichte des Homo sapiens ausgeschlossen werden kann. Mit Sicherheit läßt sich also weder das eine noch das andere behaupten; wenn wir aber die geographische Verbreitung aller in den Neandertalensis-Kreis gehörigen Formen betrachten, dann müßte es gewiß sehr sonderbar sein, wenn wir auf der ganzen Erde, die für den Menschen bewohnbar war, während des ganzen mittleren Paläolithikums nur Reste dieser großen „ausgestorbenen Seitenlinie“ finden sollten, während die Fossilien unserer wirklichen Ahnen erst über Nacht nach dem Höhepunkt der letzten Vereisung auftauchen sollten. Irgend woher müssen ja auch unsere Vorfahren einmal gekommen sein, und es erscheint reichlich ausgeschlossen, daß sie sich unseren sehr aufmerksamen Blicken bisher entzogen haben. Wir werden nun weiter sehen, daß einzelne Funde, die man als Vorfahren des rezenten Homo sapiens im Neandertaler-Kreis anerkennen will, doch nähere Beziehungen zu diesem zeitgenössischen Kreis haben als zu uns Modernen.

Für unsere Rassenkarte stehen uns also jetzt weit mehr Einzeichnungen zu Gebote als vorher. Es ist bestimmt kein Zufall der Entdeckungen, daß immer wie bisher nur der zusammenhängende Länderblock der Alten Welt in Frage kommt, also nur Europa, Asien und Afrika. Australien ist noch nicht entdeckt und alle Versuche, zu dieser Zeit schon die beiden Amerika-Kontinente für den Menschen in Anspruch zu nehmen, zeigen an ihrer Leichtfertigkeit wie auch in ihrem kläglichen Zusammenbruch, daß Amerika noch frei von menschlichen Fossilien ist. Die Annahme, daß spätere Funde doch noch zum Umlernen führen müssen, ist deshalb unwahrscheinlich, weil wieder die ganze Reihenfolge der Rassenentwicklung und alles, was wir bisher aus Amerika kennen, dagegen spricht. Andererseits zeigt die gleiche Überlegung, daß wir für die Alte Welt alle Gebiete in Anspruch nehmen können, auch wenn sie bisher keine Neandertal-Fossilien geliefert haben. Ausgenommen bleibt natürlich der hohe Norden, soweit er von Eis bedeckt oder dauernd gefroren war. Der Mensch ist nur da denkbar, wo die Säugetiere seiner Zeit leben konnten. Aber wo ein Australopithecus entstehen konnte oder ein Schädel wie der des Rhodesiers gefunden wurde, da ist auch ein Neandertaler möglich. Und Ostasien, das bei Peking die bisher entwickelten Sinanthropus-Formen existieren lassen konnte, wird gleichfalls Heimat für Neandertaler gewesen sein können. Wie weit wir in Europa mit unseren Erwartungen nach Norden heraufgehen dürfen, braucht nicht mit den tatsächlichen Funden übereinzustimmen. Daß diese bis zur Grenze der am südlichen Eisrand der Würmvereisung entstehenden Urstromtäler hinaufreichen, ist ja noch kein Be-

weis dafür, daß sie nicht im Interglazial vor der letzten Eiszeit viel weiter nördlich vorgerückt sind. Es ist verständlich, daß die später nach Süden vorrückenden Gletscherwalzen alles zerdrückt und vernichtet haben, was an menschlichen Lebensspuren sich in ihrem Bereich aufgehalten hat. Trotzdem kann es natürlich möglich sein, daß hier durch glückliche Umstände einmal ein Skelettrest unter dem Eis erhalten wurde, der durch einen noch glücklicheren Zufall auch einmal in unsere Hände kommen kann.

Aus allen verwertbaren Funden geht aber doch hervor, daß etwa bis zur Höhe der Nordsee und von dort bis nach Peking herüber und im Süden von Südafrika bis nach Java Menschenreste dieser mittelpaläolithischen Stufe gefunden werden. Das mußte ja auch schon aus den Belegen der frühesten Menschheitsstufe zu erwarten sein.

Die Rassenkarte IV zeigt die dichte Häufung der Neandertaler Funde im mittleren Europa. Hier ist natürlich damit zu rechnen, daß die besonders intensive Bodenbearbeitung, mindestens ebenso jedoch die geistige Höhe europäischer Nationen der Grund für diese scheinbare Bevölkerungsdichte ist; denn bisher hat sich kein Neger und ohne unsere Anleitung kein Mongole um Urmenschen gekümmert. Es mag somit auch dort manches zerschlagen oder abergläubisch als Medikament verspeist worden sein, was für unser Problem äußerst wichtig gewesen wäre. Es soll damit nicht pharisäisch gesagt sein, daß solche abergläubischen Vorstellungen nur außerhalb Europas möglich wären. Jeder Vorgeschichtsforscher weiß, wie sehr er manchmal bei seinen Grabungen gegen Aberglauben und Goldgier, die die schönsten Funde zerstören können, zu kämpfen hat.

Die Funde Europas sind vielleicht in den letzten Jahren nicht so vermehrt worden wie die außereuropäischen. Allerdings müssen wir hier eine Einschränkung machen oder vielmehr eine Erweiterung. Schon in der heutigen Rasseneinteilung ist die europäische Rasse ihren Stammsitzen nach (koloniale Ausbreitungen gelten nicht mit) nicht auf Europa beschränkt. Von Eickstedt hat deshalb mit Recht von „europider“ anstatt von „europäischer“ Rasse gesprochen; es soll damit gezeigt werden, daß die politischen Grenzen Europas nicht mit der Ausdehnung seiner weißen Menschenrasse übereinstimmen. Zum anthropologischen Europa gehören die westlichen Teile Asiens, Kleinasien und Nordafrika.

Wir haben heute in diesem Gebiet in kurzer Übersicht die folgenden Fundstellen: Spanien ist belegt durch die Schädel von Gibraltar und Bañolas, Frankreich hat als das „Paradies des Urmenschen“ immer noch die größte Anzahl neandertaler Fundstellen. Es scheint zwar so, als ob gerade die Orte, die am meisten Skelett-Reste liefern, in der Bearbeitung am kärglichsten behandelt werden. Die französischen Funde liegen nicht nur in der berühmten Dordogne, sondern gehen auch bis an den Kanal heran. Von dort greifen sie über nach Belgien, dessen Fund-

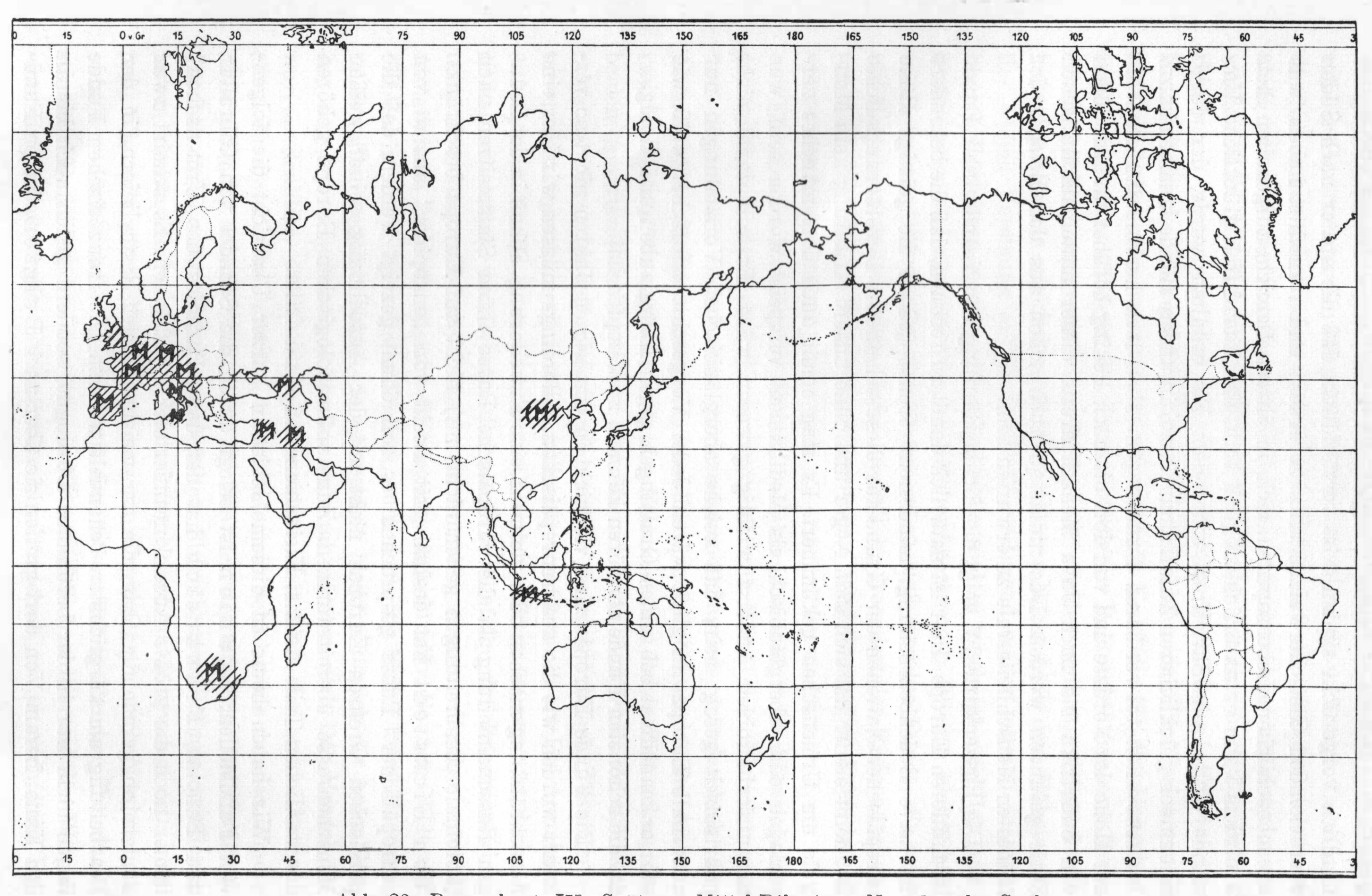


Abb. 23. Rassenkarte IV. Späteres Mittel-Diluvium, Neandertaler-Stufe.
(Auf der Krim-Halbinsel im Schwarzen Meer ist ein M einzusetzen für die Neandertaler-Funde von Kiik-Koba.)

stellen bei Spy und La Naulette seit 1886 durch einen kürzlich bekanntgegebenen und neu bearbeiteten Kinderschädel aus der Grotte von Engis bei Lüttich vermehrt wurden. Ch. Fraipont nimmt die Kalvarie eines etwa 7 Jahre alten Kindes, die bereits 1833 zusammen mit dem bekannten Engis-Schädel (I) gefunden wurde, für den Neandertalerkreis in Anspruch*). Die Schlußfolgerungen sind m. E. aber nicht ganz überzeugend. Der Schädel ist außerordentlich lang mit einem Index von 69,7; das paßt besser zur Aurignac-Gruppe. Auch alle anderen Merkmale lassen sich nur unter der Einschränkung als Kriterien für die Neandertalrasse verwerten, daß man bei einem Kinderschädel die Neandertaler-Merkmale noch nicht ausgeprägt finden würde. So ist ein sicheres Kennzeichen für diese Stufe bei dem Kinderschädel nicht zu finden. Artefakte und Fauna aus der Engis-Grotte beweisen, daß sowohl Moustérien wie auch Aurignacien dort vorliegt; der Schädel des Erwachsenen I ist ja mit vollem Recht für Aurignac-Rasse erklärt worden. Danach liegt die Vermutung nahe, daß auch der Kinderschädel zur gleichen Stufe gehören könne. Rassisch wichtige Schlußfolgerungen lassen sich aus der kindlichen Kalvaria nicht ziehen; es genügt also, wenn der Fund hier wenigstens zitiert wird. In Deutschland setzt sich die Ausbreitung derselben Neandertaler Menschen weiter fort über den Rhein bei Düsseldorf bis an die Stätten bei Weimar-Ehringsdorf. Weiter nach Osten hin geht es nach Mähren und von dort südöstlich nach Kroatien, um in derselben Richtung weiter an den Nordrand des Kaukasus sich hinzuziehen**). Auch das Mittelmeer bezeugt, wie mit den spanischen Funden, in Italien bei Rom, vielleicht auch auf Malta, die Anwesenheit des Neandertalers. Alle neueren Funde überragt an Reichhaltigkeit Palästina, das seit 1925 mit der Entdeckung des Galiläa-Schädels überhaupt erst in die Reihe der Neandertaler-Fundplätze trat, und durch die Ausgrabung am Berge Karmel heute mit in erster Linie steht. Neuville und Miß Garrod, die zusammen mit Dr. McCown viele neuen Funde ans Tageslicht brachten, konnten auch aus Mesopotamien die Auffindung von Neandertalern melden. Gelegentliche Nachrichten, daß in der Sahara Neandertaler-Schädel gefunden wären, sind wohl noch nicht bestätigt, würden aber an sich nichts Überraschendes mehr bieten. Sonst muß hier schon gesagt werden, daß Afrika unter den hier aufgezählten Funden nicht mitzurechnen ist. Neandertaler Kultur ist durch Reck und Leakey in Ostafrika auf jeden Fall nachgewiesen. Dazu-

---

*) Siehe Abbildung 34.

**) Nach den letzten russischen Veröffentlichungen (vgl. Hančar) scheidet Podkumok am Kaukasus als Neandertaler-Fundort aus, während die Höhle von Kiik-Koba auf der Krim sichere Neandertaler-Reste lieferte. Auf Rassenkarte IV ist dementsprechend am Nordrand des Schwarzen Meeres ein M einzusetzen.

gehörige Menschenreste haben sich bis jetzt jedoch nicht herbeibringen lassen. Die in Ostafrika entdeckten Menschenreste, die weitesten Kreisen als älteste Urmenschen bekanntgegeben wurden, sind zwar, wie richtig erkannt wurde, Homo-sapiens-Formen, haben aber auch mit der Zeit der altpaläolithischen Kultur nichts zu tun. So bleibt als einzig möglicher Beitrag nur der im vorigen Kapitel schon genannte Rhodesia-Mensch von Broken Hill in Südafrika. Da seine Fundumstände aber so unglücklich liegen, ist — wie bereits schon gesagt war — mit einer noch zu erwartenden Aufklärung dieses Fundes selbst nicht zu rechnen.

Es ist diese Unsicherheit für unser Problem doch nicht belanglos. Denn die Acheuléen- und Moustérien-Steinwerkzeuge, die Afrika zweifellos geliefert hat, sind an sich ja kein Beweis dafür, daß sie wirklich zur Neandertaler-Zeit von Neandertaler-Menschen angefertigt worden sind. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß erst später Menschen, die körperlich schon höher organisiert waren als der Neandertaler Europas, die nachkommenden Anfertiger solch alter vergangener Kulturen gewesen sind — in derselben Weise, wie auch der moderne Europäer bei seiner Erderoberung überall noch Menschen im Steinzeitalter, zum Teil auch im Paläolithikum, antraf, ohne damit nun Menschen der entsprechenden Körperstufe entdeckt zu haben. Wenn trotzdem der Rhodesia-Mann zur Klärung unserer Fragestellung schon mit herangezogen wurde, so liegt es daran, daß in ihm k e i n Vorläufer der heutigen Negerrasse oder auch des modernen Buschmannes zu erkennen ist. Daß damit nicht gesagt war, daß der Mann von Broken Hill als Vorläufer negritischer Rassenformen auszuscheiden hätte, soll später noch erörtert werden.

An der Nordostecke der bewohnbaren Alten Welt zeigt uns bis jetzt also nur der Sinanthropus in einzelnen Fundstücken die Möglichkeit, auch hier die Neandertaler Stufe zu finden. Da eine zeitlich gesicherte Entdeckung in diesem Sinne bisher aber nicht vorliegt, ist mit dem Sinanthropus auch die Entwicklungsreihe zunächst einmal so abgebrochen, wie sie mit ihm begonnen wurde. Es fehlt uns also, wie schon gesagt, die Handhabe, einen Weg zu den heutigen Ainus von dorther zu finden. Wir müssen, ebenso wie in Ost- und Südafrika, auch hier in Ostasien mit der Möglichkeit rechnen, daß diese Gegend lange Zeit wieder von Menschen nicht bewohnt war. Man wird aber wohl annehmen dürfen, daß die andere Ansicht einleuchtender ist, daß sich bisher die Reste solcher Menschenformen unseren Blicken entzogen hatten.

Anders steht es jedoch mit der Südostecke Asiens, wo seit 1930 auf J a v a die durch den Pithecanthropus begonnene Entdeckungsreihe jetzt weiter fortgesetzt wurde. Hier sind ganz in der Nähe von Trinil, bei dem Orte N g a n d o n g, wie bereits erwähnt, bisher elf ziemlich gut erhaltene Menschenschädel ausgegraben worden, die sowohl der Form wie auch ihrer

Zeit nach dem großen Neandertaler Kreis zuzurechnen sind. Und hier konnten wir auch feststellen, daß der sehr einheitliche Typus dieser Funde auf die heutige Australierrasse hinweist.

Vergleich der Neandertaler-Funde

Es sollen nun die gesamten Neandertaler-Funde hinsichtlich ihrer Form untereinander und dann auch mit den verschiedenen Rassen der Erde verglichen werden. Man müßte ja erwarten, daß bei einer solchen Ausbreitung über alle zu Gebote stehenden Länder und bei der zeitlichen Nähe zu unserer Epoche die Rassen der heutigen Menschheit erkennbar würden.

Die Ausdrucksweise läßt schon erkennen, daß eine solche Erwartung nicht erfüllt wird. Gewiß wurde immer schon darauf hingewiesen, daß Knochenreste und Schädel nicht in dem Maße zu einer Rassendiagnose geeignet sind, wie es der ganze Mensch mit Haut und Haaren sein würde. Andererseits lassen sich die heutigen Menschenrassen auch an ihrem Skelett unterscheiden. Wenigstens gilt das für den Schädel, an dem man doch Europäer, Neger, Australier und Melanesier in ihren typischen Formen leicht erkennt, während die Unterscheidung von Europäer-, Mongolen- und Indianerschädeln mehr Schwierigkeiten macht, als man hinsichtlich der ganzen Körperform erwartet.

Weit schwieriger als um die Schädelerkennung steht es um die Diagnose der Skelettknochen, selbst wenn uns das ganze Skelett zu Gebote steht, an dem wir die Körperproportionen nachmessen können. Wir haben zwar innerhalb der heutigen Menschheit weitgehende Unterschiede in den Längenverhältnissen der Gliedmaßen und der einzelnen Rumpfabschnitte. Neger sind langbeinig, Mongolen sind kurzbeinig. Unterschiede zwischen Ober- und Unterabschnitten der Arme und Beine sind aber nicht eindeutig. Verhältnismäßig lange Unterabschnitte finden wir z. B. bei Negern und bei Weddas, ohne daß rassischer Zusammenhang vorliegt. Wenn wir also alle Rassenformen überblicken, dann sind es nur die extremen Grenzen, die sich hinsichtlich solcher Längenverhältnisse gut voneinander unterscheiden lassen. Vor allen Dingen scheint die europide Rasse mit ihren Unterabteilungen zwischen diesen Proportionsgrenzen zu vermitteln, so daß man hier mit Behauptungen, daß diese oder jene Unterrasse sich durch Langbeinigkeit von der anderen unterscheiden solle, vorsichtig sein muß. Das sollte hier schon erwähnt werden, weil wir ja bei dem Neandertaler durchaus nicht nur auf die Schädelbeurteilung angewiesen sind, wie sie — als besonders interessant — in allen Veröffentlichungen dargestellt wird.

Man hat bereits immer innerhalb der Neandertaler Stufe von „Europäischen Neandertalern“ gesprochen, auch schon zu einer Zeit, als man von

außereuropäischen nichts wußte. Diese geographische Begrenzung war besonders deshalb angewandt, um gerade den Neandertaler Europas als Vorläufer einer rezenten Rasse auszuschließen. Es ist also notwendig, in der vorliegenden Arbeit auf diese Frage noch einmal erklärend einzugehen.

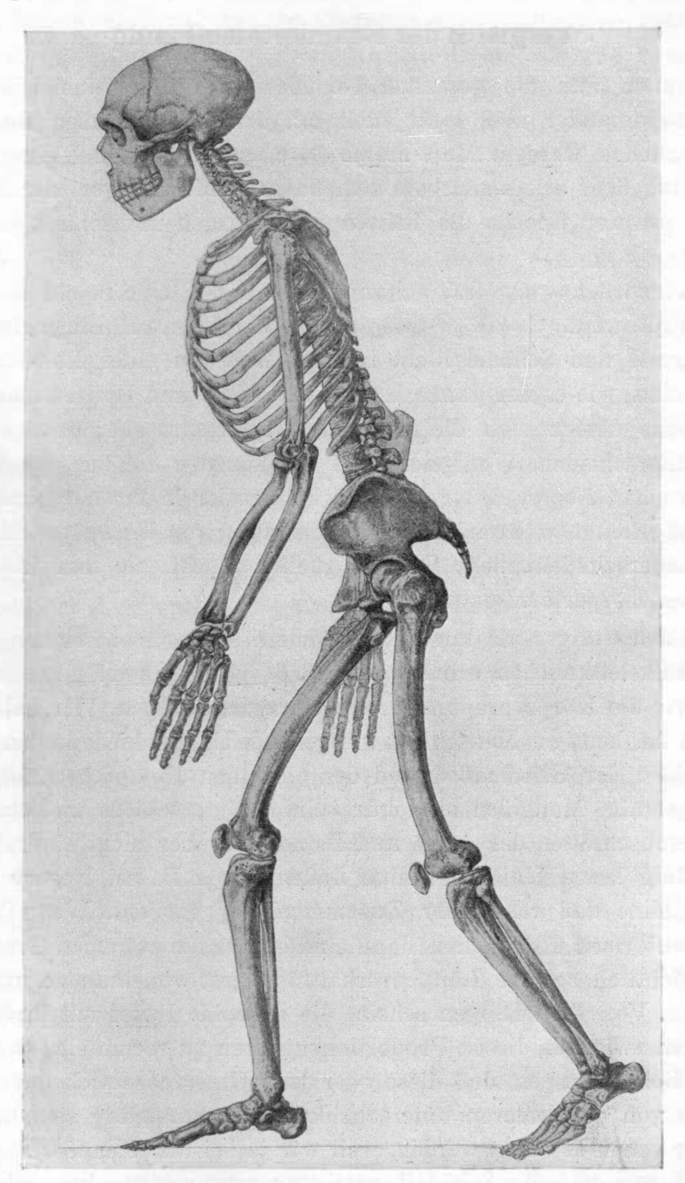


Abb. 24. Skelettrekonstruktion eines Neandertalers (Weinert).

Als Grundlage nehme ich dafür wieder meine Skelettrekonstruktionszeichnung eines Neandertaler-Menschen, die 1925 für das Urgeschicht-

liche Museum in Tübingen angefertigt wurde und zuerst in Wiegers-Weinert: Diluviale Vorgeschichte des Menschen, 1928, veröffentlicht wurde. Obwohl uns der „Alte von La Chapelle“ mit den wichtigsten Stücken des gesamten Knochengerüstes vorlag, wurden für die Zeichnung absichtlich die Reste mehrerer Neandertaler-Skelette aus Frankreich, Belgien, Deutschland benutzt, um auf diese Weise wenigstens einen Typus der Neandertaler-Form zu erhalten. Es haben also zu dem Bilde Modell gestanden: der Alte von La Chapelle, der Jüngling von Le Moustier, die Skelette von Spy und der Patenfund aus dem Neandertal bei Düsseldorf.

Man konnte diese Zusammenstellung umso eher vornehmen, als alle Originalfunde ihre weitgehende Übereinstimmung in der Skelettbildung deutlich zeigen. So entstand nun die im ganzen kurze und gedrungene Figur des Neandertalers, der auch im männlichen Geschlecht 160 cm Körperhöhe nicht oft überschritten hat. Dazu gehört der bekannt große und schwere Kopf, der in seinen Schädelmaßen über die Variationsbreite der jetzigen Menschen auffällig hinausgeht. Schädel von 200 mm Länge und 150 mm Breite sind heute eine Seltenheit und werden dort, wo sie vorkommen, immer als etwas Besonderes auffallen. Niedrig im Verhältnis zu diesen Maßen ist nur die Schädelhöhe, die ja einmal den Gedanken aufkommen ließ, daß der Urmenschenschädel einen weit geringeren Gehirnraum gehabt haben müsse, als die heutigen Menschen. Das ist durch die Untersuchung zahlreicher Funde heute längst widerlegt und soll hiermit nur in Erinnerung gebracht werden. An diesem massigen Gehirnschädel sitzt ein Gesichtsteil, der auch im Verhältnis zum eigenen Gehirnteil — mit modernen Schädeln verglichen — sehr groß ist. Dieses grobe vorgebaute Gesicht hatte schon M. Boule zu der Annahme veranlaßt, daß der Neandertaler eine besonders große Nase gehabt habe — „ultrahumaine“ schreibt Boule mit dem Gedanken, daß eine solche Nase durchaus nicht als Zwischenstufe zwischen die Formen menschenäffischer und rezent-menschlicher Nasen paßt. Auch das ist dann als Anlaß genommen worden, den Neandertaler als ausgestorbene Seitenlinie hinzustellen; denn es wäre ja nicht gut denkbar, daß die Nase in ihrer Eigenentwicklung vom Stadium des Nichtvorhandenseins beim Menschenaffen über eine übermenschliche Größe beim Neandertaler wieder zum kleinen Näschen des Europäers geführt hätte. Der genauere Formvergleich zeigt aber, daß die eigentliche Nase beim Neandertaler sehr wohl als Zwischenstufe auf dem Entwicklungswege vom schimpansenhaften Ahnen zum heutigen Menschen stehen kann. Die Nase selbst ist auch beim Neandertaler breit und flach, vielleicht so, wie wir sie heute noch in Australien finden. Erhoben war nur das ganze Obergesicht, das schon am Schädel von den Wangen her dachartig zur Nase hin aufstieg. Eine wirklich erhobene Nase mit schräg gegeneinandergestellten Nasenbeinen gibt es beim Neandertaler nicht. Sie muß immer noch als

eine Sonderbildung der europiden Rasse angesehen werden. Daß wir Ähnliches bei nordsibirischen Mongolen oder Eskimo und nordamerikanischen Indianern finden, wird in dem betreffenden Kapitel zu deuten versucht werden. Jedenfalls gibt es am Neandertaler-Skelett andere Merkmale, die eher den Verdacht auf eine einseitige, nicht weiter gegangene Entwicklung rechtfertigen könnten.

Auch die starken Augenbrauenbogen, die unter der zwar fliehenden, aber doch immerhin gewölbten Stirn den Gehirnteil vom Gesicht abgrenzen, sind als Beweise angeführt worden, daß der Neandertaler nicht unser Vorfahr sein könne. Ich habe schon früher zugegeben, daß die Stirnentwicklung vom Schimpansen — über den Pithecanthropustypus — zum rezenten Menschen wohl nicht notwendigerweise diese starken Supraorbitalbögen hätte ausbilden müssen. Aber wo gibt es in der Natur eine großzügige Entwicklung, die geradewegs auf ihr „Ziel" losgegangen wäre, ohne sich zwischendurch nicht mit überflüssigen Schnörkeln aufzuhalten? Wir würden überhaupt keine Stammeslinien aufstellen können, wenn wir uns an jedem kleinen Knochenzacken, der eine Sonderbildung verrät, aufhalten wollen. Daß diese Überaugenbrauenbögen nicht eine „Sackgasse" der menschlichen Entwicklung gewesen sind, läßt sich wohl aus ihren späteren Nachwirkungen darlegen. Fast bei allen Menschenrassen haben wir mehr oder weniger deutlich, vor allen Dingen im männlichen Geschlecht, die Überaugenwülste, die wir anthropologisch ja als Superciliarbögen bezeichnen. Ihre Ausbildung kann selbst heute noch so stark sein, daß damit behaftete Schädel als „eiszeitlich" angesprochen werden; ganz besonders dann, wenn es sich um Funde einzelner Stirnbeine handelt. Man würde also mühelos eine ununterbrochene morphologische Reihe von Überaugenbögen aufstellen können, die bei der stärksten Ausbildung eines Neandertalers beginnt und bei der schwächsten innerhalb der heutigen Menschheit endet. Es liegt sicher kein Grund vor, der Natur vorzuschreiben, daß ihr eine solche Umwandlung nicht möglich gewesen wäre; und es wird wohl auch kaum anders zu erklären sein, als daß die rezenten Supraorbitalbögen auf ein altes Neandertaler-Stadium zurückgehen. Man wird ja wohl nicht annehmen können, daß die eine große Hauptrasse, nämlich die der Neger, die in der Rückbildung dieser Stirnbeinwülste am fortschrittlichsten ist, ganz ihren eigenen Entwicklungsweg gegangen ist. Es sind das eben Mutationen beim Homo sapiens, die bei unseren heutigen Kenntnissen nichts Befremdliches mehr an sich haben.

Der Neandertaler hat im allgemeinen große Augenhöhlen, die im kindlichen Zustand rundlich sind mit einem Orbitalindex von ungefähr 100, bei dem also Höhe und Breite der Augenhöhle ungefähr gleich groß sind. Erst bei erwachsenen Männern werden sie auch winklig abgeknickt — Formen, die wir mindestens in derselben Mannigfaltigkeit schon beim Schim-

pansen finden. Unter den Augenhöhlen geht der Oberkiefer schräg nach vorn in den Zahnbogenrand über; dabei kommt es durch die vorhin schon erwähnte Stellung der Nase zu dem eigentümlich spitz geformten Obergesicht, das uns vor allen Dingen durch den Schädel von La Chapelle gezeigt wird und das sicher auch der Anlaß war, diese Gesichtsbildung für alle Neandertaler — vielleicht etwas zu sehr — zu verallgemeinern. Immerhin gehört es zum Typus eines Neandertaler-Gesichtes, daß ohne auffällige Fossae caninae eine Kieferbildung erreicht wird, die in dieser Weise der heutigen Menschheit fremd ist. Es scheint aber doch so, als ob nicht alle Neandertaler diese primitive Bildung so auffällig erkennen lassen, wie der Schädel von La Chapelle. Der Schädel von Steinheim ist, abgesehen von seiner Verdrückung, darin doch moderner ausgebildet. Und bei anderen Neandertalern, bei denen zwar auch die Hundsgruben fehlen, haben wir trotzdem ein steiler gestelltes Gesicht, das dem Typus des modernen Europäers näherkommt als der La Chapelle-Schädel.

Bei der Untersuchung französischer Diluvialfunde hatte ich selbst Gelegenheit, die Neandertaler Frankreichs im Original zu sehen. Ganz allgemein machten alle Schädel einen nicht so schweren, massigen Eindruck, wie man es nach dem Abguß des Mannes von La Chapelle sich wohl eingebildet hatte. Die hellgraue, fast rezent erscheinende Farbe ließ schon den La Chapelle-Schädel selbst bei der mittleren Knochendicke zierlicher erscheinen; das gleiche gilt auch für den Schädel des Mannes von La Ferrassie und den als weiblich angenommenen Schädel H. 5 von La Quina. Bei beiden sind die Gesichtsteile zusammengedrückt; vor allen Dingen La Quina zeigt eine Rekonstruktion, die dem ehemaligen Zustand garnicht entsprochen haben kann. Schädellänge und -breite mögen noch verhältnismäßig richtig sein, aber auch hier liegt die Vermutung vor, daß eine Zusammendrückung die Breite verringert und entsprechend die Länge vergrößert hat. Ich maß am Original 203,5 mm für die Schädellänge und 139 mm für die Breite. H. M a r t i n gab in seiner Arbeit von 1923 die entsprechenden Zahlen mit 203 mm und 138 mm; das ist nicht als Unterschied aufzufassen, so daß der heutige Schädelindex tatsächlich nur 65—66 ist. Für einen Neandertaler ist diese Über-Langschädeligkeit ungewohnt und ließ ja bereits den Verdacht auftreten, daß ebenso wie zeitlich und kulturell auch morphologisch eine Annäherung an die späteren Jungpaläolithiker vorläge. Wir können demnach die Abweichung nicht als natürlich gegeben ansehen. Die kleinste Stirnbreite beträgt 103 mm; das mag noch den richtigen Verhältnissen entsprechen. Aber die Biorbitalbreite erreicht kaum 102 mm, zeigt somit deutlich an, wie das Gesicht zusammengepreßt worden ist. Trotzdem haben wir die steile Stellung des Gesichtskelettes, die durch die Kürze des Unterkiefers bewiesen wird. Es sind also nicht alle Neandertaler so prognath, wie wir es vom La Chapelle-Mann gewohnt waren; obwohl auch

dessen Prognathie nur so gering ist, daß sie von vielen modernen Rassen übertroffen wird und bei jeder Rasse in dem gleichen Maß vorkommen kann. Wichtig war es, bei dieser genannten Gelegenheit auch den Neandertaler-Schädel von La Ferrassie im Original zu sehen. Wir sind ja über ihn noch nicht ausreichend unterrichtet. Sein Erhaltungszustand erinnert an den Schädel von La Chapelle; auch hier sind die Knochen hellfarbig und dünn. Die ganze Gehirn-Schädelform ähnelt der von La Chapelle außerordentlich. Doch das Gesichtskelett ist ebenfalls zusammengedrückt. Ursprünglich kann es nicht so schmal und so hoch gewesen sein. Die Schädellänge bleibt mit 207 mm nur wenig hinter dem La Chapelle-Schädel zurück, der in der Medianebene — wie bereits Boule angab — 208 mm mißt, in der größten Ausdehnung aber sogar 210,5 mm rechtsseitig erreicht. Auch in der Breite haben beide Schädel ein beträchtliches Maß. Der von La Ferrassie übertrifft sogar um einige Millimeter den von La Chapelle, für den Boule 156 mm angibt. Bei La Ferrassie maß ich in der Temporalgegend etwa 160 mm, während die größte Breite auf der Crista supramastoidea mit 162 mm erreicht wird. Demgegenüber ist die Biorbitalbreite mit 110,5 mm schon deutlich zusammengedrückt.

Unverändert bleibt aber beim La Ferrassie-Schädel die Ortognathie. Der Unterkiefer zeigt auch hier an, daß die bisher bekannten Rekonstruktionszeichnungen den Tatsachen entsprechen. Da beim Unterkiefer die Vorderzähne erhalten sind, haben wir ja einen vollkommenen Eindruck vom Zustand der unteren Gesichtshälfte. Die ganze Mandibula ist nicht so primitiv wie die von La Chapelle und die von Le Moustier. Die Mediansagittale durch die Symphyse ist als +— zu bezeichnen; wir haben also nicht das auffällig fliehende Kinn wie bei anderen Neandertalern, eine ähnliche Bildung findet sich beim Jungpaläolithiker von Combe capelle. Auf diese Variation muß hier ausdrücklich hingewiesen werden; sie war bei dem Besuch in Frankreich auch besonders beachtet. Wir sind doch wohl dem Eindruck unterlegen, den Mann von La Chapelle als Typus für seine Zeit anzusehen. Ich glaube heute noch, daß wir das tun dürfen; aber dann immer mit der Einschränkung, daß nun nicht alle Neandertaler in ganz gleicher Weise ausgebildet sind.

Dabei haben wir eigentlich keinen Anlaß, die Skelette von La Ferrassie als besonders spät in der Neandertaler-Zeit anzusetzen. Capitan und Peyrony beschreiben sie ja als Moustérien-Skelette in einer Schicht zwischen Acheuléen und Moustérien. Allerdings zeigte die Lagerung noch manche Hinweise, die auf eine primitive Bestattung schließen lassen konnten. Auf jeden Fall handelt es sich aber sowohl bei La Quina als bei La Ferrassie um Neandertaler, deren Merkmale auch für die Neandertaler-Periode zu verwerten sind.

Wir haben also im Gesichtsteil des Neandertaler-Kopfes mit einer größeren Variationsbreite zu rechnen als im Gehirnteil, in dem alle Funde eine so parallel verlaufende Mediansagittalkurve zeigen, daß man diese Form als typisch neandertaloid bezeichnen kann.

Die Nasenöffnung des Neandertalers war noch primitiv, d. h. groß, niedrig und breit. Der Nasenstachel erreichte ebenfalls noch keine besonders große Ausbildung, scheint aber doch wechselnd stark ausgebildet gewesen zu sein.

Das Gebiß zeigt in einem großen Zahnbogen, der sowohl urtümlich U-förmig oder auch schon mehr rezent in Parabelform verlaufen kann, entsprechend große, kräftige und gesunde Zähne, die, im ganzen genommen, vollkommen menschlich sind und nur dem genauen Kenner in ihrer Höckerbildung an den Zahnkronen urtümliche Verhältnisse verraten. Die Eckzähne sind menschlich groß, d. h. genau wie bei uns können sie mehr oder weniger vorstehen. Die Größe des Gesamtgebisses ist heute, besonders bei primitiven Rassen, nichts Außergewöhnliches.

Kennzeichnend wie der Gehirnschädel ist für den Neandertaler der Unterkiefer, der sich der Gesichtslänge, der Größe des Zahnbogens entsprechend, natürlich anpassen muß. Das ergibt einen schweren massigen Knochen, an dem das Fehlen des Kinnes als besonderes Merkmal bekannt ist. Dagegen wird häufiger übersehen, daß wir in der Form der Unterkieferäste nicht zu enge Grenzen erwarten dürfen. Zwar sind sie im allgemeinen niedrig und breit und fast rechtwinklig zum Unterkieferkörper angesetzt. Es gibt aber auch alle anderen menschlichen Formen mit höheren und schmalen Ästen und dabei mit tieferer Inzisur (Einkerbung) zwischen Gelenk- und Kronenfortsatz. Bei einzelnen Unterkieferfunden können wir also die Diagnose „Neandertaler“ nicht stellen, wenn die Kinnpartie nicht mit erhalten ist. Alle anderen Formverhältnisse können auch seit der Neandertaler-Zeit unverändert bis in die Jetztzeit vorkommen; das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß bereits beim Schimpansen die größten Abweichungen im Astteil des Unterkiefers vorhanden sind.

Daß die Kinnlosigkeit nicht immer die gleiche Mediankurve durch die Symphyse ergab, war beim Schädel von La Ferrassie bereits erwähnt.

Bei der weiteren Beschreibung des Körpers tritt uns die Schwierigkeit entgegen, daß wir mehrere im Fossilienzustande freiliegende Knochen aneinanderzusetzen haben, um die Form des ganzen Körperteiles wiederherzustellen. Darin liegt natürlich eine gewisse Fehlerquelle.

Mit dieser nötigen Einschränkung können wir aber doch behaupten, daß auch der Hals des Neandertalers kurz und gedrungen und in der natürlichen Körperhaltung schräg nach vorn gerichtet gewesen war. Die Lage der Dornfortsätze an den Halswirbeln steht ziemlich in der Mitte zwischen ihrer Richtung beim Schimpansen und beim modernen Menschen.

Wir werden also daraus auf die etwas nach vorn hängende Haltung des Kopfes schließen dürfen. Dasselbe ergibt sich aus dem Verlauf der Nackenlinie am Hinterhauptsbein des Schädels und aus der geringen Ausbildung der Warzenfortsätze hinter der Ohröffnung. Diesem Verhalten

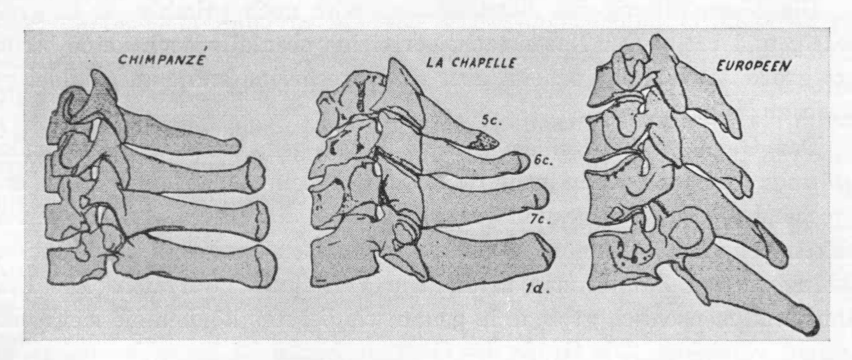


Abb. 25. Teile der Halswirbelsäule vom Schimpansen, Neandertaler und rezenten Europäer (nach Boule).

gegenüber steht die gesamte heutige Menschheit als Homo sapiens da, d. h. alle tragen die Halswirbelsäule senkrecht gerichtet, ohne daß sich selbst bei den primitivsten Gruppen Unterschiede darin erkennen ließen.

Im weiteren Verlauf ist die Wirbelsäule wahrscheinlich noch nicht so stark S-förmig gebogen gewesen wie bei uns. Aber diesem allgemein geschilderten Verhalten gegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß sowohl im Hals- wie im Rumpfteil die Wirbelsäule ja nicht feststeht, sondern sich in Bewegung befindet. Man könnte z. B. gar nicht gut sagen, unter welchem Winkel ein Schimpanse seinen Hals hält. In der genannten Skelettzeichnung habe ich deshalb den Neandertaler in Bewegung dargestellt, um so alle Möglichkeiten der Körperhaltung leichter wiederzugeben, als es beim Stehen der Fall ist.

Auch die Form des ganzen Brustkorbes ist, im Skelett erhalten, nicht zu erwarten. Wir können sie uns nur aus den Anzeichen einzelner fossiler Rippen wieder herstellen. Daraus läßt sich doch entnehmen, daß die Rippen selbst breit und plump ausgebildet waren und mit einer gleichmäßigeren Biegung an Stelle der modern menschlichen Knickung einen tonnenförmigen Thorax ergaben. Hierin liegt also wie in allen bisher beschriebenen Merkmalen eine Zwischenstellung von menschenäffischen Formen her vor. Am Schulterblatt findet man einzelne Kennzeichen, die bei genauerer Untersuchung den Neandertaler erkennen lassen; trotzdem sind die Schulterblätter aber vollkommen menschlich geformt. Ein Übergang zum Anthropoiden ist nicht festzustellen. Es wird bestimmt nicht leicht sein, darüber jemals eine Aufklärung zu erhalten. Denn die Schulterblätter

selbst sind ja nur selten fossil erhalten, und es kommt hinzu, daß ihre Gestalt bei den heutigen Menschenaffen sicher durch die Bewegungsart bedingt ist; auch beim Gorilla, der am wenigsten Hangeler und Schwinger ist, haben wir immer noch die länger gestreckten menschenäffischen Scapulae. Auf welcher Stufe die breite Form des menschlichen Schultergürtels erreicht worden ist, können wir mit Sicherheit nicht behaupten. Es läßt sich wohl vorstellen, daß bereits unter den freilandbewohnenden Dryopitheciden die „menschliche Form" erworben wurde, so daß wir in der Entwicklungsreihe des Menschen selbst eine weitgehende gestaltliche Abänderung gar nicht durchgemacht haben.

Dasselbe gilt vom Beckengürtel. Alles, was wir bisher aus der menschlichen Ahnenreihe vom gesamten Becken einschließlich des Kreuzbeines kennen, ist menschlich. Allerdings wissen wir noch nichts Belegbares vom Pithecanthropus. Ich glaube aber nicht, daß wir bei ihm eine Mittelstufe zwischen den Beckenformen des Menschen und des Schimpansen zu erwarten hätten. Zwar sind auch die Darmbeinschaufeln beim Neandertaler etwas steiler gestellt, als es normalerweise bei modernen Menschen der Fall ist; aber das ändert doch nichts an der allgemein menschlichen Form, die ein wirkliches „Becken" darstellt, während noch beim Menschenaffen die Darmbeinschaufeln in tierhafter Weise flach neben dem Kreuzbein liegen. Man würde dem ganzen Gürtel daher bei Schimpansen sicher niemals den Namen „Becken" gegeben haben. Über die für die Geburt notwendige große Beckenöffnung läßt sich beim Neandertaler deshalb noch nicht viel sagen, weil die Funde, die zu einer Wiederherstellung notwendig wären, doch zu vereinzelt sind. Aber auch hier muß sich das Becken unbedingt menschlichen Verhältnissen genähert haben, denn bereits der neugeborene Neandertaler kam ja mit einem Kopf zur Welt, der an Größe wohl die stärksten Menschenaffen übertraf.

Ich habe schon öfter darauf aufmerksam gemacht, wie interessant es wäre, das Beckenskelett eines Pithecanthropus zu finden. Irgend wann muß natürlich auch einmal eine Umwandlung in die nach unseren Begriffen typische Menschenform stattgefunden haben, aber ihre erkennbaren Spuren werden sicher nicht mehr innerhalb der Familie der Hominiden zu suchen sein.

Wir können trotz der scheinbaren Spärlichkeit der zu einer Rekonstruktion notwendigen Skeletteile also doch so viel sagen, daß der Neandertaler im Verhältnis zum ganzen Körper einen langen Rumpf gehabt hat, der außerdem im Brustteil auch breit und tief gewesen ist. Er würde wahrscheinlich bei den Indianern des südamerikanischen Hochlandes heute noch sein bestes Vergleichsbild finden. Dieser faßförmige Brustkorb mit verhältnismäßig tief herabreichenden Rippen ist am Körper das einzige, was noch an äffische Formen erinnern mag und hat sicher mit dazu beigetragen,

den Rumpf zum unteren Ende hin schmäler erscheinen zu lassen. Die gesamte Gesäßmuskulatur wird wahrscheinlich noch nicht so ausgebildet gewesen sein wie bei uns, hat aber doch bestimmt nicht mehr den spitzen Affensteiß ergeben. Wirkliche Belege für die Weichteilausbildung des Gesäßes sind nicht zu erwarten; ihr Fehlen würde ja schon darum nicht so schwer ins Gewicht fallen, weil gerade in dieser Körpergegend die gesamte Menschheit einheitlich ausgebildet ist. Nach allem, was bisher gesagt war, würden auch da wieder mongolische und indianische Ausbildungsformen vielleicht am besten zur Rekonstruktion eines Neandertaler-Rumpfes passen.

Wenn wir nun die Gliedmaßen des Neandertalers wiederherzustellen und zu beschreiben haben, dann werden wir nur noch menschliche Verhältnisse antreffen. Der Neandertaler hat vor allen Dingen keine langen Affenarme mehr gehabt. Seine Arme erscheinen uns lang, weil die Beine kurz sind. Aber auch hier ist der Gesamteindruck der Gliedmaßenproportionen bereits durchaus menschlich gewesen. Die einzelnen Armknochen sind sogar eher kurz als lang zu nennen, so daß sie bei ihrer Derbheit ganz auffallend plump und dick aussehen. Das gilt besonders für die Gelenkenden. Beim Unterarm kommt noch hinzu, daß beide Knochen, die Elle wie die Speiche, stark gekrümmt sind, so daß der Zwischenraum zwischen ihnen sehr weit wird, wodurch der Unterarm eine breite und flache Form erhalten haben muß.

Menschlich wie der ganze Arm ist auch die Hand. Lange Affenfinger hat sie nicht besessen, aber jeder einzelne Knochen an ihr erscheint, mit uns verglichen, wieder derb, so daß die Hand im ganzen mehr breit als lang gewesen sein muß. Der Daumen hat die normale menschliche Größe gehabt; auch dabei würden wir Übergangsformen zu den Menschenaffen wahrscheinlich noch in der Anthropoidenstufe selbst zu suchen haben.

Bei den Beinen finden wir endlich wieder einen Knochen, der als typisch neandertalerhaft gilt. Das ist der Oberschenkel mit seiner massigen und schweren Gesamtform und dem eigenartig nach vorn hin durchgekrümmten Schaft. Es ist bekannt, daß gerade dieser Oberschenkelknochen immer als ein Hinweis für die einseitige Ausbildung des Neandertalers angesehen wird. Dieses Problem ist so wichtig, daß darauf noch einmal besonders eingegangen werden soll.

Dem Femur entsprechen auch die Knochen des Unterschenkels. Allein die Kniescheibe des Neandertalers läßt sich durch ihre Dicke in sagittaler Richtung von den meisten Kniescheiben moderner Menschen unterscheiden. Dann kommt als ebenso typisch wie der Oberschenkelknochen das kurze plumpe Schienbein, das in seinem oberen Teile die schon oft beschriebene Rückwärtskrümmung (Retroversion) zeigt. Das Wadenbein ist zwar gerade gestreckt, aber dabei so dick im mittleren Teil des Schaftes, daß es sich ohne weiteres dem Gesamtbau der Beine und der Gliedmaßen überhaupt anpaßt.

Die Zusammensetzung des Fußes bereitet natürlich Schwierigkeiten. So viel ist wohl auf jeden Fall sicher, daß die Fußbildung durchaus menschlich ist. Die werdende Menschheit hatte bis zur Neandertaler-Stufe ja den weitaus größeren Teil ihres bisherigen Weges zurückgelegt, und sie ist auf diesem Wege menschlich-aufrecht gegangen. Füße, die in äffischer Weise auch gleichzeitig zum Greifen eingerichtet waren, sind wahrscheinlich schon beim Dryopithecus germanicus nicht mehr ganz am Platze gewesen. Wir können zum Abschluß der gesamten Körperrekonstruktion überhaupt das noch einmal zusammenfassen, daß alles, was zum Bewegungsapparat gehört, beim Neandertaler die klarste menschliche Ausbildung und die geringste Erinnerung an menschenäffisches Wesen zeigt. Es ist deshalb auch sehr wohl denkbar, daß die Umwandlung dieser Körperteile zur „menschlichen“ Form verhältnismäßig schnell vor sich gegangen sein wird und daß demgegenüber der Kopf und der Schädel besser geeignet waren, Erinnerungen an alte Formen zu bewahren.

Wir haben zwar Versuche, die Neandertaler-Funde Europas zunächst einmal z e i t l i c h zu ordnen, und es braucht keineswegs angenommen zu werden, daß diese Bemühungen falsch oder vergeblich sind. Im ganzen liegt die Lösung einer solchen Frage aber doch bei der Geologie und der Prähistorie oder, mit anderen Worten, der morphologische Befund ist so, daß wir daraufhin nicht imstande sind, den einen Fund als zeitlich jünger als den anderen zu bezeichnen. Diese Feststellung muß heute besonders unterstrichen werden, nachdem wir den Steinheim-Schädel besitzen. Man würde sich also, wenn man nur vergleichend morphologisch vorgeht, leicht dazu verleiten lassen, einen Fund zeitlich einzuordnen, weil man an ihm bestimmte Merkmale entweder als primitiv oder als rezent feststellt. Das könnte jedoch, um wieder auf den Steinheimer hinzuweisen, niemals mit Einzelmerkmalen, sondern nur mit der Gesamtbewertung begründet werden. Denn einerseits müssen wir uns ja von der Natur belehren lassen, zu welcher Zeit die „rezenten“ Merkmale auftauchen, und andererseits wissen wir bereits, daß „primitive“ Merkmale bis auf den heutigen Tag auftreten können.

Geologisch gehört der Neandertaler in das letzte Interglazial und in den Beginn oder in die erste Hälfte der letzten großen Würmvereisung; das ist immerhin eine Zeitspanne, die mit vielen Jahrzehntausenden unsere ganze Alluvialzeit um ein Mehrfaches übertrifft. Wenn wir uns das mit Beachtung der Rassenspaltung innerhalb dieser letzten kurzen Erdperiode richtig vorstellen, dann ist es nicht verwunderlich, daß wir an verschiedenen Fundplätzen gewisse Sonderbildungen antreffen, sondern es ist eher erstaunlich, daß in so langen Zeiträumen trotz örtlicher und damit auch weitgehender klimatischer Verschiedenheit die Neandertaler-Menschheit noch so einheitlich geblieben ist. In diesem Sinne kann man wirklich von der

Zähigkeit des Keimplasmas sprechen. Aber trotzdem ist es selbstverständlich, daß Fundplätze, an denen mehrere Schädel und Skelette ausgegraben worden sind, morphologische Eigenheiten zeigen, welche die betreffende Gruppe zusammenschließen und von anderen unterscheiden. Diese Fassung entspricht natürlich der Definition, die wir sonst für „Rasse“ anwenden; aber es wird doch niemand ernstlich daran denken, eine Urmenschenhorde, die im Familienverband lebt, gleich als Rasse zu bezeichnen. Zum mindesten wäre es zwecklos, sich an dieser Stelle über den Wortgebrauch länger zu verbreiten.

Der Sinn dieser Frage trifft für die europäischen Fundplätze in Westeuropa, in Weimar-Ehringsdorf und in Kroatien bei Krapina zu. Wir haben ja auch die Versuche, von einem „Homo Ehringsdorfiensis“ und von „Homo Krapinensis“ zu sprechen. Es berührt wohltuend, daß in Paris die französischen Originalfunde einfach als „Homo neandertalensis“ benannt und dann mit Fundplatz oder Fundstück nach Alter und Geschlecht bezeichnet werden. Dasselbe hatte ich schon in früheren Schriften als eigentlich selbstverständlich gefordert.

Wenn wir bei dem Ehringsdorfer Unterkiefer eine Sonderform finden, dann ist das also nicht überraschend. Es kann aber daran erinnert werden, daß wir nach der Urtümlichkeit der Kieferfunde von Ehringsdorf einen anderen Gehirnschädel erwartet hätten, als er tatsächlich 1925 entdeckt worden ist. Wenn auch dieser Schädel, in einzelne Teile zersprengt, so deformiert ist, daß die Zusammensetzung (von W e i d e n r e i c h) gar nicht die ursprüngliche Form ergeben konnte, so bleibt doch bestehen, daß er auf keinen Fall eine urtümliche, dem Pithecanthropus genäherte Gestalt besessen hat. Dabei lassen die Fundumstände den Gedanken der Gleichzeitigkeit aller drei Weimar-Stücke durchaus als naheliegend aufkommen.

Das Entsprechende ist für Krapina zu sagen. Die alte Geschichte von der Schlacht bei Krapina und dem Zusammentreffen von Neandertalern und Aurignac-Menschen ist damit nicht gemeint; das braucht heute nicht mehr widerlegt zu werden. Jedoch die Bezeichnung Homo krapinensis als besondere Rasse des Neandertalers wird mit vollem Bewußtsein beibehalten. Es hätte also auch hier keinen Zweck, sich über die Ausdehnung des Begriffes Rasse zu streiten. Für unser Rassenproblem, wie es in dieser Untersuchung gemeint ist, haben wir aber nur das eine Ergebnis, daß auch der Krapina-Mensch vollkommen Neandertaler ist. Der Begriff der eigenen Rasse wird in diesem Falle ja besonders auf die Zahnanomalie der zusammengewachsenen Wurzeln, Taurodonthie, begründet. Wenn man sich aber vorstellt, wie eine solche Urmenschen-Horde zusammengesetzt ist; wenn wir nicht wissen oder kaum annehmen dürfen, daß strenge Einehe geherrscht hat, sondern vielmehr mit Amphimixis oder mit sexueller Vorherrschaft des Stammesoberhauptes rechnen müssen, dann genügen schon

wenige Generationen. um ein Merkmal in wirklicher Blutsverwandtschaft als Stammeskennzeichen auftreten zu lassen. Das gilt ganz besonders von dominanten und monomer vererbten körperlichen Anomalien des Haut- oder Skelettsystems, wie es die Zähne sind. Damit fällt aber doch wohl die Berechtigung fort, gleich von einer „Rasse“ zu sprechen und ihr einen lateinischen Artnamen zu geben. Wir haben also in Europa den Neandertaler und damit ist niemals bestritten worden, daß es bei der Länge der Neandertaler-Zeit und der immerhin großen räumlichen Ausdehnungsmöglichkeit Unterschiede gegeben hat, von denen wir sicher heute an den auf die Knochenreste beschränkten Funden nur den kleinsten Teil erkennen können. Ist es uns so schon nicht gestattet, von wirklichen Neandertaler-Rassen zu sprechen, so besteht natürlich gar keine Möglichkeit, die erkennbaren Unterschiede mit den heutigen europiden Unterrassen in Beziehung zu bringen. In dieser Hinsicht ist der Neandertaler Europas einheitlich.

Das wird uns durch neue Funde immer wieder bestätigt; wie z. B. durch den neuen im Juli 1935 entdeckten Neandertaler von Saccopastore bei Rom. Zwar hat Sergi diese Neandertaler als „Homo neandertalensis var. aniensis“ bezeichnet nach dem Fluß Aniene. Dagegen ist weder sprachlich noch sachlich etwas einzuwenden, denn es war ja gerade auseinandergesetzt, daß solche Variationen selbstverständlich und zu erwarten sind. Die genaue Beschreibung beider Saccopastore-Schädel steht noch aus. Aber alles, was an den bisherigen Photographien zu sehen ist und was Sergi beschreibt, fügt sich dem uns bekannten Bilde des Neandertalers ein. Bei dem zweiten Schädel werde ich, trotz der noch anhaftenden Gesteinsmasse, durch die Form der Stirn, Nase und des Oberkiefers an den ersten Schädel von Gibraltar erinnert. Obgleich die beiden Fundstellen einen Niveau-Unterschied von 3 Metern haben, kommt auch Sergi zu dem Schluß, beide morphologisch zusammenzustellen und die Frage der zeitlichen Einordnung einer weiteren geochemischen und paläontologischen Untersuchung zu überlassen.

Über die südrussischen Funde ist von der Krim-Halbinsel Neues zu berichten. In der Höhle Kiik-Koba wurden im unteren Moustérien die in Grabmulden liegenden Skelette eines Erwachsenen und eines Kindes festgestellt. Erhalten sind die Unterextremitäten des Erwachsenen von neandertalidem Typus. Bei den Resten des Kindes fehlt der Schädel.

Somit bleiben wir zunächst einmal für Europa bei dem oben genannten Ergebnis. Und wenn wir auf die beim Steinheim-Schädel zitierte Vermutung, er könne ein spezieller Vorfahr des heutigen Homo sapiens Europas oder gar der nordischen Rasse sein, eingehen, dann können wir nun feststellen, daß sich diese Sonderlinie in der ganzen späteren Neandertaler-Zeit nicht weiter verfolgen läßt. Wir müßten also annehmen, daß entweder die sapiensartigen Nachkommen des Steinheimers während des letzten

Interglazials verschwunden und mit dem Aurignacien wieder nach Europa zurückgekehrt seien, oder daß ein böser Zufall uns bisher immer nur Neandertaler, aber keine Steinheim-Nachkommen geliefert hätte, bis diese schließlich im Jungpaläolithikum wieder allein in Europa gesessen hätten. Das ist jedoch eine unhaltbare Schlußfolgerung, und es war ja auch vorher schon gezeigt, daß bereits aus anderen Gründen die Sonderlinie einer eigenen Steinheim-Form für Europa nicht denkbar ist.

Trotzdem mag nichts unversucht gelassen werden, um Klarheit in dieses oft zitierte Problem zu bringen.

Dazu soll nun noch einmal die Form des Oberschenkelknochens eingehend behandelt werden. Er ist ja vom ganzen Körperskelett derjenige Teil, der sich am besten erhält und deshalb in der größten Anzahl der Fundstücke vorliegt. Wegen seiner Kürze und der dadurch auffällig hervortretenden Schwere und Massigkeit, vor allem aber auch wegen der nach vorn gerichteten Krümmung gilt dieser Knochen als ein ganz besonders sicheres Zeichen für die einseitige Entwicklungsrichtung des Neandertalers, aus der sein Rassentod mit Sicherheit zu schließen wäre. Zunächst sehe ich in einer Formveränderung, wie sie das Neandertaler-Femur gegenüber den sonst als menschlich bekannten Formen darstellt, überhaupt kein gutes Mittel, um eine ausgestorbene Seitenlinie in der Stammesgeschichte festzustellen. Ich halte es jedenfalls nicht für ausgeschlossen, daß einmal eine Zeitlang eine Umbildung in solcher Weise eintreten und nachher wieder verschwinden kann. Dabei wäre es wohl denkbar, daß diese besondere Ausgestaltung geographisch begrenzt geblieben ist. Für Neandertaler würde das also bedeuten, daß die uns am besten bekannten Fundstücke in Europa in der Sonderbildung am stärksten fortgeschritten sind.

Zählen wir aber alle uns früher bekannten Neandertaler-Femora zusammen, so handelt es sich nur um die Skelette vom Neandertal, von Spy, von La Chapelle und von La Ferrassie I und II; von La Quina ist nichts Genaueres bekannt. Le Moustier ist wegen seines zerbrochenen Zustandes nicht zu verwerten. Die heute vorliegenden Moustier-Femora sind Gipsrekonstruktionen, die viel zu kurz sind; dabei ist der Anstrich so gewählt, daß man nicht unterscheiden kann, was Gips und Knochen ist. Eine Nachprüfung, die mir nach der neuesten Zusammensetzung des Moustier-Schädels anempfohlen wurde, erscheint aber wenig aussichtsreich, da man dazu wahrscheinlich die ganzen Knochen auseinandernehmen müßte und — abgesehen von der Erkenntnis, daß der jetzige Zustand nicht richtig ist — doch keine sichere Grundlage hätte, eine durchaus wahrheitsgetreue Rekonstruktion anzufertigen.

Nun sind in den letzten Jahren aber neue Entdeckungen dazugekommen, die uns auch über das Neandertaler-Femur etwas aussagen. Zwar liegen diese Funde nicht in Europa, obwohl besonders Frankreich sicher

noch manchen Neandertaler-Fund bringen könnte, wenn man sich wie vor dem Kriege zur systematischen Nachforschung entschlösse. Auch die anderen europäischen Länder haben trotz einiger Schädelfunde zum Skelett nichts Neues mehr hinzugebracht. Die zerschlagenen Knochen von Krapina gestatten ja keine vollständige Wiederherstellung der Gliedmaßenknochen. Da ist es also sehr erfreulich, daß die ausgedehnten Forschungen der britischen und amerikanischen Vorgeschichtsschulen in Palästina Ausgrabungen unternommen haben, deren Ergebnisse heute schon das Urmenschen-Paradies in Frankreich sowohl an Zahl wie auch an Vollständigkeit der Funde übertreffen.

Daß Palästina bereits hier schon und nicht erst bei den außereuropäischen Neandertalern genannt wird, ist berechtigt; denn unsere heutigen politischen Grenzen Europas besagen nichts für den Rassenbereich der jetzigen wie der damaligen Menschheit. Vorderasien und Nordafrika gehören mit zu Europa, so daß wir für die dort lebenden Menschen die Bezeichnung „europid" gebrauchen. Und diese Rassenkennzeichnung hatte auch schon im letzten Interglazial ihre Richtigkeit. Wenn also die englischen Berichte vom „östlichen Zweig der Neandertaler" sprechen, so bezieht sich das auf den damaligen europiden Rassenkreis. Aus Palästina hatten wir ja bereits seit 1925 das Stirnbein mit den Augenhöhlen von Tabgha am See Genezareth, das unter dem Namen Galiläa-Schädel bekannt geworden ist. Daß dort in Palästina ein Moustérien vorgelegen hat, wußten wir schon lange; das Galiläa-Stirnbein war der erwartete Beweis dafür, daß die gleiche Kultur wie in Europa auch von ähnlichen Menschen hergestellt worden war. Trotzdem zeigte der Fund von Tabgha eine gewisse Abweichung, die im allgemeinen in eine mehr rezent-menschlichere Richtung ging. So war z. B. der Überaugenbrauen-Bogen nicht so einheitlich dick, wie es zum Neandertaler-Schädel gehört. Auch die Stirnwölbung erschien verhältnismäßig hoch. Es wurden verschiedene Schlüsse daraus gezogen: entweder war das Moustérien Palästinas zeitlich jünger als in Europa und wurde von einer höher entwickelten Menschheit verfertigt; oder der andere, bereits schon einmal gehörte Schluß: der Neandertaler Palästinas war im Gegensatz zum europäischen Urmenschen der eigentliche Vorläufer der heutigen europiden Hauptrasse. Die dritte Schlußfolgerung ist wohl am wenigsten gezogen worden: nämlich die, daß auch zur Neandertaler-Zeit nicht alle Menschen gleich waren, und daß wir durchaus damit rechnen konnten, bei der geographischen Entfernung auch etwas anderes zu finden.

Das letztere wird nun m. E. durch die 1931 begonnenen Ausgrabungen bestätigt. Wir verdanken die Funde Miß Garrod und den Herren Mc Cown und Neuville. Die Fundorte sind die Mugharet-es-Sukhul(-Höhle), Mugharet et Tabun am Berge Karmel und Djebel Kafzeh bei Nazareth. Die

Sukhul-Höhle ergab zuerst 1931 Schädel und Skelett eines 4jährigen Kindes, im Jahre darauf neun weitere Skelette. Wahrscheinlich handelt es sich hier auch um primitive Bestattungen. Man konnte die Fossilien in ganzen Kalkblöcken nach England schaffen, so daß bei der unter Sir Arthur Keiths Leitung stattfindenden Ausmeißelung sämtliche Knochen des Skeletts er-

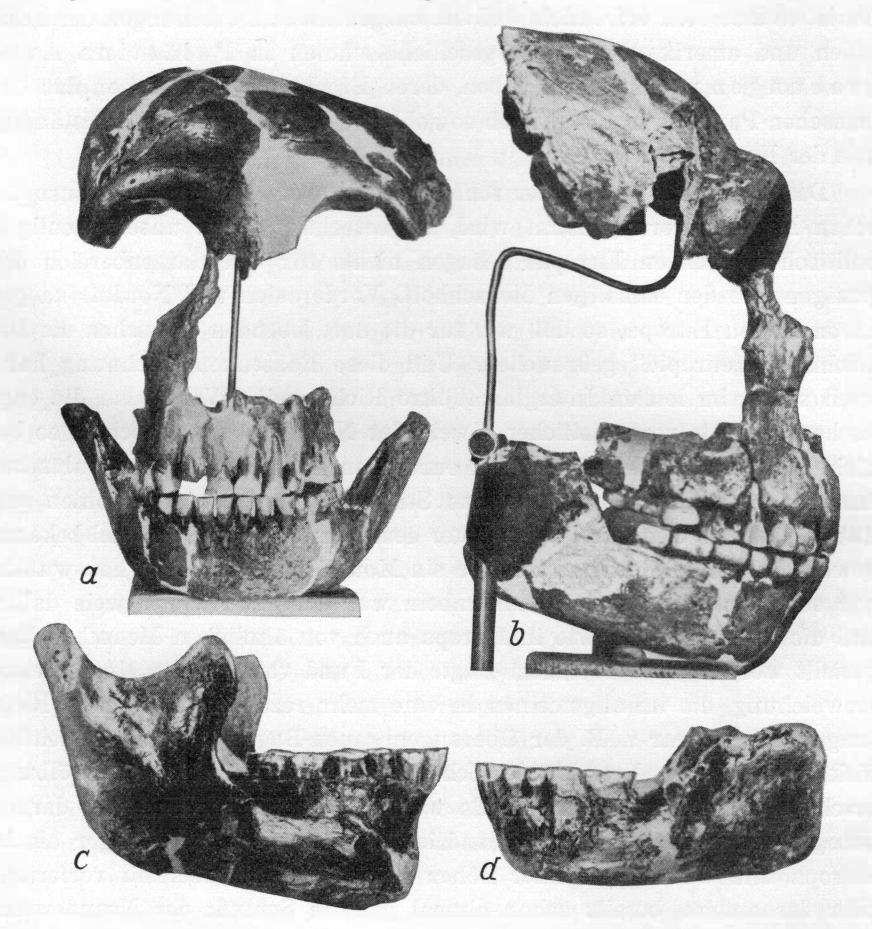


Abb. 26. Neandertaler-Schädel von Tabun in Palästina; a, b und d Tabun I, c Tabun II (nach Garrod und McCown).

halten blieben. Die Tabun-Höhle brachte bisher außer einem weiblichen ganz erhaltenen Skelett vor allen Dingen noch einen einzelnen Unterkiefer. Die Tabun-Frau zeigt besonders im Schädel Neandertaler-Merkmale. Stirnverlauf, Überaugenbrauenbogen, die Form der Nase, Oberkiefer-Prognathie und der vollkommen kinnlose Unterkiefer sind Zeichen, die sogar einem primitiven Neandertaler-Typ entsprechen. Auch die Schädelkapazität von 1260 ccm ist gering. Aus den Skelettknochen kann man auf einen niedrigen,

aber breiten Körperbau schließen. Die Körperhöhe wird mit 151 cm angegeben.

Der in der gleichen Höhle in einer noch als Früh-Moustérien angesprochenen Schicht gefundene Einzel-Unterkiefer (er lag noch 90 cm tiefer als das Skelett) zeigt dagegen eine schwache Kinnbildung mit starker alveolarer Prognathie, wie wir sie bei heutigen Australiern und auch bei Negern antreffen. Das ist also ein Umstand, den wir beim Neandertaler nicht erwartet hätten, wenn wir uns nicht von der Vorstellung freimachen können,

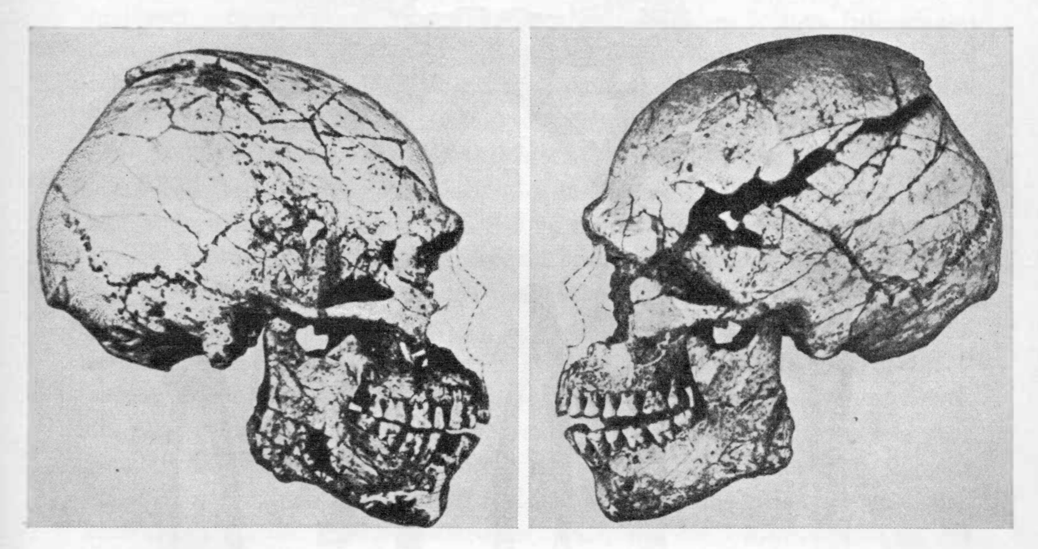


Abb. 27. Neandertaler-Schädel von Sukhul V. Ansicht von links und rechts (nach Keith und McCown).

daß alle Unterkiefer gleichmäßig auszusehen haben. Dabei ist aber der Tabun-Kiefer nicht so allein dastehend, wie es den Anschein hat. Wir müssen beachten, daß die positive „Kinnbildung" dadurch verstärkt aussieht, daß die alveolare Prognathie eine Einziehung der Symphyse unterhalb des Alveolarrandes hervorruft. Der Unterkiefer von Spy und ebenso der von Ochos zeigen eine Form, an die sich die Tabun-Mandibula anschließt. Es konnte wohl nicht ausbleiben, daß auf diese beiden Unterkiefer hin wieder Rassehypothesen aufgestellt wurden, auf die nachher noch zurückzukommen ist.

Für die Skelettbeschreibung können wir die Sukhul-Funde gleich mit hinzunehmen. Hier handelt es sich im ganzen um zehn Skelette, von denen fünf als männlich, zwei als weiblich und drei als kindlich festgestellt werden konnten. Die für die Männer errechnete Körpergröße liegt zwischen 168 cm und 178 cm. Das besterhaltene Frauenskelett ist deutlich kleiner, 157 cm werden dafür angegeben. Während wir im Schädelbau eine

erhebliche Variation bei diesen Palästina-Funden festzustellen haben, zeigen sie uns aber Oberschenkel-Knochen, die bisher als einheitlich beschrieben worden sind; und zwar ist das Auffälligste an ihnen, daß sie mehr mit dem modernen Europäer als mit den westeuropäischen Neander-

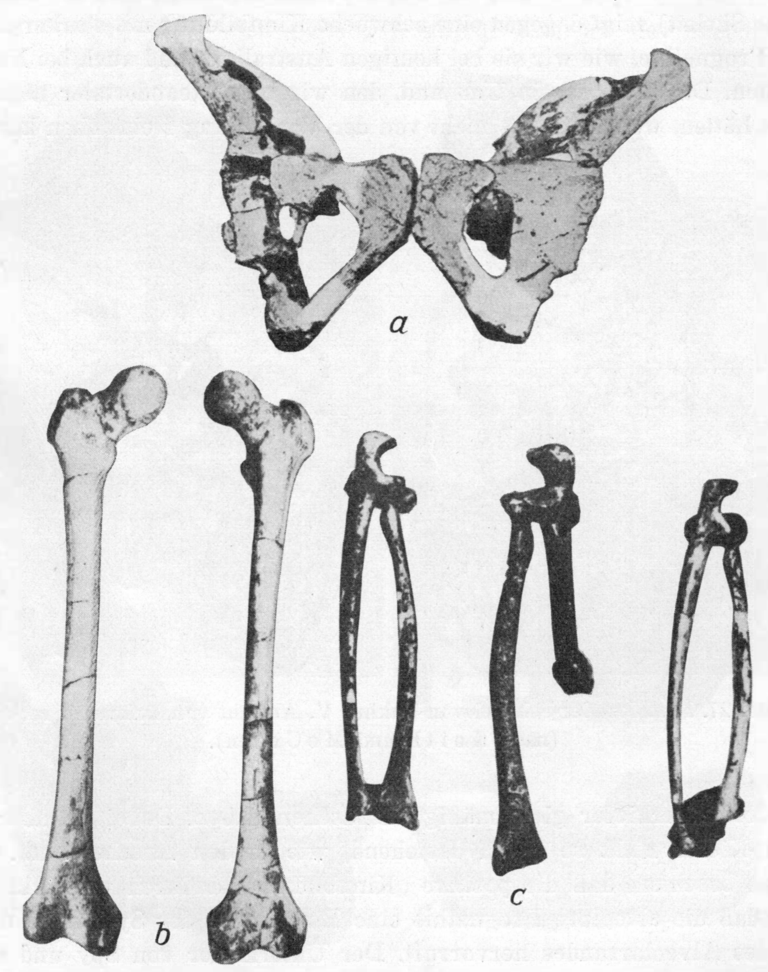


Abb. 28. Skelettknochen der Neandertaler-Funde von Sukhul und Tabun; a Becken von Sukhul IV, b Oberschenkel von Sukhul IV, c Unterarmknochen von Tabun I, Neandertal und Sukhul VII (nach Keith und McCown).

talern übereinstimmen. Man kann sich also vorstellen, daß alle uns bisher bekannten europiden Neandertaler-Femora in ihrer Zusammenstellung eine ununterbrochene Reihe vom dickknochigen starkgekrümmten Oberschenkelknochen bis zur rezent gestalteten Form ergeben. Dabei ist allerdings der Unterschied zu machen, daß sich bei der zwar noch geringen Anzahl im Westen mehr die neandertalide Form, im Osten die rezente findet. Wie es

gekommen ist, daß heute die letztere Gestalt beim Femur vorherrschend ist, können wir aus dem Fundbestand nicht erschließen.

Jedenfalls ist es nicht möglich, mit Sicherheit zu behaupten, daß das westeuropäische Femur durch einfaches Aussterben der dortigen Menschheit verschwand und daß eine aus Vorderasien hereinkommende Menschenwelle die neue Gestaltung schuf. Denn einmal sind die neandertaloiden Merkmale nicht restlos verschwunden, und zweitens läßt sich der moderne Oberschenkel auch dann erklären, wenn die westeuropäische Urmenschheit voll erhalten blieb, aber sich natürlich seit dem letzten Interglazial dauernd mit anderen Menschengruppen desselben Kreises vermischte. Und schließlich müssen wir damit rechnen, daß, wie schon einmal angedeutet, die Sonderform des Femurs eines erwachsenen Neandertalers eine zeitweilige Variation war, die allmählich wieder verschwand.

Auch sonst zeigen die Sukhul-Funde untereinander Abweichungen und andererseits Formbildungen, die manchmal voll dem Neandertaler entsprechen, ein anderes Mal mehr rezent erscheinen. Es können dazu gleich die Reste von Djebel-Kafzeh mitbesprochen werden. Ich hatte in Paris das Glück, daß mir Professor Vallois, Toulouse, die Schädel und Skelettreste, die er gerade in Arbeit hatte, vorführen konnte. Hier bei Nazareth haben wir ebenso wie in der Sukhul-Höhle Supraorbitalwülste, die ganz neandertaloid erscheinen. Dann wird an beiden Fundstücken aber eine verhältnismäßig hochgewölbte Stirn beschrieben, die sich in eine Scheitel- und Hinterhauptskurve fortsetzt, die man als modern menschlich bezeichnen möchte. Andere Skelettmerkmale, wie die Dornfortsätze an der Wirbelsäule, die Rippen und das Becken, sind neandertalähnlich. Dabei betont Miß Garrod aber, daß trotz der Ähnlichkeit, die die Sukhul-Skelette untereinander verbindet und immerhin von der Tabun-Frau unterscheidet, noch eine große Variation der einzelnen Individuen vorhanden ist. Und dann werden folgende Schlüsse daraus gezogen: Das Skelett von Tabun soll durch seine Vereinigung von primitiven und hochentwickelten Eigentümlichkeiten aus der Reihe der direkten Vorläufer des Homo sapiens ausscheiden. Dabei soll in der dicht benachbarten Sukhul-Höhle eine Menschheit vorliegen, die durch die Zusammenstellung neandertaloider und moderner Merkmale den Beweis liefert, daß sie selbst den Übergang vom Neandertaler zum Cro-Magnon-Menschen darstellt.

Wir haben also immer wieder den Schluß, daß — nach Merkmalen verschiedener Personen — mehrere verschiedene „Rassen“ vorgelegen haben sollen. Und dabei zeigt uns gerade die Sukhul-Bevölkerung die Weiterentwicklung des Neandertalers zum Homo sapiens, die gar nicht anders verlaufen sein kann; d. h.: Nicht alle Merkmale mutieren gleichmäßig und gleichzeitig in kleineren, unmerklichen Etappen zur höheren Form; vielmehr zeigt der eine Mensch dieses, der andere jenes fort-

geschrittenere Anzeichen, bis sich allmählich eine Menschengruppe herausbildet, die im Mittel eine Zusammenstellung der nun als „rezent" geltenden Formen aufzeigt. Deshalb müssen doch nach den Gesetzen polymerer Vererbung immer wieder einzelne Individuen auftreten, die einmal in diesem, dann in jenem Merkmal atavistisch erscheinen. Ich möchte das, was hier für das ganze Skelett gilt, noch einmal für das Femur als den am meisten und besten erhaltenen Skelettknochen zusammenfassen. Wir könnten also annehmen, daß die Neandertaler-Gruppe Europas ihre Eigenheiten am Femur am deutlichsten zeigt; dann ist es sehr wohl möglich, daß das Verschwinden dieser Sonderform durch Einkreuzung mit anderen Gruppen, die normale Oberschenkelknochen besaßen, beschleunigt wurde, ohne daß deshalb der „Neandertaler Europas" als „ausgestorben" zu gelten hätte. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Obgleich uns noch gar nicht eine wirklich große Anzahl von Oberschenkelknochen aus der Neandertaler Stufe zur Verfügung steht, ergibt sich doch allein aus der Zusammenstellung der 5 Femora, die M. Boule bringt, eine sehr große Verschiedenheit. Gemeinsam ist allen diesen Knochen die Dicke und Schwere, vor allen Dingen an den Gelenkenden. Aber schon die Länge ist äußerst variabel. Die Variationsbreite ist ebenfalls so groß, daß man das Neandertaler Femur keineswegs einfach als kurz bezeichnen kann. Rezente Menschen, die nicht größer sind als 160 cm, besitzen noch heute keine längeren Oberschenkelknochen. Dann sehen wir an den fossilen Knochen, daß auch die Durchbiegung des Femurschaftes nicht einheitlich ist. Der Oberschenkel von La Ferrassie I ist kaum stärker gekrümmt als die meisten rezenten Femora. Und damit man daraufhin nicht auf den Gedanken kommt, daß vielleicht La Ferrassie ein Fundplatz sei, an dem moderner ausgebildete Urmenschen gefunden wären, zeigt uns das Oberschenkelbein von La Ferrassie II die stärkste Durchbiegung, die wir überhaupt bisher beim Neandertaler gesehen haben. Da die bei La Ferrassie aufgefundenen Skelette unbedingt zusammengehörig sind, wahrscheinlich sogar einem Familienverband entstammen, so ist gar kein Gedanke daran, hier etwa verschiedene Rassen aufgefunden zu haben. Es gibt nur die einzige Erklärung, die eigentlich von vornherein selbstverständlich war, daß trotz aller durch die Entwicklungsstufe gegebenen Einheitlichkeit verschiedene Ausbildungsmöglichkeiten vorlagen; nicht anders als es heute bei uns der Fall ist. Dafür sind also die Palästina-Funde der beste Beweis.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß es leichter ist, in einer Skelettsammlung jetzt noch neandertalerähnliche Femora zu finden als Schädel. Die Schädel aller heutigen Menschen sind ja durch zahlreiche Arbeiten und Sammlungen so gut bekannt, daß sich ein unerkannter rezenter Schädel von Neandertaler-Form nicht darunter verbergen kann. Es sind, wie bereits in dem betreffenden Kapitel gesagt, immer nur Einzelheiten,

die an die Neandertaler Stufe erinnern. Wenn wir dagegen die Femora der Neandertaler im gleichen Erhaltungszustand und in gleicher Färbung unter eine größere Sammlung modern menschlicher Oberschenkelknochen mischen würden, dann würden wir natürlich die plumpsten und schwersten als Neandertaler wieder herausfinden; wir würden aber auch eine ganze Anzahl rezenter Knochen haben, die ebenfalls als Neandertaler-Oberschenkel gelten könnten.

Es ist wohl zwecklos, darüber nachzudenken, welche Faktoren die besondere Gestalt des Neandertaler Femurs herbeigeführt haben können; wichtiger wäre die Feststellung, ob wirklich nur bei uns in Europa die Sonderform erreicht worden ist. Es gibt ja bis jetzt, abgesehen vom europiden Palästina, nur zwei Fundorte außerhalb Europas, an denen mit Urmenschenschädeln zusammen auch Oberschenkelknochen gefunden sind. Diese beiden außereuropäischen Stellen beziehen sich auf den Pithecanthropus und die Ngandong-Menschen auf Java und auf den Rhodesia-Mann in Südafrika. Die Funde sind also nicht alle eigentlich als „Neandertaler“ anzusprechen. Trotzdem mag hier nicht mit Unrecht der Pithecanthropus als Beweis für die Sonderbildung des Neandertalers herangezogen werden. Wenn das Pithecanthropus-Femur in einer zeitlich so viel früheren Entwicklungsstufe schon so menschlich war, dann mußte, mit ihm verglichen, der Oberschenkelknochen der Neandertaler natürlich eine eigene Entwicklungsrichtung darstellen. Daß das rein anatomisch nicht ausschlaggebend zu sein brauchte, war ja eben gesagt. Heute kommt für diese Überlegung aber doch mit dazu, daß bei Trinil mehrere Femora gefunden worden sind. Sie konnten also, wie bereits gesagt, nicht alle dem Pithecanthropus-Individuum gehört haben, von dem die Calotte stammt. Und wenn wir vor Bekanntgabe dieser neuen Stücke die Zugehörigkeit des ersten Femurs zum Pithecanthropus mit größter Wahrscheinlichkeit haben annehmen können, dann ist mindestens der Grad dieser Wahrscheinlichkeit durch die Neuentdeckung gesunken.

Nachdem Dubois die vier übrigen Pithecanthropus-„Femora“ wiedergefunden hat, sind inzwischen noch die Ausgrabungen von Ngandong hinzugekommen. Darauf wird weiter unten genauer eingegangen werden. Es handelt sich, wie schon gezeigt war, bis jetzt um elf Schädel, die als Calvarien, als Calotten oder auch als Bruchstücke erhalten sind. Der Fundort liegt am gleichen Solo-River, an dem auch der Pithecanthropus gefunden war, nur 10 km in der Luftlinie von Trinil entfernt. Die Ngandong-Schädel sind einheitlich geformt und gehören einer großschädeligen Urmenschengruppe der Neandertaler Zeit an. Es konnte wohl nicht ausbleiben, daß die jetzt von v. Stein-Callenfels und von v. Koenigswald vorgebrachte Meinung auftauchte, daß sämtliche Trinil-Femora gar nicht zum Pithecanthropus, sondern zu den Ngandong-Men-

schen gehörten. Ich sehe zwar bisher keine Möglichkeit, diese Meinung wirklich durch Beweise zu stützen, bis uns vielleicht ein ganzes Ngandong-Skelett vor die Tatsache stellen würde. Dem Erhaltungszustand der Ngandong-Schädel nach macht es allerdings den Eindruck, als ob wir die reichhaltige Fundsammlung wieder einem Kannibalismus verdanken; d. h. also, daß es sich um fortgeworfene Köpfe oder Schädel handelt, die auf diese Weise bald mit Erde bedeckt wurden. Nun weiß ich zwar aus eigener Anschauung, daß Calotte und Femur von Trinil einen durchaus gleichmäßigen Erhaltungszustand zeigen. Nach der Beschreibung und nach den — wie die Originale kolorierten — Abgüssen trifft dasselbe jedoch ebenso für die Ngandong-Schädel zu. Es ist auch denkbar, daß die lange Lagerungszeit, welche die Ngandongfunde im gleichen Boden hinter sich haben, ihnen den gleichen Mineralisationszustand und die gleiche Färbung verlieh wie der Pithecanthropus-Calotte. Sollte sich die Zugehörigkeit der Trinil-Femora zur Ngandong-Stufe einmal nachweisen lassen, so wäre uns allerdings ein unliebsames Fundstück aus dem Wege geräumt. Dann wüßten wir noch nicht, was für Femora der Pithecanthropus gehabt hat und könnten sie uns so schimpansisch oder so menschlich vorstellen, wie wir gerne möchten. Aber mit solchen Wünschen können wir in der Stammesgeschichtsforschung nicht rechnen; es bleibt uns bis jetzt nur die Tatsache, daß wir in einer frühen Menschheitsperiode — gehöre sie nun der Anthropus- oder der Neandertaler Stufe an — menschlich gebaute Femora haben, die weniger anthropoid aussehen als die Oberschenkel des westeuropäischen Neandertalers.

Beim Mann von Broken Hill in Rhodesien liegen ja genau dieselben Verhältnisse vor wie beim Pithecanthropus. Auch hier sind mehr Gliedmaßenknochen gefunden, als zu einem Skelett gehören können. Und dennoch habe ich selbst wenigstens nicht das Gefühl, also ob der für das Skelett des Rhodesia-Mannes in Anspruch genommene Oberschenkel nicht passen würde. Wir sind aber trotzdem heute noch nicht in der Lage, zu behaupten, daß die Sonderform des Neandertaler Oberschenkels nur in Europa ausgebildet worden wäre. Mit besonderer Spannung würde man z. B. einen entsprechenden Fund für den Sinanthropus von Peking erwarten.

Rasseneinteilung der Neand.-Stufe außerhalb Europas

Wenn wir aus den so gewonnenen Unterlagen nun daran gehen, den für diese Abhandlung wichtigen Vergleich mit modernen Rassen zu ziehen, so muß sich als erste Schlußfolgerung die ergeben, daß eine Rasseneinteilung, wie sie uns heute die Erde zeigt, für die Landkarte der mittleren Altsteinzeit oder der Neandertaler-Stufe nicht möglich ist. Und zwar liegt das nicht daran, daß unsere Funde noch zu spärlich sind. Der Mangel an Material wird ja wieder ausgeglichen durch die Verbreitung der Fossilien.

Dadurch waren wir doch in der Lage, überall wenigstens von der Neandertaler-Stufe oder vom Neandertaler-Kreis zu sprechen. Und das gilt für alle Autoren, selbst wenn sie von der Weiterentwicklung des Neandertalers nicht überzeugt sind. Ebenso haben auch die Entdecker oder ersten Bearbeiter neuer Funde, ohne gleich an stammesgeschichtliche Einordnung zu denken, unbefangen vom Neandertaler-Kreis gesprochen.

Ngandong-Schädel von Java

Eine große Bereicherung unserer Kenntnisse brachten uns also die bereits genannten Entdeckungen Oppenoorths bei Ngandong auf Java. Daß der Fundort so nahe bei der durch einen Gedenkstein gekennzeichneten Auffindungsstelle des Pithecanthropus bei Trinil liegt, ist einmal wieder eine kleine Ironie der Natur, die wir ja in der Paläontologie des Menschen häufiger zu verzeichnen haben. Nach 40jährigem vergeblichem Suchen gab es nun bei Ngandong, ebenfalls wie Trinil am Solo-River oder Bengavan-Fluß gelegen, die reiche Ausbeute von elf Urmenschenschädeln. Der Zeit nach befinden wir uns, mit Europa verglichen, mit größter Wahrscheinlichkeit im letzten Interglazial; und dem entspricht auch die Schädelform. Wenn Oppenoorth für seine Entdeckung den Eigennamen „Homo soloensis“ vorgeschlagen hat, so ist das nur zur Kennzeichnung des Fundortes geschehen. Es war von vornherein klar, daß die Menschengruppe in den Neandertaler-Kreis hineingehört. Dem soll also auch dieser neue Name nicht widersprechen. Trotzdem sind diese Urmenschenschädel untereinander so ähnlich und gleichzeitig von anderen Primigeniusformen unterschieden, daß man wohl berechtigt wäre, hier von einer besonderen Rasse zu sprechen. Die Eigentümlichkeiten sind aber andererseits nicht derartig, daß sie nicht auch bei anderen Neandertalern vorkommen können. Es war schon Gelegenheit gegeben, beim Pithecanthropus darauf hinzuweisen.

Im wesentlichen sind es zwei Merkmale, die auffallen. Einmal ist es die Stirnbildung, die, fliehend wie beim Pithecanthropus, noch durch eine besondere Flachheit des Stirnbeines ausgezeichnet ist. Dann befindet sich am Hinterhaupt eine so stark ausgezogene Nackenmuskellinie, daß ein wirkliches Planum nuchale, also eine ebene Fläche für den Nackenmuskel, entsteht. Wir haben bei den anderen Neandertalern eine Wölbung der zwar fliehenden Stirn zu verzeichnen; dadurch jedoch, daß hier bei Ngandong alle Schädel die gleiche auffällige Flachheit zeigen, ist der Typus einer besonderen Rasse immerhin wahrscheinlich. Obgleich die Nackenmuskellinie für den Laien vielleicht noch auffallender erscheint, ist sie eine Knochenauflagerung, deren Wert zur Rassenunterscheidung nicht groß ist. Derartige Bildungen sind Überverknöcherungen = Hyperstosen und kön-

nen auch heute bei allen Rassen der Erde angetroffen werden. Dem widerspricht nicht, daß wir sie hier bei Ngandong doch als eine spezielle Rasseneigentümlichkeit ansehen würden.

Im übrigen sind auch diese Schädel neandertalerartig. Man hat sich vielleicht an den Eindruck so gewöhnt, daß man die Feststellung nicht

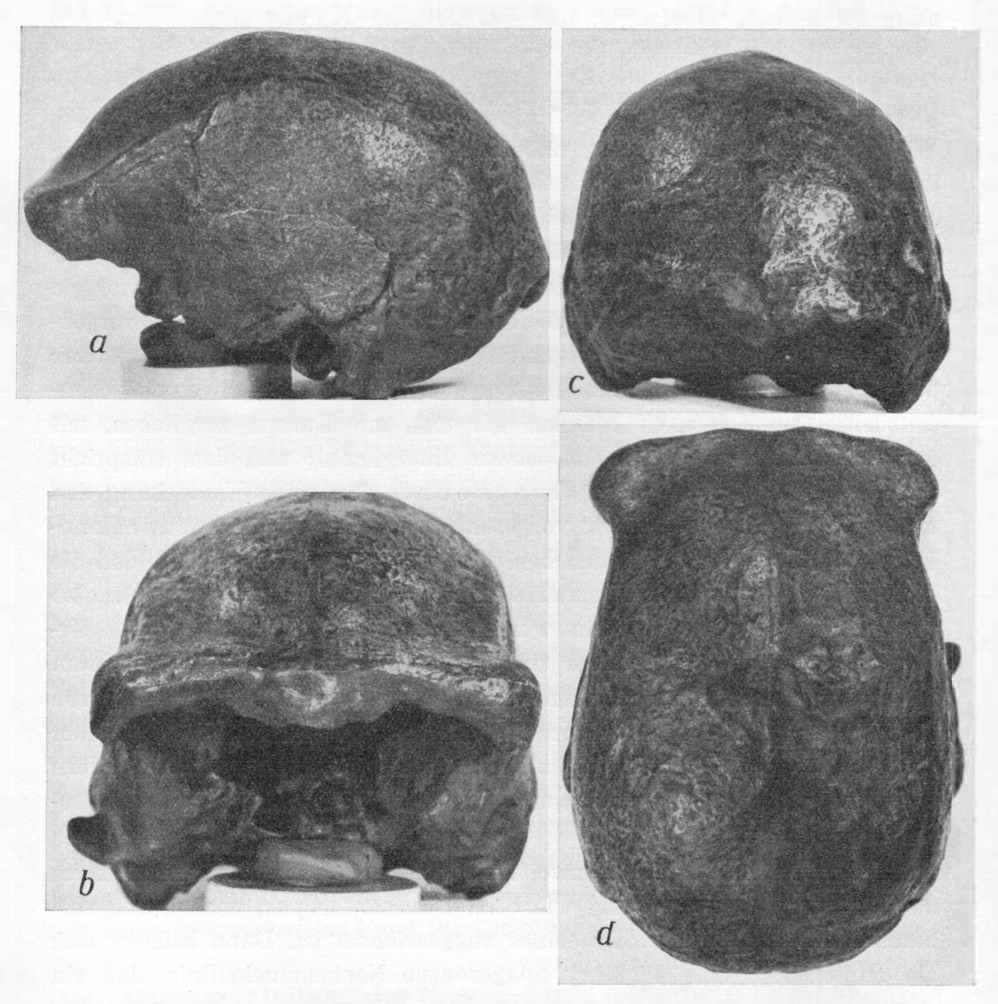


Abb. 29. Der Neandertalerähnliche Schädel von Ngandong auf Java (Schädel XI). (Photo nach Abguß.)

als etwas Besonderes empfindet. Da aber diese allgemeingültige Urmenschenschädelform sich bei den Hauptrassen der modernen Menschheit nicht wiederfindet, so ist es durchaus nicht von vornherein nötig, daß auf der ganzen Erde die neandertalerhafte Gestaltung als Ausgangspunkt vorliegen müßte. Es war ebenso nicht notwendig, daß die Köpfe dieser eiszeit-

lichen Java-Bewohner wieder so neandertalerhaft groß sind. Sie übertreffen sogar in ihren Ausmaßen die größten Neandertaler Europas so sehr, daß sie überhaupt die größten Menschenschädel sind. Als größtes Längenmaß messe ich am Abguß 221 mm. Moderne Schädel, die über 210 mm hinausgehen, sind außerordentlich selten. Die Ngandong-Funde überschreiten also mindestens das Maß von 220 mm. Es kommt natürlich hier auf 1 mm mehr oder weniger nicht an, und wenn einmal auch unter der heutigen Menschheit ein als nicht pathologisch anzusprechender Schädel diese Ausmaße erreicht, so ist das kein Widerspruch gegen die Feststellung, daß die Ngandong-Schädel die größten sind, weil schon aus den wenigen Funden hervorgeht, daß ihre Maße keine Ausnahme waren, sondern ihrem Typus entsprachen. Wenn hier viel auf die starke Knochenbildung kommt, so ist doch der Gehirnraum entsprechend groß — also wieder eine Feststellung, die wir schon beim europiden Neandertaler gemacht haben. Daß das jedoch auf der ganzen Erde um diese Zeit des mittleren Altpaläolithikums so war, ist durchaus nicht von vornherein selbstverständlich.

Die Schädelkurven der Ngandong-Menschen liegen in ihrem allgemeinen Verlauf in der Variationsbreite des Neandertalers. Darin kommt schon zum Ausdruck, daß die Schädelhöhe gering ist im Verhältnis zur Schädellänge, wenn sie auch in ihren absoluten Maßen innerhalb unserer Variationsbreite liegt. Das Wichtigste in der Beurteilung der Schädelhöhe ist, wie ich früher schon einmal ausgeführt habe, nicht das Höhenmaß in Millimetern, sondern vielmehr die Verteilung der Höhenabschnitte, die durch die Längslinie des Schädels gebildet wird. Die Linie Glabella—Opisthocranion teilt die Höhenlinie Basion—Bregma beim modernen Menschen im Verhältnis 1 : 3 oder 1 : 4, und zwar so, daß der kleinere Abschnitt unterhalb der Längslinie liegt. Bei den anthropoiden Affen ist umgekehrt der untere Abschnitt noch größer als der obere. Dann zeigt sich auf dem Weg über Pithecanthropus und Neandertaler ein ganz allmählicher Übergang zum modernen Menschen. Dabei muß zwangsläufig auf der Anthropus-Stufe der Schädel eine Form haben, bei der das Verhältnis Schädelhöhe zu Schädellänge (der Längenhöhenindex) mit 57 ein so niedriges Maß erreicht, wie es weder die Menschenaffen noch irgend welche modernen Menschen besitzen. Der Grund liegt darin, daß die Ausbildung der Schädellänge der der Schädelhöhe weit vorauseilt. So kommt es, daß beim Pithecanthropus die Schädelhöhe nicht viel größer als die halbe Schädellänge ist. In allmählicher Entwicklung, bei der der Neandertaler eine gute Zwischenstufe einnimmt, verschiebt sich das Verhältnis so, daß in der modernen Menschheit ein Index von 75 (d. h. also, die Schädelhöhe beträgt ¾ von der Schädellänge) gering ist und daß Zahlen von 90% erreicht werden können. Auch bei dieser Betrachtung liegen die Ngandong-Schädel ganz

im Neandertaler-Kreis. Die absolute Schädelhöhe beträgt ca. 124 mm, das sind ca. 60% der Schädellänge; die Schädelhöhe wird durch die Längslinie im Verhältnis von 1 : 1,7—1,9 (2,2) geteilt. Auch was sonst an den Gehirnschädeln vom Solo River zu erkennen ist, stimmt mit unseren Kenntnissen vom Homo primigenius überein. Der Stirnwulst ist sehr stark ausgebildet, die Warzenfortsätze sind klein. Der Übergang zum Gesicht in den Augenhöhlen bietet ebenfalls nichts Neues. Leider sind Gesichtsteile und andere Skelettknochen bisher noch nicht gefunden worden. Unsere Rassendiagnose hat sich also auf die erhaltenen Gehirnschädel zu beschränken. Daß unter den Schädeln auch der eines Kindes (Nr. II) gefunden ist, der ebenfalls unseren bisherigen Kenntnissen entspricht, sei noch mit erwähnt. Die Bruchstücke sind zu klein, um Genaueres darüber zu sagen; jedenfalls finden wir auch hier, daß der kindliche Schädel mit seiner höheren Stirnbildung menschlicher zu sein scheint als der der Erwachsenen.

Da mir die ganze Ngandong-Serie im Abguß vorliegt, lohnt es sich, einige genauere Daten darüber bekannt zu geben*). Als Kalvaria erhalten

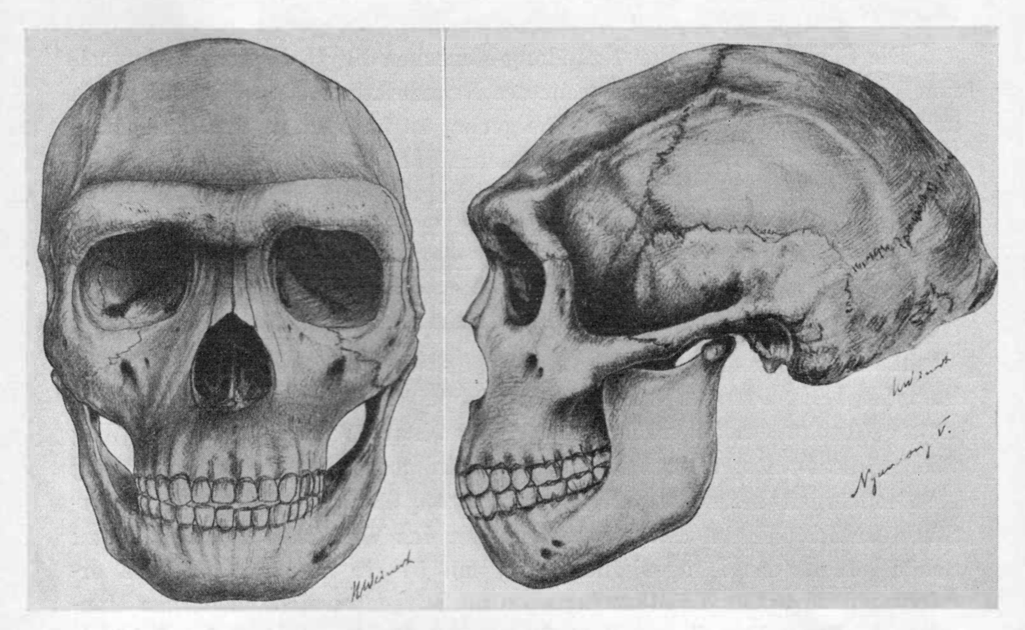


Abb. 30. Rekonstruktion des größten Ngandong-Schädels (Nr. V); ergänzt ist das Gesichts-Skelett. (Rek. von Weinert.)

sind die Schädel Nr. I, V, VI, IX, X, XI. Der kleinste ist Nr. VI mit einer Länge von 192 mm und einer Breite von 148 mm. Der größte ist der bereits zitierte Nr. V, der entsprechend 221 und 157 mm mißt. Bei allen liegt die größte Schädelbreite auf der Crista supramastoidea. Die Indices aller

*) Maße und Kurven nach G. Hasse-Kiel.

Schädel variieren zwischen 71 und 79,9, also rund zwischen 70 und 80. Der Schädel Nr. XI hält mit 201,5 mm Länge und 151,5 mm Breite (Index 75,2) sehr gut die Mitte. Ich habe den größten Schädel Nr. V als Grundlage für die in der Zeichnung beigefügte Rekonstruktion benutzt, um zu zeigen, zu welcher geradezu ungeheuerlichen Größe die Köpfe dieser Urmenschen sich entwickelt haben*).

Die dicken Knochenwülste legen es natürlich nahe, zum Vergleich den Rhodesia-Mann von Broken Hill heranzuziehen; aber dessen Hyperostosen geben nur einen recht äußerlichen Vergleichsanhalt. Die Ngandong-Schädel zeigen doch eine in sich geschlossenere und natürlichere Form; trotzdem wird das Gesichtsskelett ähnlich wie beim Broken-Hill-Mann zu rekonstruieren sein; dazu bietet ja die neandertalide Grundlage genügend Veranlassung. Fraglich bleibt die Form des Unterkiefers, die uns noch durch keinen Fund belegt ist. Ein ausgebildetes Kinn kann ich mir am Ngandong-Schädel nicht gut vorstellen.

In den Kurven passen alle Ngandong-Schädel so gut zusammen, daß man bei der Übereinanderzeichnung glauben könnte, den Schnitt durch einen einzigen Schädel vor sich zu haben. Das ist ja nur der graphische Ausdruck für die bereits zitierte Ähnlichkeit der ganzen Ngandong-Gruppe. Die Schädelhöhe ist bei der Zerschlagung der Schädelbasis für die meisten Ngandong-Stücke nicht sicher bestimmbar; sie schwankt im allgemeinen zwischen 120 und 125 mm. Nur der größte Schädel Nr. V erreicht mit etwa 130 mm die Höhe des Rhodesia-Mannes.

Auch die Horizontalkurve durch die Ngandong-Stücke ist auffällig und erinnert an Broken Hill, ohne jedoch dessen ganz ausgefallene Kurvenform zu erreichen. Das ist wieder nur ein Ausdruck dafür, daß die gesamte starke Supraorbital-Torus-Bildung ohne besondere Hyperostose einen organischeren Eindruck macht als bei dem Südafrika-Schädel. Trotzdem bieten auch die Javaner mit ihrem geraden Überaugendach und der sehr starken Einziehung hinter den Augenhöhlen einen seltsamen, urtümlichen Eindruck.

Die übrigen Stücke Nr. III, IV, VII und VIII bestätigen das, was die erhaltenen Kalvarien zeigen. Es sind meistens Stirn- und Scheitelbeine, die nach dem Zerschlagen noch zusammengehalten haben, während das Hinterhauptsbein verloren gegangen ist.

Die wichtigste Schlußfolgerung für unser Problem konnte bereits beim Pithecanthropus gezogen werden und ist hier nur sinngemäß fortzusetzen. Sie bezieht sich also auf die Möglichkeit, bei den Ngandong-Urmenschen auf spezielle Vorläufer der heutigen australischen Rasse zu schließen. Beim Pithecanthropus war die flache Stirnbildung nichts Auffälliges. Da sie bei den schimpansoiden Vorläufern wahrscheinlich noch ausgeprägter

*) Auch diese Rekonstruktionsplastik ist vom Museum am Dom / Lübeck zu beziehen.

war, wäre der Pithecanthropus als Affenmensch nur die folgerichtig zu erwartende Weiterbildung gewesen. Jetzt in der zeitlich späteren Stufe beim Neandertaler Urmenschen ist die Flachheit der Stirn aber deswegen Rassenmerkmal, weil wir sie bei anderen Primigenius-Schädeln nicht haben und weil sie andererseits bei Ngandong uns bei allen Schädeln begegnet. Selbst wenn wir die heutigen Australier als Endpunkt der angenommenen Entwicklung nicht hätten, würden wir bei den Solo-Schädeln doch so lange von einer speziellen Rassenausbildung sprechen müssen, wie wir nicht die Belege für eine größere Variationsbreite besitzen. Da nun aber noch dazukommt, daß bei den nächsten folgenden Rassenkarten wieder die gleiche Eigentümlichkeit auftritt, haben wir also hier wohl berechtigten Anlaß, an eine Entwicklungslinie zu denken, die bis zur heutigen Menschheit durchgeht.

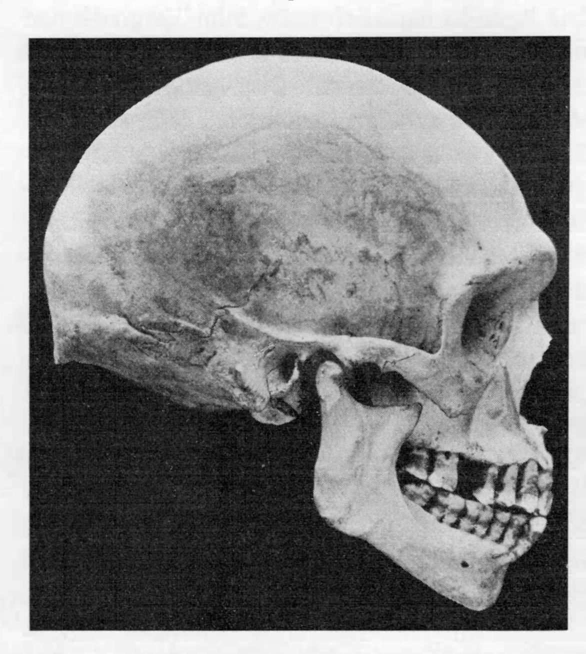


Abb. 31. Schädel eines modernen Australiers zum Vergleich mit den Ngandong-Schädeln.

Daß auch geologische Bedingungen und alles, was wir unter Biodynamik im Sinne von v. Eickstedt zusammenfassen können, den Entwicklungsgang zur australischen Rasse denkbar machen, war ja bereits beim Pithecanthropus ausgeführt worden. Es kann hier noch hinzugefügt werden, daß jedenfalls keine andere moderne Rasse diesen Bedingungen entsprechen würde; es wäre doch immerhin auffällig, wenn die morphologische Reihe, die sich ja auch geologisch und paläontologisch so gut einfügt, nur auf einem sonderbaren Zufall beruhen sollte.

An Vorläufer zu den heutigen Malaien ist auf keinen Fall zu denken. Im letzten Abschnitt ist bei der Besprechung der malaiischen Rasse darauf noch einmal zurückzukommen. Auch zur großen asiatischen Hauptrasse bestehen keinerlei Beziehungen. Wir befinden uns also unbedingt noch an der mittleren Rassenlinie; eine Abzweigung in die australische Rasse ist bei unserer Auffassung deshalb kein Widerspruch, weil die Australier selbst ja an diese mittlere Linie gestellt werden müssen.

Wenn nun, außer bei dem Australier, sich in der ganzen heutigen Menschheit keine Formbeziehungen zum Ngandong-Typus finden lassen, so gibt es doch noch einen Fund, der an diese javanische Urmenschheit erinnert, obwohl er geographisch sehr weit von ihr getrennt ist. Das ist der Rhodesier von Broken Hill in Südafrika, der als letzter außereuropäischer Urmenschentyp noch zu besprechen übrig bleibt.

Broken Hill-Schädel von Rhodesia

Dieser bereits in anderer Verbindung genannte südafrikanische Schädel- oder Skelettfund, als Homo rhodesiensis in die Literatur eingeführt und als Mann von Broken Hill nach dem Fundort bezeichnet, ist in mehrfacher Weise für unser ganzes Problem heranzuziehen, ohne daß wir in der Lage sind, auf die verschiedenen Fragen eine alle befriedigende Antwort zu geben. Als Schädelfund, dem allerdings der Unterkiefer fehlt, ist das Stück, sowohl auf seinen Erhaltungszustand wie auch auf seine ganze Form hin, eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer Urmenschensammlung, der man gar nicht ansehen kann, wie wenig sie unser Wissen wirklich fördert. Denn auf alle Fragen, zu denen uns dieses Fossil zwingt, läßt sich niemals eine Antwort geben, gegen die nicht etwas einzuwenden wäre.

Der Schädel wurde 1921 in der Broken-Hill-Mine in Rhodesia (Südafrika) gefunden. Als ganzes Stück konnte er, zwar mit Salzen inkrustiert, doch sonst so wenig verletzt gehoben werden, daß die spiegelbildliche Ergänzung des Calvariums mit völliger Sicherheit vorgenommen werden konnte. Wie die spätere Diagnose auch ausfallen mag, es bleibt doch auf jeden Fall bestehen, daß der Schädel in seiner Form mit keinem anderen Fund zu verwechseln ist. Um so bedauerlicher ist es, daß die Fundumstände keine eindeutige Schlußfolgerung auf sein geologisches Alter und damit auf seine phyletische Stellung zulassen. Die Lagerung in 20 m unter der Oberfläche besagt nichts, weil sich über dem Schädel in der Mine ein Schacht befand, durch den selbst noch in jüngster Zeit alles Mögliche hinunterfallen konnte. Dementsprechend waren auch die Begleitfunde: Es wurden Skeletteile gefunden von mehreren Personen, von denen einzelne Gliedmaßenknochen (Femur) ihrem Aussehen wie auch ihrer Größe und Stärke nach sehr wohl zu dem Schädel gehören konnten. Ihrem Bau nach erwiesen sich diese Stücke jedoch als rezent, was früher als ein großes Hindernis für die Zusammengehörigkeit oder für ein höheres geologisches Alter angesehen werden mußte. Auch Tierknochen rezenter Fauna fanden sich in der Grube; schließlich noch ein Mühlstein, wie er bei den Hereros in Gebrauch ist. Das sind alles keine schönen Zutaten zu einem Urmenschenschädel. Die Annahme, daß das kleine runde Loch im

linken Schläfenbein vielleicht von einem modernen Stahlmantel-Geschoß herrühren könnte, wozu auf der rechten Schädelseite das abgesprengte Stück als Ausschuß zu deuten wäre, hat sich gleichfalls nicht beweisen lassen, so daß die nicht leicht glaubhafte Annahme, wir hätten hier ein außergewöhnlich primitiv gestaltetes Individuum rezenter Menschheit vor uns, bei weiteren Schlußfolgerungen doch wohl auszuscheiden hat. Unterstützt konnte diese Ansicht, die ja auch ohne die Geschichte vom Stahlmantelgeschoß vielleicht möglich gewesen wäre, durch den Zustand der Zähne werden, über die bereits schon vorher gesprochen war. Es kommt noch hinzu, daß die englischen Fachleute auf weitere Zerstörungen eitriger Abszesse in der Oberkiefer- und Temporalregion hingewiesen haben; damit wird auch das bereits genannte Loch im linken Schläfenbein erklärt. Die Behauptung, daß solche Vereiterungen bei diluvialen Menschen nicht hätten vorkommen können, ist jedenfalls so gestützt, daß man allein daraus den Broken-Hill-Schädel nur für eine rezente Menschheitsstufe in Anspruch nehmen könnte. Aber es ist ja die Zahnfäule nicht das Einzige, was gegen den diluvialen Homo rhodesiensis einzuwenden ist.

Schon der erste Bearbeiter, Smith Woodward, sah sich veranlaßt, das Fundstück in eine Postneandertaler-Stufe einzureihen; damit sollte gesagt sein, daß die neandertaloiden Züge hier keineswegs zu verkennen wären, daß aber alles in allem vielerlei gegen ein letzteiszeitliches oder gar letztinterglaziales Alter spricht. Als selbstverständliche Voraussetzung bei diesen Erörterungen muß natürlich gefordert werden, daß der Schädel bei einer Beschreibung oder bildlichen Darstellung richtig in die Ohr-Augen-Ebene eingestellt wird; denn das ganz urtümliche Aussehen wird vor allen Dingen durch die überstarken Supraorbital-Wülste erreicht. Diese äußerst extreme Bildung hatte ja anfangs weniger kritische Berichterstatter schon zu der Annahme veranlaßt, es läge hier der Schädel eines Gorilla-Affenmenschen vor, also eines Pithecanthropus, der nicht vom Schimpansen, sondern vom Gorilla herkäme. Solche Unklarheiten brauchen heute nicht mehr widerlegt zu werden. Für unser Problem kommt nur die Frage in Betracht, wie weit der Supraorbitaltorus mit der bekannten Neandertaler-Form in Einklang zu bringen ist. Hinsichtlich der Knochenauflagerung geht der Broken-Hill-Schädel über alle Neandertaler hinaus; aber andererseits ist der Wulst bei ihm doch nicht so ein einheitlicher Torus, wie wir es hauptsächlich vom La-Chapelle-Schädel her kennen. Die größte Dicke liegt nicht im Glabellarteil, sondern in der Mitte der Augenhöhlen, und seitlich davon zeigt sich eine immerhin schon sichtbare Abflachung, die das moderne Trigonum supraorbitale hervorruft. An der seitlichen Augenhöhlen-Begrenzung, an der Jochbein-Naht, hört die Hyperostose ganz plötzlich auf, anders als beim europäischen Neandertaler, wo der ganze Supraorbitaltorus gleichmäßig am äußeren Augenrand verstreicht. Man würde

beim Neandertaler gar nicht darauf kommen, den Supraorbitaltorus als eine Hyperostose zu bezeichnen; jedoch auch dieser Einwand ist wieder kein Beweis gegen hohes Alter, da wir ja durchaus nicht wissen, ob nicht im Diluvium Südafrikas eine so ausgebildete Menschenform gelebt haben kann.

Die starke Überverknöcherung sehen wir auch am Torus occipitalis, so daß der ganze Schädel durch diese Hinterhauptsbildung wieder ein harmonisches Aussehen erhält. Daß dazu stark ausgebildete und hoch heraufreichende Temporallinien gehören, ist selbstverständlich. Es fehlt zur Abrundung dieses Bildes aber eine entsprechend übermäßig ausgebildete Crista mastoidea, so daß wir nicht wie beim Pithecanthropus und Sinanthropus die vom Jochbogen herkommende, um das ganze Hinterhaupt herumlaufende Leiste vorfinden. Andererseits liefert die Torusbildung an Stirn und Hinterhaupt ein Verhältnis der inneren zur äußeren Schädellänge, wie wir es noch nicht einmal beim Pithecanthropus haben. Am Original maß ich für die äußere Schädellänge des Rhodesiensis 210 mm. Durch die ausgebrochene rechte Schädelwand war auch die Feststellung der inneren Länge möglich; sie stellte sich auf 171 mm und ergab damit einen Innen-Außenlängenindex von 81,4. Das ist eine Zahl, wie wir sie noch bei dem Schimpansen antreffen; Pithecanthropus und Sinanthropus haben 84, die Neandertaler schwanken um 86 und urtümliche rezente Rassen um 89—90. Es ist also ausgeschlossen, diese sonst phyletisch sehr gut passenden Indexzahlen für den Rhodesia-Menschen zu gebrauchen. Die äußere Schädellänge würde sich ganz wesentlich ändern, wenn man die schon als Hyperostosen bezeichneten Tori abhobelte.

Immerhin liegt in dem genannten Index ein primitives Kennzeichen, das auch nicht hinweggedeutet werden darf. Selbst an der Schädelinnenwand erweisen sich die wenig deutlichen Impressionen für die Arterie meningeae als primitiv; dasselbe zeigen auch andere für das Gehirn erkenntliche Ausbuchtungen des Schädelinnerns. Der früher von mir als modern menschlich bezeichnete Verlauf des oberen Temporal-Schuppenrandes darf nach dem Steinheimer Fund nicht mehr als schlechthin rezent bezeichnet werden.

Auch am Gesichtsskelett kommt man zu keiner Klarheit. Es fehlen die Fossae caninae, so daß im Transversal-Schnitt durch die Foramina infraorbitalia das neandertaloide Spitzgesicht entsteht. Die Nasenöffnung, die Supranasal-Gruben und die Prognathie des Oberkiefers sind ebenfalls dem Neandertaler entsprechend ausgebildet. Auffällig ist nur die große Höhe des Gesichtes, die man erst dann richtig sieht, wenn man einen dazu passenden Unterkiefer am Schädel anbringt. Um zu zeigen, daß derselbe Eindruck erreicht wird, wenn man bei Einstellung in die Ohr-Augenebene einen ganz primitiven oder einen modernen Unterkiefer einsetzt, habe ich

den Versuch einmal mit dem Unterkiefer von Mauer und ein anderes Mal mit dem eines modernen Melanesiers gemacht; die vier Bilder zeigen die Wirkung. Beide Vorderansichten ergeben eine Gesichtslänge, die befremdend wirkt, an der aber nichts hinwegzudeuten ist, da die Seitenansichten die Richtigkeit der Einstellung beweisen (s. Abb. 21).

Auf die Möglichkeit, dadurch den ganzen Rhodesia-Unterkiefer wieder zu rekonstruieren, wurde bereits beim Pithecanthropus-Kapitel hingewiesen. Ich glaube, die Entscheidung ist weitgehend Geschmacksache. Beide Versuche wirken in der Symphysen-Region (auf die es hier ja nur ankommt) durchaus harmonisch. Der im ganzen prognathe Heidelberger Kiefer ergibt eine sehr wohl mögliche Urmenschenschnauze. Aber auch die alveolare Prognathie des Melanesiers reicht vollkommen aus, um den Rhodesia-Mann zu ergänzen. Daß der Ast des Unterkiefers von Mauer für den Jochbogen zu breit ist, ist ebenso nebensächlich wie die zu große Schmalheit des melanesischen Kiefers. Es ist leicht, sich die Broken-Hill-Mandibula in dieser Beziehung als zwischen den beiden Versuchsobjekten liegend zu ergänzen.

Auf weitere Einzelheiten in der anatomischen Bewertung des Rhodesia-Schädels soll hier nicht länger eingegangen werden. Es genügt die nochmalige Feststellung, daß man doch nicht für die eine oder andere Meinung überzeugen kann; vorausgesetzt, daß man selber überhaupt nur *eine* Schlußfolgerung für möglich hält. Ob also der Rhodesier ein Vor-Neandertaler aus der Stufe des Heidelbergers oder Steinheim-Menschen ist, ob er uns vielleicht den sonst vergeblich gesuchten Neandertaler Afrikas darstellt (etwa in ähnlicher Form wie der Ngandong-Mensch auf Java) oder ob wir in Rhodesia nur eine spätere Menschheitsform mit stark neandertaloiden Zügen vor uns haben; eine Schlußfolgerung müssen wir aus allem ziehen: ein Vorläufer der heutigen Negerrasse ist in ihm *nicht* zu erkennen.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß bei einem evtl. sehr hohen Alter des Rhodesia-Mannes der Fund ein Individuum darstellt, das nicht irgendwie in der Ahnenreihe späterer Neger stehen könnte. Denn auch der Neger muß ja, wie alle anderen heutigen Rassen, seine Vorfahren wenigstens auf die Anthropus-Stufe der Menschheit zurückführen. Aber der Rhodesia-Schädel ist in mancher Beziehung gerade das Gegenteil von dem, was zu einem Neger gehört. Die starke Interorbitalbreite, die evtl. genannt werden könnte, paßt sich beim Broken-Hill-Schädel ganz harmonisch der starken Gesichtsform an. Alles in allem ist er doch der Gestalt nach ein Urmenschen-Schädel, der nur in die mittlere Rassenlinie gehört. Selbst sein Fundort brauchte nicht in Afrika zu liegen; er zeigt uns nur, daß die Neandertal-ähnliche Menschheitsform wirklich über die ganze erreichbare Alte Welt verteilt und hier bis zur Südspitze Afrikas gekommen war. Daß der Rhodesia-Mann ein seltsam gestaltetes Individuum wäre, das, gleichgültig wann,

aus dem Kreis seiner Zeit herausfiele, wäre eine Annahme, die in einer stammesgeschichtlichen Erörterung nicht als Beweis aufgeführt werden darf.

Damit wollen wir also annehmen, daß der Mann von Broken Hill ein Typus seiner Zeit ist; aber wenn wir ihn so als Leitfossil gebrauchen, dann müssen wir uns doch weiterhin darüber klar bleiben, daß alle Schlußfolgerungen Arbeitshypothesen auf lediglich hypothetischer Grundlage sind. Es wäre sehr erfreulich, wenn wir noch einmal den Nachweis erbringen könnten, daß wir hier wirklich ein Leitfossil menschlicher Entwicklungsgeschichte haben; das würde bedeuten, daß der Homo rhodesiensis der Neandertaler Afrikas ist. Diese Erledigung des ganzen Problems ist schon häufiger vorgebracht worden, so daß man darüber vergessen könnte, daß es nur eine gewünschte Annahme ist. Man kann der Form nach natürlich den Rhodesier (wie Weidenreich es tut) hinsichtlich seines geographischen Fundortes als Homo primigenius africanus bezeichnen; dann ist der europäische Neandertaler der Homo primigenius europäus, und im Ngandong-Menschen von Java hätten wir einen Homo primigenius asiaticus. Es mag daran erinnert sein, daß wir somit, im Namen wenigstens, alle denkbaren Neandertaler zusammen hätten. Die Funde von Java liegen zwar als Leitfossile für den Kontinent „Asien" etwas sehr weit ab, aber das trifft für die anderen schließlich auch zu. Südfrankreich oder gar Gibraltar liegen ebenso an einer kontinentalen Ecke wie Broken Hill. Und schließlich ist uns für die Rassengeschichte diese Ausdehnung an die überhaupt erreichbaren Punkte wesentlich interessanter, als wenn alle Funde zentraler gelegen wären. Man würde höchstens für den asiatischen Neandertaler noch einen Fundplatz in Nord-Ostasien erwarten. Und da wir bei Peking die neandertal-ähnlichen Sinanthropus-Schädel haben, ist ja eigentlich auch diese Gegend als die letzte vierte Ecke der Alten Welt gekennzeichnet. Amerikanische und australische Neandertaler haben wir nicht zu erwarten. Vergleichen wir die Primigenius-Formen miteinander (unter der Voraussetzung, daß wir den Rhodesier mit hinzunehmen dürfen), dann liegt die größere Übereinstimmung zwischen den drei Gruppen sicher zwischen Rhodesia und Ngandong. Was beide miteinander verbindet, ist in der Hauptsache ja wohl die starke Torusbildung, wodurch der ganze Schädel knochiger und derber erscheint. Demgegenüber ist selbst der Mann von La Chapelle gerundet und glatt. Die länglich schmale Form des Hinterhauptsloches haben wir bei allen drei Typen.

Hyperostosen sind an sich kein gutes Merkmal, um stammesgeschichtliche Verbindungen darauf zu begründen. Sie können auch heute bei sämtlichen Rassen auftreten, außerdem scheinen sie dominant erblich zu sein, so daß die gleichmäßige Bildung bei den Ngandong-Schädeln, wie bereits beschrieben, bestimmt auf engere Verwandtschaft hindeutet. Trotzdem konnte es ja möglich sein, daß die mitteleiszeitlichen Bewohner Javas alle

mehr oder weniger ähnliche Tori an Stirn und Hinterhaupt gehabt haben. Wirkliche Übereinstimmung zwischen Ngandong und Rhodesia besteht aber nur hinsichtlich des Occipitaltorus. Die Überaugendächer zeigen doch wesentliche Verschiedenheiten. Beim Rhodesier haben wir den geschwungenen Verlauf des Supraorbitalwulstes, der sich vom europäischen Neandertaler hauptsächlich durch die Verlagerung der größten Dicke über die Augenmitte unterscheidet. Bei dem Südafrikaner paßt sich jedoch die ganze Bildung nicht so harmonisch dem Schädel an, wie beim Europäer.

Neben beiden fällt der Ngandong-Mensch mit seinem gradlinigen Torus wieder als etwas Besonderes auf. Der erinnert einerseits stark an den Pithecanthropus und läßt nach der anderen Richtung hin schon die Form des Australiers ahnen. Der primitiv-gradlinige Verlauf des oberen Schläfenschuppenrandes vereinigt wieder mehr La Chapelle und Ngandong. Eine endgültige Erklärung, daß sich zwei von diesen Menschentypen näher stehen als dem dritten, läßt sich also wohl überhaupt nicht geben. Vor allen Dingen fehlt uns bei den Java-Schädeln bisher das Gesicht. Man könnte daher hier nur schwer voraussagen, in welcher Weise die Gesichtsbildung dem Broken Hill-Schädel mehr ähneln müßte als dem von La Chapelle; denn wir dürfen ja nicht vergessen, daß wir aus Südafrika nur das eine Fundstück besitzen, das uns bestimmt, wenn nicht eine extreme, so doch eine stark ausgeprägte Form zeigt. Ob danach bei anderen Individuen die Nase wieder so flach, das ganze Gesicht aber so hoch wäre, ist eine Frage, die keinesfalls sicher mit Ja beantwortet werden kann.

Eine Zusammenstellung der südlichen Fossilfunde gegenüber denen aus Europa hätte also nicht viel mehr Wert als eine Vermutung. Wichtiger ist das Gemeinsame, das alle drei miteinander verbindet: Trotz der Einzelunterschiede ist es die „Urmenschen“-Form; und die berechtigt uns durchaus, vom Neandertaler Typus in Europa, in Afrika und in Süd-Ostasien zu sprechen.

Neandertaler-Problem

Mit der letzten Feststellung kommen wir von selbst wieder zu dem alten Neandertaler-Problem, das jetzt aber nur kurz behandelt werden kann. Es wird nach allen unseren neuen Funden doch wohl niemand mehr den Gedanken vertreten können, daß „der Neandertaler“ im weitesten Sinne nicht in die Ahnenreihe der modernen Menschenrassen gehöre. Dem Menschen des letzten Interglazials stand der Länderblock der Alten Welt zur Verfügung; und den hat er für sich in Anspruch genommen, soweit menschliches Leben auf ihm möglich war. Die Kultur dieses Neandertalers läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß er bereits zur Seefahrt fähig war. Darum schied die Entdeckung Australiens und des Pazifischen Archipels für ihn aus. Amerika hätte nur über Alaska erreicht werden können. Australien

und die Inselwelt des Stillen Ozeans zeigen uns selbst, daß unsere Vermutung richtig ist; der Weg nach Nordamerika wäre vielleicht in einer Interglazialzeit möglich gewesen. Die vorliegenden Funde bestätigen aber doch die Ansicht, daß zu der fraglichen Zeit auch dieser Weg dem primitiven Menschen nicht gangbar war. Es macht jedenfalls nicht den Eindruck, daß wir hinsichtlich der Erstentdeckung Amerikas durch den Homo sapiens noch einmal umlernen müssen. Neuere Untersuchungen Hrdličkas, auf die in dem betreffenden Kapitel eingegangen wird, ergeben dasselbe Resultat. Fossile Schädel Amerikas gehören zum Homo sapiens; und andererseits zeigen uns neandertaloide Schädelbildungen — wie der des Piegan-Indianers — was für urtümliche Formen in rezenter Zeit noch vorkommen können (s. Abb. 94).

So bleibt uns für das Neandertaler Problem der alte Länderblock mit Europa, Asien und Afrika. Und nach den vorliegenden Funden ist es also ausgeschlossen, daß der direkte Vorläufer der Homo sapiens-Rassen sich irgend wie unseren suchenden Blicken bisher entzogen hat; ebenso ausgeschlossen wie der andere Gedanke, daß ein einzelner Schädel — Steinheim an der Murr — mit einigen rezent erscheinenden Zügen innerhalb seiner neandertaliden Umgebung der gradlinige Vorläufer des Homo sapiens sein könnte. Solange man den Neandertaler nur aus dem westlichen Europa kannte, war die Fragestellung nach seinem Verbleib sehr wohl gerechtfertigt. Dann wäre leichter mit der Möglichkeit zu rechnen gewesen, daß andere Länder andere Menschen beherbergt hätten, die besser in unsere Ahnenreihe hineinpaßten. Aber die Suche danach ist erfolglos geblieben; was als Homo „sapiens" bestimmt und dann in alte Schichten angesetzt worden ist, hat der Prüfung nicht standgehalten. Und man könnte sich danach wohl damit abfinden, daß ein vollständiger Homo sapiens entwicklungsgeschichtlich im frühen Diluvium undenkbar ist. Anders ist es noch, wenn ein solcher Fund Merkmale an sich hat, die zum Teil sehr primitiv sind, andererseits aber auch über den Neandertaler hinausgehen und die Diagnose „Homo sapiens" verlangen. Das träfe also für den Piltdown-Fund zu, der als „Eoanthropus" anerkannt werden könnte, wenn alle Fundumstände es wirklich verlangen. Daß das m. E. bei Piltdown nicht der Fall ist, ist genügend begründet worden. Sollten aber die Verfechter eines „Eoanthropus" mit ihrer Ansicht noch einmal Recht behalten, dann wäre das ganze Problem dadurch nicht gelöst, sondern nur noch verwickelter geworden. Man würde doch niemals auf den Gedanken kommen, daß im nordwestlichsten Zipfel der Alten Welt, der heute „Insel England" heißt, eine Frühform des Homo sapiens gelebt hätte, während die übrige bewohnbare Erde von der Neandertaler Form besiedelt wäre. Denn dann hätte nicht nur der europäische Neandertaler, sondern der altweltliche Neandertaler (und das bedeutet die Gesamtheit) nachkommenlos aussterben müssen, um der neuen Ausbreitung vom

jetzigen England her Platz zu machen. Dagegen spricht neben allem anderen auch wieder die Tatsache des Einzelfundes.

Das alte Neandertaler Problem lautet heute anders als vor 20 Jahren. Die Neandertaler-Stufe in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit kann nicht mehr geleugnet werden. Die Frage geht jetzt dahin, wie weit die einzelnen Gruppen dieser Stufe mit den Rassen des Homo sapiens in phyletischer Verbindung stehen. Daß solche stammesgeschichtlichen Verknüpfungen vorliegen müssen, ist also selbstverständlich. Es kann nicht alles aussterben und aus dem Nichts etwas Neues kommen; aber es ist nicht selbstverständlich, daß alle neandertaliden Gruppen (um noch nicht den Ausdruck „Rassen" zu gebrauchen) am weiteren Aufstieg der Menschheit teilgenommen haben. Am Beispiele der heutigen Rassen sehen wir, daß viele gar nicht fähig sind, die Weiterentwicklung, die wir „Aufstieg" nennen, mitzumachen. Das mag natürlich daran liegen, daß heute eine Hauptrasse kulturell einen so weitgehenden Vorsprung erreicht hat, der andere zum Zurückbleiben und Aussterben zwang. In dieser Schroffheit werden sich natürlich Kulturunterschiede früher nicht gezeigt und ausgewirkt haben; aber Kampf um das Dasein hat es immer gegeben, und er mußte letzten Endes auch immer bei der unterlegenen Gruppe mit dem Tode enden. Was Pulver und Geschütze in geschichtlicher Zeit bedeuteten, geschah genau so, als die ersten Fernwaffen im Kampf dem einfachen Stein und der Keule in der Hand gegenübertraten. Und es sind ja nicht nur die Waffen des eigentlichen Kampfes; „höhere" Kultur wirkt vernichtend auf primitive Lebensweise, wo beide aufeinanderstoßen. Schließlich ist rein vererbungsmäßig, auch ohne ausgesprochenen Kampf ums Dasein, ein Durchhalten aller Linien nicht gut denkbar; selbst dann nicht, wenn Kinderlosigkeit noch nicht so in Rechnung zu stellen war wie heute. Nach mehreren Generationsfolgen tritt doch irgend etwas ein, was das Fortbestehen dieser oder jener Linie unterbindet. Daß es also innerhalb der gesamten neandertaliden Menschheit nicht nur ausgestorbene Linien sondern auch Gruppen gab, kann gar nicht bezweifelt werden; es ist darum gar nicht notwendig, das bei unseren Erwägungen besonders in Rechnung zu stellen.

Doch wir haben bereits von „neandertaliden Gruppen" gesprochen; wir können jetzt ebensogut sagen: Neandertaler-Rassen. Eine zoologische Art, die so wie der mitteldiluviale Mensch über die ganze Alte Erde verbreitet war, kann wohl kaum nur in einer einzigen Rasse auftreten; und die Unterschiede, die wir an den Schädeln in Europa, in Afrika und in Asien finden, geben allein schon die Berechtigung, von Rassen zu sprechen. Nach dem Sprachgebrauch glücklicher Finder sind diese Rassenunterschiede ja sogar mit Artnamen wie „Neandertalensis", „Rhodesiensis" und „Soloensis" bezeichnet worden. Wir wissen, daß das, genau genommen, nicht richtig ist, und sehen in den Speziesnamen doch nur die Kennzeichnung verschiedener

Rassen. Aber diese Rassenunterschiede sind auf jeden Fall einmal erheblich größer gewesen, als es heute an dem übrig gebliebenen Knochenmaterial nachgewiesen werden kann. Die Rassen des Homo sapiens kennzeichnen sich durch Weichteile, durch Farbe und Form der Haare bedeutend mehr als durch Schädel- und Skeletteile. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß genau so wie heute auch früher schon klimatische Unterschiede schneller und intensiver diese leichter modellierbaren Organsysteme angegriffen haben als Knochen und Eingeweide. Aussagen können wir aber über solche frührassischen Unterschiede nichts. Es war ja schon bei der wiederhergestellten Rhodesia-Büste gesagt, wie weitgehend das an ihr angebrachte Kraushaar unsere Meinung beeinflußt. Vor solchen unbeweisbaren Hypothesen haben wir uns zu hüten, wenn wir ernsthaft über Fragen der Rassenentstehung etwas aussagen wollen. Bleiben wir dann bei den wirklich verwertbaren Tatsachen, so haben wir die Grundlage, daß die drei Kontinente — Europa, Asien und Afrika — von Urmenschen bewohnt waren und daß diese Bewohner rassische Unterschiede zeigten.

Und daran schließt sich nun die weitere Frage: Wie lassen sich diese erkennbaren Unterschiede mit den heute bestehenden Rassenformen in Beziehung bringen? Müssen wir jede Verbindung zum jetzigen Zustand als unerkennbar ablehnen, oder sehen wir umgekehrt bereits in der geographischen Verteilung die Vorläuferform zu der am gleichen Ort wohnenden rezenten Rasse? Oder ist schließlich nur die eine oder andere Diluvial-Gruppe ihrer Gestalt nach berechtigt, als Ahnenform einer Rasse zu gelten? Es ist natürlich nicht notwendig, daß solche möglichen Zusammenhänge schon an der Neandertal-Form erkenntlich sind; unsere Rassenkarten sind ja noch nicht abgeschlossen. Sollte also die geographische Verbindung zu Recht bestehen, so müßte die nächstfolgende Karte uns die Weiterentwicklung zum heutigen Ziele anzeigen. Würde das nicht möglich sein, könnte sogar die angenommene Beziehung aus der früheren Zeit wieder fraglich werden; sie ließe ja die Forderung verlangen, daß die bereits erkannten Rassenvorläufer aus der gleichen Gegend verschwunden, dann durch Fremdrassige ersetzt und schließlich doch wieder an ihren ehemaligen Wohnsitz gelangt wären. So etwas wäre natürlich nicht ganz ausgeschlossen, aber zur Begründung von Rassenbeziehungen kommt es einem doch wohl sehr gesucht vor.

Unser Urteil ergibt sich schon aus den Untersuchungen des vorigen Kapitels. Wenn wir von einer gemeinsamen neandertaliden Stufe überhaupt sprechen konnten, dann lag darin zugleich die Ablehnung einer dem heutigen Zustand entsprechenden Rasseneinteilung. Wir mochten die Bezeichnungen „Homo neandertalensis africanus“ und „Homo neandertalensis asiaticus“ annehmen; sie bedeuten in unserem Sinne aber nicht „Homo neandertalensis niger“ und nicht „Homo neandertalensis mongolicus“. Darin liegt

ein großer Unterschied, und er soll besonders betont werden für die, die beide Benennungen als gleichsinnig angesehen haben. Ich habe zwei Namen in diesem Zusammenhange nicht gebraucht, und zwar mit dem Bewußtsein, daß wir bei ihnen eine entsprechende Gleichsetzung nicht abzulehnen brauchen: „Homo neandertalensis europaeus“ kann m. E. wirklich gleichbedeutend mit „europid“ sein, im Sinne der weißen Rasse. Und wenn wir für Ngandong nicht „Homo neandertalensis asiaticus“ setzen, sondern „Homo neandertalensis australicus“, dann ist das eine Bezeichnung, die zwar geographisch unrichtig ist, weil ja der Mensch Australien noch nicht betreten hatte; aber andererseits ist es eine Benennung, deren phyletischer Sinn zu Recht bestehen kann.

Diese Berechtigung ist weniger in den fossilen Stücken gegeben als vielmehr in der Gestalt der heutigen Rassen. In Europa und in Australien leben die Menschenformen, die ich schon länger in die „mittlere“ Rassenlinie gestellt habe und zwar so, daß wir in Australien die urtümlichste Form dieser Linie, in Europa ihre oberste Spitze haben. Daß sich die anderen Angehörigen der mittleren Linie heute noch in die wirkliche Verbindungslinie zwischen Europa und Australien eingliedern und damit die schwarze Seitenlinie von der gelben trennen, mag an dieser Stelle schon erwähnt sein — zugleich mit der Frage, ob das auf Zufall beruht oder nicht.

Die Annahme der Beziehungen zwischen den fossilen Vertretern und den heutigen Rassen an den Endpunkten der mittleren Linie wären aber auch nicht haltbar, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, in den nachfolgenden Zeiträumen, d. h. also auf den nächsten Rassenkarten, ihre Weiterentwicklung zu den heutigen Formen als annehmbar hinzustellen. Das ist möglich! Wir haben zeitlich, geographisch und morphologisch die Verbindung; die entsprechenden Übergänge fehlen uns dagegen bei beiden anderen Rassenlinien, sowohl bei der negriden wie bei der mongoliden. Es wäre seltsam, wenn das auf Zufall beruhen würde. Es müßte uns dann die Natur in Europa wie auch in dem Australien gegenüberliegenden Festlandsgebiet Fossilfunde in die Hände gespielt haben, die so aussehen, als ob sie in die von uns geforderte Stammeslinie hineinpaßten, während sie in Wirklichkeit nur ausgestorbene Seitenlinien wären.

Wir nehmen bei dieser Fassung natürlich eine gewisse Rassen-Seßhaftigkeit an; das ist aber wohl auch niemals anders gedacht worden. Wenn wir den Rhodesia-Mann nicht als Urneger anerkannten, so sollte damit keineswegs gesagt sein, daß der Neger nicht in Afrika entstanden sein könnte. So weit brauchen wir die Annahme vorzeitlicher Rassenwanderungen nicht auszudehnen, daß wir überhaupt mit der Möglichkeit rechnen, der Ursprung der negriden Hauptrasse könne in Sibirien liegen, und sie sei erst in verhältnismäßig junger Zeit in die jetzige afrikanische Heimat eingewandert. Der Neger ist morphologisch wie physiologisch eine Wärme-

form der Menschheit, so wie der Mongole eine Kälteform ist. Hier war trotzdem nur festgestellt, daß die bisher behandelten Fossilien in Afrika wie in Asien noch keine erkennbare Beziehung zur heutigen dort ansässigen Hauptrasse hatten.

Die Frage, aus welcher Urmenschengruppe und an welchem Ort die Schwarzen und die Gelben entstanden sind, ist bisher ihrer Lösung noch nicht wirklich nähergeführt worden. Ehe darüber weiter geurteilt wird, müßte die nächste Zeitfolge mit ihrer entsprechenden Rassenkarte behandelt werden. Das Neandertaler Problem kann nun wohl damit abgeschlossen werden, daß wir bei der Gesamtheit der Neandertaler-Menschen kein Todeskreuz des Ausgestorbenseins anbringen dürfen, daß aber auch der europäische Neandertaler kein Argument zeigt, das ihn eindeutig aus der Stammeslinie ausschließt. Wie weit die uns durch Fossilfunde bekannt gewordenen Generationslinien in die heutige Menschheit hineinragen, kann niemand nachweisen. Es mag möglich sein, daß Neandertaler-Reste aus Frankreich nicht zu unseren Ureltern gehören, vielleicht sind aus dem Mittelmeergebiet andere Stämme nach Mitteleuropa gekommen; wahrscheinlich jedoch ist die Vermischung seit der damaligen Zeit so vor sich gegangen, daß keine Gruppe ganz auszuschließen und auch keine als alleiniger Ahne einzusetzen ist. Die Generationsfolge war auf jeden Fall lang genug, um heute schließlich das zu ergeben, was wir als den europäischen Homo sapiens bezeichnen.

Die Frage ist dagegen niemals nur mit dem Vergleich des letzten Interglazials und des Alluviums zu lösen. Wir brauchen Formen, die als Übergang in Frage kommen können; und die haben wir sowohl für Europa, als auch für Australien. Daß solche Übergangstypen noch nicht überzeugen müssen, wenn man sich durchaus nicht überzeugen lassen will, kann hier schon gesagt werden. Es kann immer wieder der Einwand gemacht werden, daß das, was wir „Übergang" nennen, nur das Ergebnis einer Bastardierung wäre. Es wird dabei aber stets vergessen, daß selbst eine solche Bastardierung den erblichen Zusammenhang nicht ausschließen würde. Denn selbst im Bastard lebt der eine Elter mit seinem Erbgut ebenso gut wie der andere. Man sollte von Rassenbastardierung nur dann sprechen, wenn einem beide Elternrassen bekannt sind. Das Einsetzen einer hypothetischen Rasse, die aus einer noch hypothetischeren Gegend eingewandert sein soll, kann zu einer Betrachtung nicht herangezogen werden, die sich auf die vorliegenden Tatsachen und ihre damit auch zu begründende Auswertung beschränken will.

Postneandertaler-Stufe

Wenn auch festgestellt wurde, daß Übergänge in einzelnen Merkmalen des Neandertalers zum eiszeitlichen Homo sapiens vorhanden sind, so kann

das doch nicht so aufgefaßt werden, als ob wir ganze Gruppen von Postneandertalern hätten. Es ist darum aus den verschiedenen Gründen nicht möglich, eine Rassenkarte für eine Postneandertaler-Stufe herzustellen.

Zunächst läßt sich eine Postneandertaler-Form nur schwer abgrenzen. Und alles, was wir bisher gefunden haben, läßt nur die Entscheidung dahin fallen, daß wir die Reste zum Homo sapiens rechnen. Die ältere Bezeichnung „Homo sapiens fossilis" habe ich schon früher aus sprachlichen Gründen durch „Homo sapiens diluvialis" ersetzt. Es wird damit also im Sinne der alten Benennung ausgedrückt, daß der betreffende Fund in die Eiszeit gehört. Wenn man damit doch den Gedanken verbindet, daß ein solcher noch eiszeitlicher Mensch sich durch altertümliche Merkmale vom heutigen Homo sapiens — Homo sapiens recens oder alluvialis — unterscheidet, so hat das nur teilweise Berechtigung.

Es war schon gesagt, daß der Übergang aus der Neandertaler-Form nicht in allen Teilen allmählich vor sich gegangen ist. Sowohl bei einzelnen Schädeln und Skeletten, wie auch bei ganzen Gruppen finden wir einmal diesen und einmal jenen Knochenteil noch neandertalid, während andere bereits Homo sapiens-artig sind. Daß das nicht erst um diese Zeitwende auftritt, mußte schon bei manchen älteren Funden miterwähnt werden; erinnert sei nur an den Schädel von Steinheim. Und ebenso geht das Variieren zwischen beiden Stufen bis in die heutige Zeit hinein weiter. Wir haben Schädelstücke, die man unbedenklich in die Neandertaler Stufe einreihen würde, wenn die Begleitumstände nicht deutlich eine spätere Zeit dafür erkennen ließen. Wir können darum jetzt schon einen einzelnen Schädel, der diese oder jene neandertaliden Merkmale zeigt, nicht mehr als Leitfossil gebrauchen, so wie es beim wirklichen Neandertaler noch der Fall war.

Diese negative Feststellung mag wohl als recht unerfreulich aufgenommen werden; sie entspricht aber den Tatsachen, und es hat deshalb keinen Zweck, daran etwas gewaltsam umzudeuten. Der Wert solcher Funde, die als Übergang in eine Postneandertaler-Stufe gehören könnten, liegt darin, daß sie überhaupt vorhanden sind. Es kommt allerdings noch hinzu, daß sie in älterer Zeit prozentual häufiger auftreten als später, und es mag wohl auch zutreffen, daß die Urtümlichkeit der Gesamterscheinung zu Beginn der neuen Zeit auffälliger ist als bei rezenten Stücken.

Dazu kommt nun etwas anderes: Nicht nur die anthropologische Untersuchung mahnt uns zur Vorsicht, auch die geologische und prähistorische Datierung einer solchen Übergangsperiode ist schlecht abzugrenzen. Denn selbst eine Feststellung wie: Spät-Moustérien bis Früh-Aurignacien oder gar nur bis frühes Jungpaläolithikum läßt noch viele tausend Jahre Zwischenraum zu. Ich will hier zunächst für das Jungpaläolithikum nur die alten französischen Perioden, Aurignacien, Solutréen, Magdalénien anwen-

den, sinngemäß trifft natürlich auch jede andere Zeiteinteilung dasselbe. Dann geben selbst die drei genannten Kulturabschnitte keinen sicheren Anhalt für ihre zeitliche Dauer und gar noch nicht einmal für ihre gleichmäßige Aufeinanderfolge, wenn wir geographisch weiter entfernte Punkte zu vergleichen haben. So besteht ja schon lange die Anschauung, daß das Solutréen in Ungarn und Frankreich nicht gleichzeitig ist; also schon in einem kleinen Erdteil bestehen Vermutungen auf wesentliche Zeitverschiebungen zu Recht. Dabei ist die ganze Spanne des Jungpaläolithikums sehr kurz im Vergleich zu den Perioden der alten und mittleren Altsteinzeit. Dieses Zeitproblem tritt natürlich nicht jetzt erst auf. Schon beim Moustérien Palästinas mußte in Anbetracht der morphologischen Höherentwicklung der dortigen Neandertaler die Frage aufgeworfen werden, ob dieses Moustérien nicht in späterer Zeit in das östliche Mittelmeer gebracht sein könnte.

Auch die älteren Angaben, daß sich an dieser oder jener Stelle ein Hoch-Aurignacien unvermittelt auf ein zum Neandertaler gehörendes Moustérien legt, so daß also hier eine Entwicklung des einen aus dem anderen unmöglich sei, bestehen vollkommen zu Recht. Sie dürfen nur nicht als Beweis dafür hingenommen werden, daß deshalb überhaupt eine Übergangsstufe ausgeschlossen sein müsse. Wir haben ja auch ein direktes Übereinanderliegen von Kulturperioden, die bestimmt keinen Zusammenhang haben. Es ist vollkommen undenkbar und brauchte deshalb auch nicht besonders betont zu werden, daß an allen Stellen der Erde die Entwicklung gleichmäßig weiterging; selbstverständlich sind einzelne Gruppen zurückgeblieben, während andere sich weiterentwickelt haben, und ebenso selbstverständlich sind dann auch höhere Kulturen auf primitivere gestoßen und haben ihren Untergang bewirkt. Das ist heute noch so und wird auch am Ende des Moustérien nicht anders gewesen sein. Wenn wir jetzt auf der Erde keinen wirklichen Neandertaler mehr finden, dann ist es doch sicher, daß es manchen Homo sapiens diluvialis gegeben hat, der noch Primigenius-Menschen sah, mit ihnen kämpfte und sie vernichtete. Die Ablehnung der „Schlacht bei Krapina", die ich schon immer vertreten habe, betrifft also nur den Fundort von Krapina selbst. Daß ein entsprechendes Ereignis nicht nur möglich ist, sondern vielfach vorgekommen sein wird, ist demnach nicht zu bezweifeln.

Wir können also deshalb der allgemeinen übergangslosen Aufeinanderfolge von Mittel- und Jungpaläolithikum nicht zustimmen, weil der letzteiszeitliche Homo sapiens doch irgend woher gekommen sein muß und weil Anzeichen genügend vorhanden sind, daß seine Entstehung nicht an einem sagenhaften, unnachweisbaren Ort der Erde vorgegangen sein muß. Die am Eingang dieses Kapitels festgestellte Tatsache sagt aber nur, daß wir keine sichere Handhabe besitzen, einzelne Fundgruppen im ganzen in ein frühes Jungpaläolithikum zu stellen und sie als Postneandertaler vom

eigentlichen Jungpaläolithiker „Homo sapiens diluvialis“ abzutrennen. Deshalb ist für dieses Kapitel eine Rassenkarte nicht angebracht, ohne daß es nun ausgeschlossen zu sein braucht, daß wir doch noch einmal Skelettreste finden, die als ganzes sowohl morphologisch wie auch geologisch und prähistorisch der Postneandertaler Stufe zuzuweisen sind.

Es hatte einmal den Anschein, und ich selbst habe auch mit der Möglichkeit gerechnet, als ob uns die berühmte Fundstelle von Předmost in Mähren als Beispiel für eine Übergangsstufe dienen könnte. Das lag daran, daß anfänglich gerade die am urtümlichsten aussehenden Schädel von Předmost vorläufig beschrieben und auch in Abgüssen zu erwerben waren. Matiegkas zusammenfassende Arbeit von 1935 zeigt nun aber, daß gerade die Schädel des Mannes und der Frau von Předmost, die wir bisher kannten, nicht nur sehr gut erhalten, sondern auch besonders auffällig und primitiv waren, was wahrscheinlich mit zu ihrer sofortigen Veröffentlichung angereizt hat. Diese Schädel zeigen uns natürlich nach wie vor die Merkmale einer Neandertaler-Nachkommenschaft, und sie selbst rechtfertigen damit den Namen Postneandertaler; aber ihre Gesamtgruppe schließt sich doch nicht so vom Homo sapiens diluvialis ab, daß man die ganze Station Předmost aus diesem Kreise herausnehmen könnte.

Bei Mann Nr. 3 ist es vor allen Dingen der starke Supraorbitaltorus, der an den Neandertaler gemahnt, wenn er auch längst nicht mehr dessen Dicke und gleichmäßige Abrundung aufweist. Wir haben eine deutliche Trennung in dem dick gewulsteten Glabellarteil und dem dünnwandigeren Supraorbital-Dreieck an den Seiten. Trotzdem muß auch im Leben dieses Überaugendach sehr urtümlich gewirkt haben; bei dem Gedanken bedauert man, daß es nicht möglich ist, über die Ausbildung der Weichteile des Gesichts irgend etwas zu erfahren. Aber selbst das Gesichts-Skelett wirkt durch seine Größe und durch seinen Vorbau sowie durch die deutliche Prognathie des Oberkiefers ebenfalls äußerst primitiv. Dazu paßt auch der U-förmige Zahnbogen in beiden Kiefern; der Unterkiefer hat trotz der Bildung des äußeren Kinnes eine beachtliche innere Kinnplatte, die, wenn die Basis der Mandibula fehlen würde, leicht zu einer primitiveren Ergänzung hätten führen können.

Alle übrigen Merkmale des Schädels passen jedoch vollkommen zur Cro-Magnon-Rasse, wenn man in Rechnung stellt, daß der Supraglabellarwulst im unteren Teil des Stirnbeins eine primitivere Sagittalkurve bedingt. Neandertalid ist auch noch der niedrige Verlauf des oberen Schläfenschuppenrandes, aber es gibt ja ältere Schädel, die darin schon mehr rezent menschlich sind. Sonst ist die weitere Mediansagittale durchaus sapiensartig, die Warzenfortsätze sind sogar auffällig groß. Trotz der scharfkantigen Lineae temporales ist kein urmenschlicher Inionwulst vorhanden.

Im Gesicht zeigen die Augenhöhlen die rechteckig abgewinkelte Form mit niedrigem Index, wie sie der Cro-Magnon-Rasse zukommt. Auch die Nasenbildung muß ähnlich gestaltet gewesen sein. Der Unterkiefer ist, im ganzen genommen, nicht so urtümlich gebaut, wie der des Aurignac-Mannes von Combe capelle.

Wir haben also eine Verbindung von Neandertaler- und Cro-Magnon-Merkmalen, wie sie zu einer Übergangsform, die schon zur Sapiens-Stufe

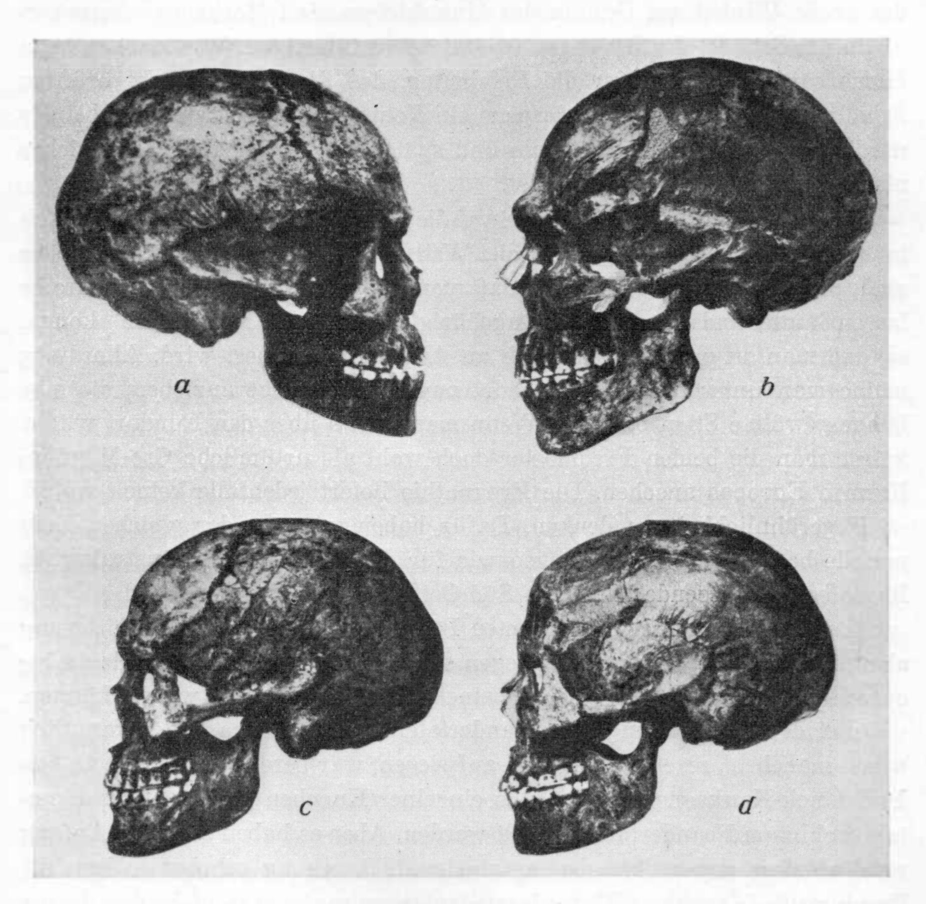


Abb. 32. Vier Schädel von Předmost; a Nr. IV weiblich, b Nr. III männlich, c Nr. IX männlich, d Nr. X weiblich. (Nach Matiegka.)

gehört, gar nicht besser passen würden. Der Gedanke an einen Bastard aus beiden Stufen würde, wie schon gesagt, die Kenntnis voraussetzen, daß beide Elternformen wirklich vorhanden waren, und würde dabei doch nicht den Neandertaler aus der Vorfahrenreihe ausschließen. Es ist darum nicht einzusehen, warum man die andere Erklärung ablehnen möchte.

Der Schädel der Frau Nr. 4 paßt so gut zu dem Männerschädel, daß man an Familienverwandtschaft denken muß. Den ausgeprägten Merkmalen des Mannes mag es entsprechen, daß das Stirnbein im unteren Teile mit den Arcus superciliares durchaus männlich gestaltet ist, ebenso wie die Inionbildung und die großen Mastoidfortsätze wenig weiblich sind. Aber die betonten Stirnhöcker und genau so auch die Scheitelhöcker, die trotz ihrer Robustheit im Verhältnis zum Männerschädel zierliche Gesichtsbildung und der große Winkel am Gonion des Unterkiefers sind Merkmale, die schon allein am Schädel die Diagnose „weiblich“ rechtfertigen. Wir machen beim Homo sap. diluv. häufiger die Erfahrung, daß die Frauen recht kräftige Schädelbildungen verraten; übrigens ein Kennzeichen, das wir auch bei der nordischen Rasse im Neolithikum und später wieder finden und das sicher nicht phyletisch bedeutungslos ist.

Damit kommen wir von allein auf die Frage einer Rassenzugehörigkeit innerhalb der heutigen Menschheit. Weil die Předmoster selbst Europäer sind, ist es nicht verwunderlich, daß man sie in der europiden Ahnenreihe lassen kann; und durch diese Zugehörigkeit zur „mittleren Linie“ kommt es, daß man zu gleicher Zeit auch an Australier erinnert wird. Allerdings müßte man unter ihnen die Schädel zum Vergleich heranziehen, die eine höher gewölbte Stirn besitzen. Wenn man nichts über den Fundort wüßte, würde man die beiden Předmoster doch wohl als urtümliche Cro-Magnon-Formen Europas ansehen. Die Prognathie liefert jedenfalls keinen Anlaß, an Negerähnlichkeit zu denken. Dafür haben wir aus der gleichen Zeitperiode bessere Vorbilder, ebenso wie für die Vorläufer der australischen Rasse besser passende Ahnen in Süd-Ostasien selbst bekannt sind.

Der Überblick über die gesamten Předmost-Funde stellt die Erörterung aber in das nächste Kapitel. Dagegen sind noch andere Einzelfunde zu besprechen, die ihrer Form nach als Postneandertaler angesehen werden können.

Bei der Besprechung der Neandertaler aus Palästina, die bekanntlich schon manches „rezente“ Merkmal aufwiesen, war bereits das Stirnbein von Podkumok-Kaukasus genannt. Als einzelner Knochen konnte dieses Frontale wohl zum Neandertaler gestellt werden. Aber es haben sich von Anfang an Bedenken gegen diese bedingungslose Einreihung erhoben. Wenn die Fundumstände auch auf Würmeiszeit deuten, so sagt das ja nicht, daß darum ein Neandertaler vorliegen muß*). Schon Gustav Schwalbe hat einige Fossilschädel in eine Zwischengruppe zwischen Neandertaler und Jungpaläolithiker gestellt; mit voller Berechtigung muß auch das Podkumok-Stirnbein hierzugezählt werden. Die weitere Ergänzung des Schädels konnte ja recht verschieden ausfallen; und dabei lernen wir aus den Palästina-Neandertalern, daß selbst eine mehr sapiensartige Bildung des Hinter-

*) Die neuesten russischen Untersuchungen lehnen jetzt Gremiatzkys Neandertaler-Diagnose für Podkumok überhaupt ab.

hauptes die Zugehörigkeit zum Neandertaler-Kreis noch nicht aufheben würde. Es hätte also keinen Sinn, an dem Stirnbein von Podkumok mehr herumzudeuten. Sein Wert liegt wieder in der Tatsache des Fundes und darin, daß dieses Stück nicht vereinzelt dasteht.

Gehen wir noch einmal nach Mähren zurück, dann treten uns auch an anderen Fundstätten als bei Předmost Schädel entgegen, die sehr stark an den Neandertaler erinnern. Das Calotten-Stück von Brüx ist wegen seiner niedrigen Sagittalkurve schon früher in diese Reihe gestellt worden; dabei sind seine einzelnen Merkmale doch so verhältnismäßig zierlich ausgebildet, daß man selbst stärkere Supraorbitalbögen findet. Die Mediansagittale des Schädels von Brünn I (Franz-Josephstraße) ist durch ihre Flachheit mehr der Neandertaler Kurve genähert, als die des Männer-Schädels von Předmost III. Trotzdem sind bei Brünn die Supraglabellarwülste nicht so hervorstechend. In dieser Beziehung neigt das Stirnbein von Podbaba wieder mehr zur Primigenius-Verwandtschaft, besonders wenn man es von der Unterseite her betrachtet. So weite Stirnhöhlen sind schlechthin neandertalid; es wird wenig Sapiens-Schädel geben, die darin dem Podbaba-Fund gleichkommen. Und dennoch ist seine Lagerung im Löß bei Prag immer ein Zeichen dafür gewesen, daß der Schädel in das Jungpaläolithikum gehört.

In ihrer Neandertaler-Ähnlichkeit sind die mährischen Jungpaläolithiker doch wohl als ganzes zu bewerten. Es kann hierbei zitiert werden, daß Januschke Merkmale dieser alten primitiven Brünn-Rasse heute noch in Mähren feststellen will, obgleich ich selbst der Meinung bin, daß bei aufmerksamem Suchen sich Ähnliches auch in anderen Gegenden finden lassen wird. Wir besitzen ja daneben Fossilstücke, die dem Neandertaler noch ähnlicher sind als die mährischen Diluvial-Menschen. Die größten Schwierigkeiten hinsichtlich der Einordnung macht aber wohl das Stirnbein aus der Weser, das schon durch v. Buttel-Reepen bekannt geworden ist. Da ich das Stück selber untersucht habe, kann ich aus eigener Anschauung berichten. Ich habe schon in früheren Schriften diesen Fund in eine Postneandertaler-Stufe gestellt. Wenn wir mehr darüber aussagen dürften, könnte hier ein wirklicher Neandertaler vorliegen. Aber die Ausbildung des Supraorbitalbogens war doch nicht so stark, daß er sich ohne weiteres den Westeuropäischen Neandertalern zurechnen ließ. Aus Palästina haben wir nun Funde, die in dieser Hinsicht das Stück aus der Weser nicht übertreffen. Hätten wir also hier einen ganzen Neandertaler in diesem Stirnbein gefunden, dann würde das Ganze auch keine Überraschung für uns sein. Aber da es sich um einen Baggerfund handelt — Baggerfunde lassen sich eigentlich niemals zeitlich sicher datieren, da die Greiftiefe der Baggerschaufel für die Lagerung des gehobenen Stückes gar nichts aussagt —, kann man sich nicht dazu entschließen, ihn als Homo neandertalensis anzusprechen. Das Stirnbein zeigt uns jedoch, daß diese neander-

talide Bildung wirklich vorliegt, auch wenn man aus den Fundumständen eher an ein früh-alluviales Alter denken muß. Dazu drängt noch die Tatsache, daß aus Leine-Kiesen, südlich Hannover, eine ganze Anzahl von Schädeln herausgebaggert sind, die ich ebenfalls selbst betrachten konnte. Einige von ihnen waren durch Primigenius-ähnliche Stirnbeinbildung aufgefallen, wodurch die Untersuchung im Landesmuseum in Hannover veranlaßt wurde. Die Gesamtheit dieser Baggerfunde ließ aber keinen Zweifel darüber, daß es sich um Homo sapiens-Reste handelt, die sicher nicht älter als früh-alluvial waren.

Man sieht schon aus dieser Zusammenstellung — die doch sicher nur durch den Zufall herbeigeführt ist und sehr vermehrt werden könnte, wenn man allenthalben darauf achtete —, daß das Auftreten postneandertaler Merkmale nichts Außergewöhnliches ist und daß es sich meistens um starke Supraglabellarbildung am Stirnbein handelt. Und da wir hierfür das Vorbild des Neandertalers haben, ist es auch nicht notwendig, nach einer anderen Erklärung für diese Erscheinung zu suchen. Dazu können wir noch einmal wieder nach dem Osten Europas zurückkehren. Ich hatte bereits früher im gleichen Zusammenhang ein Stirnbein von Chwalynsk aus der Wolga angeführt, das mir durch Gross-Saratow bekanntgegeben wurde. Dieses einzelne Frontale hatte ich schon im „Ursprung“ mit dem Weser-Stirnbein verglichen. Aus Chwalynsk liegen außerdem andere Schädelstücke vor, die eine ähnliche Bildung zwar andeuten, aber doch nicht im gleichen Maße zeigen. Es kommt hinzu, daß wir an dieser Fundstelle die Kulturperiode mit ziemlicher Sicherheit als Magdalénien feststellen können. An Neandertaler ist also gar nicht zu denken; wir sehen nur, daß im allgemeinen die Cro-Magnon-artigen Schädel so variieren können, daß auch der Předmost-Schädel III noch übertroffen wird, obgleich Chwalynsk vielleicht ein bis zwei Jahrzehntausende später anzusetzen ist.

Außerhalb Europas treffen wir auf die gleichen Probleme. Hier fällt jedoch auf, daß man in der zeitlichen Ansetzung nicht so bescheiden ist wie bei den europäischen Funden. Datierungen für Spät-Moustérien (im weitesten Sinne) oder Früh-Aurignacien, was dem Postneandertaler entsprechen würde, werden nicht angegeben. Eher fordert man noch ältere Perioden, Acheuléen und Chelléen, während sich an Formen nichts anderes als Homo sapiens, höchstens in primitiverer Gestalt Homo sapiens diluvialis dafür anführen läßt. Gemeint ist natürlich Afrika; was wir aus Asien haben, setzt man in das Jungpaläolithikum, wo es auch zu besprechen ist. Dasselbe soll hier für die afrikanischen Funde gelten.

Vollkommen auszuscheiden haben die Ost-Afrikanischen Funde von Oldoway, Kanam und Kanjera. Die Unhaltbarkeit der an sie geknüpften früheiszeitlichen Datierungen ist nicht nur von mir, sondern auch von anderen durchaus überzeugend nachgewiesen worden, so daß hier nur

daran erinnert zu werden braucht. Schlimmer als die Zeitansetzung war hierbei ja die Hypothese, daß der Mensch mit der Homo-sapiens-Form in seiner Entwicklung begonnen haben sollte. Derartige Schlußfolgerungen darf man nicht an Funde knüpfen, deren Alter so schlecht nachweisbar ist wie bei den genannten Stücken. Schädel und Skelett von Oldoway wie auch von Elmenteita können bei dem letzten Kapitel moderner Rassenentwicklung, also im Neolithikum behandelt werden. Kanam und Kanjera sind vollkommen zu streichen, seitdem wir durch Kohl-Larsen ähnliche, aber umfangreichere Schädel- und Skelettreste bekommen haben.

Andere Funde aus Süd-Afrika sollen an den Stellen genannt werden, wohin sie morphologisch gehören, wenn auch ihnen z. T. recht hohes Alter nachgesagt wird. Es sind die Schädel oder Skelette von Boskop, Fish Hoek, Cape Flats, Springbock Flats, Gambles Cave und Wilton. Sie sind meines Erachtens noch alle zum Homo sapiens gehörig. Die Erörterungen über ihre Zugehörigkeit zur Vorfahrenreihe von Buschleuten oder Negern sind also durchaus angebracht. Ich halte die für mitteldiluviales Alter angegebenen Gründe aber nicht für unwiderlegbar. Es muß natürlich zugegeben werden, daß das ohne persönliche Kenntnis des Fundortes und der Fundumstände selbst nicht mit voller Sicherheit behauptet werden kann; aber man gewinnt doch aus den Berichten im Vergleich mit den Dingen, die man aus eigener Anschauung kennt, ein Gefühl dafür, wie weit man die Datierung als sicher annehmen kann. Beim Schädel von Steinheim wird man z. B. auch ohne Besichtigung der Sigristschen Grube vom Alter des Fundes überzeugt sein, während bei den Zeitangaben aus Südafrika jedoch noch zuviel Fragen offen bleiben. Wenn nun hinzukommt, daß die Skeletteile selbst nicht auf eine entsprechende Periode hinweisen, dann sind die Zweifel wohl verständlich. Abzulehnen ist jedenfalls Dreyers Schlußfolgerung, daß der Florisbad-Schädel nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine morphologische und phyletische Parallele zum Steinheim-Schädel zeigt. Der scheinbar parallele Verlauf der Mediansagittalen im Scheitel- und Hinterhauptsteil besagt gar nichts. Die Prognathie ist in Südafrika gerade für jüngere Zeiten nichts Besonderes. Alles in allem ist aber der Steinheimer ein ausgesprochener Urmensch und der Florisbad-Schädel ein Homo sapiens. Die Stirnbeinbildung bleibt als wesentliches Merkmal durchaus bestehen. Die Bedeutung des Florisbad-Fundes, ebenso wie die der anderen Südafrikaner, scheint mir auf anderem Gebiet zu liegen als auf dem der diluvialen Stammesgeschichte. Ehe das ganze Problem vollkommen geklärt ist, möchte ich die südafrikanischen prä-alluvialen Funde lieber im Zusammenhang mit dem Homo sapiens diluvialis besprechen.

So soll also die Postneandertaler Stufe auch nicht mehr enthalten, als man von ihr als „Stufe" sagen kann; von einer Rassenkarte wird darum, wie schon gesagt, besser abgesehen.

VI. Homo sapiens diluvialis-Stufe

Rassenkarte V

Da die Bezeichnung „fossilis“, selbst wenn man sich nicht an eine wörtliche Übersetzung bindet, sondern den Namen so versteht, wie er gemeint ist, für den Menschen nichts aussagt, schlage ich ja (wie schon bemerkt) dafür die Benennung „diluvialis“ vor. Auch das darf nicht im Sinne von Varietas oder Rasse wie in der Zoologie verstanden werden. Selbst der ältere Sprachgebrauch wollte mit fossilis nur sagen, daß es sich um einen Homo sapiens vorgeschichtlicher Zeit handelt. Vorgeschichtlich kann aber auch in diesem Zusammenhang für uns kein Begriff sein. Es ist nicht gut möglich, Menschen der Bronzezeit als fossil anzusprechen. Morphologisch trennt sie ja von uns heutigen Menschen nichts mehr, wenigstens nicht im Sinne der Urtümlichkeit. Der falsche Sprachgebrauch, den Namen „Urmensch“ auf alles Prähistorische auszudehnen, wird heute glücklicherweise wohl nicht mehr angetroffen; aber dieselben Bedenken, die dagegen sprechen, richten sich auch gegen den Homo fossilis. Es kommt uns ja nur darauf an, die Menschen einer bestimmten Zeit- und Kulturstufe kenntlich zu machen. Die Kultur umfaßt das Jungpaläolithikum, und die Zeit ist damit für die letzte Hälfte der Würmvereisung festgelegt. Da sonst trotz aller gegenteiligen unbegründeten Annahmen kein Homo sapiens im Diluvium vorkommt, ist es sprachlich und auch sinngemäß richtig, die neue Menschheitsform als „Homo sapiens diluvialis“ zu bezeichnen. Darunter sind dann alle Menschen aller Rassen und aller Erdteile zu verstehen, die in den Perioden des Jungpaläolithikums gelebt haben; d. h. also, wenn wir die französischen Einteilungen dafür anwenden, die Menschen des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien oder aller dementsprechenden lokalen Benennungen, also z. B. auch die Menschen des Capsien I, II, III. Man könnte ja überhaupt mit der Aufstellung neuer Kulturperioden, die sowohl der Zeit wie auch ihrem Inventar nach unseren gebräuchlichen Einteilungen entsprechen, etwas sparsamer sein. Wir wissen, daß eine vollkommene Parallelität der Kulturen in verschiedenen Erdteilen nicht möglich ist; schon weil gar nicht überall das gleiche Material dazu zur Verfügung steht. Es ist dabei eher verwunderlich, daß in großen Zügen uns eine immerhin noch so gleichsinnige Entwicklung entgegentritt.

Anthropologisch ist aber die Zusammenfassung im Namen „Homo sapiens diluvialis“ möglich und berechtigt. Denn wieder macht die Mensch-

heitsentwicklung auf der bewohnbaren Erde anscheinend eine Formänderung durch, die ebenso wie vorher die Bezeichnung Neandertaler jetzt noch einmal den Sammelnamen „Homo sapiens diluvialis“ gestattet. Wenn man die Skelettreste dieser ganzen Periode überblickt, dann könnte man sogar versuchen, nicht nur vom diluvialen Homo zu sprechen, sondern ebenso, wie man beim Homo primigenius den Patenfund im Neandertal bei Düsseldorf zur Bezeichnung der ganzen Gruppe oder Stufe heranzieht, auch für das Jungpaläolithikum den Zeittypus nach einem Fund zu benennen. Und das Vorbild, das bei allen Menschen im letzten Würmeiszeit-Abschnitt durchscheint, finden wir wohl im Schädeltypus von Cro-Magnon. Natürlich wird auch hier eine eigentliche Cro-Magnon-Rasse auf bestimmte geographische Bezirke beschränkt bleiben; aber wenn wir diese Rasse in Frankreich und damit in Westeuropa an allen uns zur Verfügung stehenden Exemplaren festgestellt haben, dann hindert uns nichts, mit der gleichen Bezeichnung nun nach Nord-Afrika hinüberzugehen, und von da aus über Ost-Afrika bis an die Südspitze des Erdteils zu gelangen. Dabei erweitert sich jedoch die Grenzziehung; und wenn wir dann statt „Rasse“ „Stufe“ einsetzen, so ist es immerhin möglich, ebenso wie früher von einer Neandertaler Stufe jetzt von einer Cro-Magnon-Stufe zu sprechen. Als ich unvermutet das Original-Stück des Wadjak-Schädels von Java in die Hand bekam, mußte ich unwillkürlich bei dem Anblick des Schädels an den Begriff „Cro-Magnon“ denken. Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, den Namen „Cro-Magnon“ wie „Homo neandertalensis“ einzuführen. Der Name soll also nur dort gebraucht werden, wo wir diluvial-zeitliche Funde rassisch mit Cro-Magnon in Verbindung bringen können, ganz gleich, wo wir sie finden; aber die Tatsache, daß überhaupt die Beziehungen dazu uns immer wieder entgegentreten, mag bei dem stammesgeschichtlichen Gedanken dieses Kapitels wenigstens erwähnt werden.

Denn man muß sich ja darüber klar werden, ob eine solche gleichsinnige Entwicklung trotz geographischer Entfernungen und klimatischer Unterschiede immer noch möglich ist. Bei der monophyletischen Entstehung des Menschengeschlechts war die Ähnlichkeit der Anthropus-Stufe leicht erklärlich. Auch beim Neandertaler ist Kultur und Domestikation noch nicht so weit vorgeschritten, daß eine deutlichere Rassenspaltung im Skelett schon erwartet werden müßte. Wenn wir daran denken, was die Vererbungskunde uns lehrt und was wir unter Zähigkeit des Keimplasmas oder Erbgutes zu verstehen haben, dann wird uns die Ähnlichkeit der Funde auch in einer neuen Stufe verständlich. Wir können wohl nichts darüber aussagen, wie weit eine Orthogenese, die auch ohne geschlechtliche Vermischung die fortschreitende Entwicklung ähnlich ablaufen läßt, dabei von Bedeutung ist. Wir haben doch auch keinen Anstoß daran genommen, alle Rassen der Jetztzeit unter dem Namen „Homo sapiens“

zu vereinigen, obwohl wir, wie im Kapitel der heutigen Rassen ausgeführt wird, nicht mehr in der Lage sind, ein gemeinsames Vorbild für alle Rassen aufzustellen. Trotzdem sind aber die gelegentlichen Versuche, die jetzigen Menschenrassen als Arten zu bezeichnen, mindestens physiologisch ungerechtfertigt. Eine so fruchtbare Bastardierung, wie sie heute auf der ganzen Erde und bei allen Menschen möglich ist, widerspräche der Einteilung in verschiedene Arten. Und wenn wir dabei bedenken, was bei einer weit zahlreicheren Bevölkerung, bei stärker verschiedenen Kulturen und bei einer Verbreitung, die ungleich weitere Räume der Erde gewonnen hat, an Menschenformen entstanden ist, dann ist es eher zu verwundern, daß nun alle Rassen beim Homo sapiens recens angekommen sind, als daß wir zu einer wirklichen Art-Trennung genötigt wären.

Dem entspricht auch eine Parallele in den Kulturfortschritten; denn wir haben nicht nur in groben Umrissen überall das Alt-, Mittel- und Jungpaläolithikum, sondern wir können häufig in Einzelheiten Übereinstimmungen feststellen, die wohl mehr überraschen müssen als die vorhandenen Unterschiede. Wir haben an vielen Stellen der Erde Chelléen, Acheuléen und Moustérien gefunden. Und wenn man die großen Artefaktensammlungen sieht, die wir aus Afrika den Expeditionen von Reck, Hopwood und Leakey verdanken, dann wird man immer wieder überrascht sein, wie auffällig die typischen Formen den Patenfunden aus Frankreich ähneln. Es kann in diesem Zusammenhang gleich darauf hingewiesen werden, daß z. B. auch Mittel- und Osteuropa nicht so Faustkeil-los ist, wie es angenommen war. Obermaiers Meinung, daß man statt Chelléen und Acheuléen hier Prämoustérien setzen könnte, mag berechtigt sein; aber es darf nicht so aufgefaßt werden, als wenn hier vollkommen getrennte Kulturen — und damit auch getrennte Rassen — nebeneinander existiert hätten. Die Funde von Faustkeilen im Osten der eigentlichen Faustkeil-Gegend mehren sich doch so, daß man von einem Fehlen dieser Kultur nicht sprechen kann. Wir müssen ja mit daran denken, daß direkte Beziehungen von Frankreich nach Mittel-Europa oder nach Süd-Afrika (wobei Frankreich nicht das Zentrum zu sein braucht) möglich waren. Deshalb brauchen die Menschen selbst diese Entfernungen nicht durchwandert zu haben, denn auch bei einem Verbleiben in ihren Bezirken sind Berührungen der einzelnen Gruppen sicher anzunehmen, sodaß auch geistiger Austausch bestanden haben mag. Die Zeit, die für eine Weitergabe kultureller Ideen auch auf große Entfernung nötig ist, steht uns ja reichlich zur Verfügung. Selbst wenn man das Chelléen erst nach der Rißeiszeit beginnen lassen will, wie es von Frankreich aus gefordert, aber jetzt doch wohl nicht mehr haltbar ist, stehen uns Jahrzehntausende zur Verfügung, die im Vergleich zu der Aus-

breitung heutiger Kulturen eine Weitergabe von Ideen und Gütern auf alle Entfernungen möglich machen.

Die Gleichheit der Menschenform überrascht uns vielleicht auch darum, weil wir unseren Blick viel mehr auf die Erfassung der Unterschiede eingestellt haben. Die Umwelt schafft Mutationen, aber sie macht auch nichts gänzlich Neues; und ähnliche Erscheinungen haben wir ebenso in der Botanik und in der Zoologie. Ein Tapir lebt am Orinoco in Südamerika und in Indien, ein Nashorn in Afrika und in Indien; unabhängig voneinander sind sie bestimmt nicht entstanden. Sie haben natürlich ihre Unterschiede; aber ihre stammesgeschichtliche Trennung liegt so viele Generationen weit zurück, daß dagegen die menschlichen Übergangsperioden vom Mittel- zum Jungpaläolithikum und von da zur Jetztzeit ganz unerheblich sind.

Für unser Rassenproblem ist die Zusammenfassung der jetzt zu besprechenden Form im „Homo sapiens diluvialis“ ohne Unterabteilungen außerdem möglich, weil die zeitliche Gleichsetzung solcher Unterabschnitte auf der ganzen Erde nicht mehr haltbar ist. Unter „ganzer“ Erde ist zwar zunächst noch die Alte Welt mit Eurasien und Afrika zu verstehen. Und die Zeitspanne für das Jungpaläolithikum ist nun trotz der Jahrzehntausende, die sie gedauert haben mag, so kurz, daß die Unterabteilungen nur noch Zeiträume einnehmen, unter denen man sich wenigstens etwas vorstellen kann. Wenn wir dabei also nach Jahrtausenden rechnen müssen, dann werden wir nicht in der Lage sein, die gleiche Zeiteinteilung überall anzuwenden. Deshalb bedeuten die Perioden, die hier nur als Aurignacien, Solutréen und Magdalénien bezeichnet wurden, immer noch eine relative Chronologisierung; man mag dabei sich Jahreszahlen vorstellen, aber man weiß bestimmt, daß der Übergang von einer zur anderen Periode nicht an allen Orten gleichzeitig stattfand. Erst am Ausgang der ganzen Eiszeit oder der gleichzusetzenden geologischen Epoche in anderen Erdteilen ist mit einer neuen Stufe zu rechnen, die wir dann nach europidem Vorbild als mesolithisch bezeichnen müssen.

Darum soll hier für das ganze Jungpaläolithikum und damit für den Homo sap. diluv. e i n e Rassenkarte (V) genügen. Auch für die Rassenfrage kommen wir damit aus, weil ja doch bei jeder Fossil-Gruppe die Frage nach der Rassenzugehörigkeit einzeln zu stellen ist, ohne daß dabei eine Zeitunterteilung der gesamten Periode notwendig würde oder überhaupt berücksichtigt werden könnte.

Im Jungpaläolithikum sind wir nun endlich so weit, daß die Rassenfrage auch bei den Fossilfunden im bejahenden Sinne erörtert werden kann. Daß wir dabei die geographischen Zusammenhänge mit der Jetztzeit nicht voraussetzen dürfen, mag hier schon angedeutet werden. Ob-

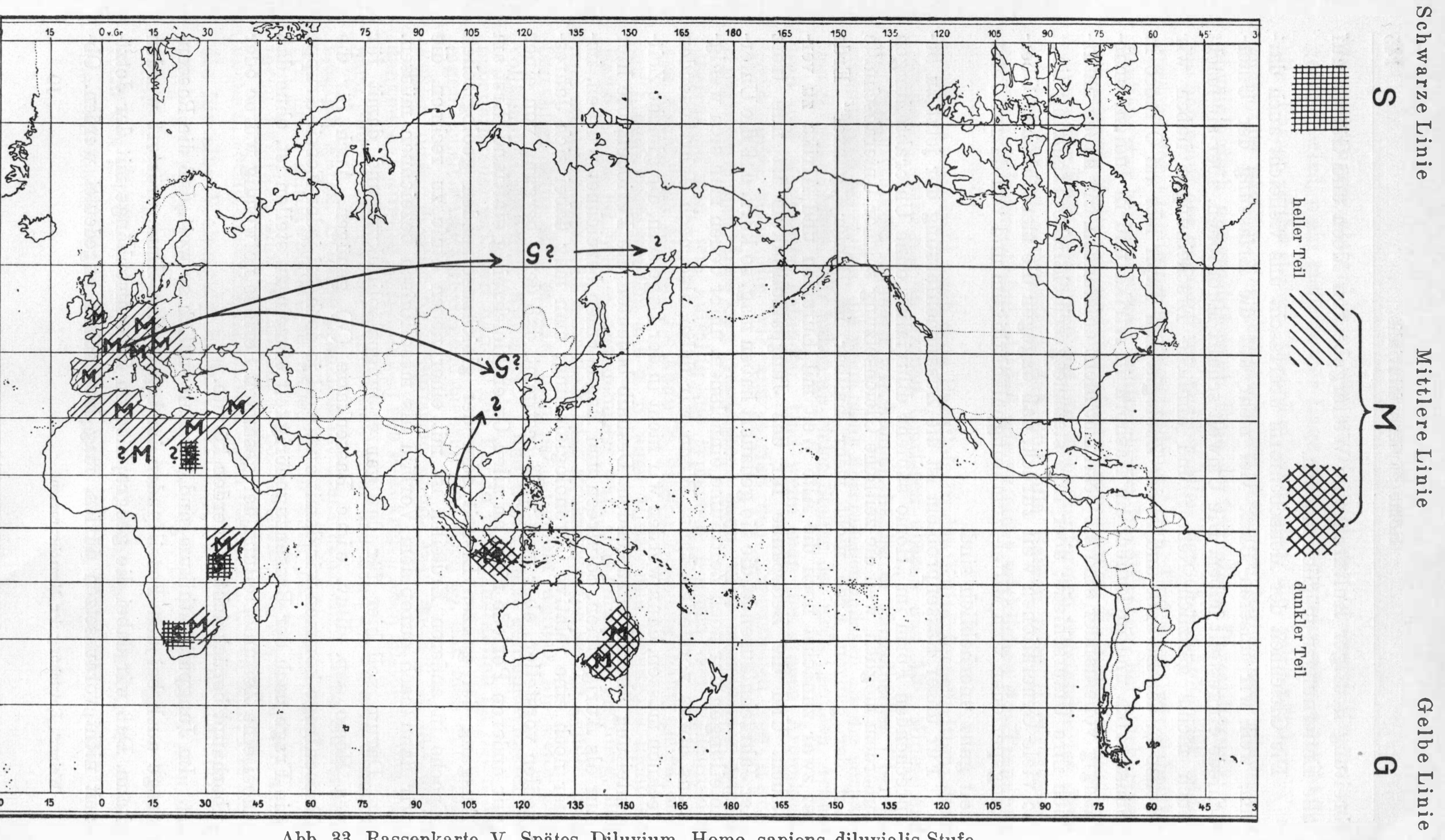


Abb. 33. Rassenkarte V. Spätes Diluvium, Homo sapiens diluvialis-Stufe.

gleich wir die Mongoliden als eine Kälteform und die Negriden als eine Wärmeform der Menschheit auffassen müssen, liegt deshalb der Ursprung dieser Rassen doch noch nicht ohne weiteres auf dem Kontinent, den die heutige Hauptrasse einnimmt.

Eine schwierige Aufgabe besteht darin, auf der Rassenkarte eine ausreichende Übersicht über die Verteilung aller Funde zu geben. Es ist wirklich eine Wissenschaft für sich, alle Funde, die als Homo sap. diluv. angesprochen werden, zu kennen, zu vergleichen und hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum Eiszeitmenschen zu prüfen. Es ist schon nicht leicht, literarische Angaben darüber von der ganzen Erde zusammenzubekommen; vor allen Dingen aber würde eine sehr eingehende Untersuchung des Fundstückes und der Fundumstände nötig sein, um die Berechtigung einer eiszeitlichen Zuordnung zu beweisen. Denn häufig ist allein die Schädelform für die Zeitbestimmung maßgebend gewesen; höchstens noch die Tatsache, daß das Stück in soundsoviel Meter Tiefe in „eiszeitlichen Schichten" ausgegraben worden ist. Aber der Homo sap. diluv. ist kein Leitfossil mehr, und wir können den Zusatz „diluvialis" nur dann anwenden, wenn wir die Beweise haben, daß wirklich Eiszeitalter vorliegt. Im allgemeinen wird das nur die Beziehung zu einer jungpaläolithischen Kultur sein. Es ist wohl bekannt, daß diese Forderung früher nicht beachtet worden ist, sodaß heute mancher Skelettrest in der Liste jungpaläolithischer Funde steht, der vielleicht gar nicht dazu gehört. Auch das Umgekehrte wird der Fall sein: Es werden gewiß Schädel und Skelette aufbewahrt, die späteiszeitlich sind, ohne daß ihre Datierung bekannt ist.

Im allgemeinen können wir für Europa alle die Stätten angeben, die gleichfalls der Neandertaler innegehabt hat. Daß die Verbreitung nicht sehr viel weiter ging, liegt ja daran, daß das Würmeis große Teile Europas bedeckt hat, so daß dem Jungpaläolithiker wahrscheinlich weniger Platz zur Verfügung gestanden hat als dem zwischeneiszeitlichen Neandertaler. Natürlich ist auch der Gletscherrand selbst keine bestimmte Grenze für die Ausbreitung der Menschen gewesen. Bestimmend für sie war außer klimatischen Bedingungen die Verbreitung der jagdbaren Tierwelt. Wir kennen wohl Fundstätten genug, die uns die Vermutung nahelegen, daß der Mensch in einzelnen Horden während des Sommers vorübergehend in Gebiete vorgestoßen ist, die ihm im Winter keine Lebensmöglichkeit bieten konnten.

Sonderbarerweise haben wir aus Spanien, das uns durch seinen überreichen Kulturnachlaß des Jungpaläolithikums bekannt ist, sehr wenig menschliche Reste. Erst verhältnismäßig spät fand Obermaier in der Höhle von Altamira einen Schädel der Cro-Magnon-Rasse. Frankreich bleibt noch, wie in der Neandertaler Zeit, das „Paradies" des eiszeitlichen

Sapiens-Menschen; während uns Italien bisher nur im nordwestlichen Teil Skelette lieferte. Holland wird mit einem Fund von Hengeloo genannt, der durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände wohl als letzteiszeitlich anzuerkennen ist. In England haben wir aber trotz der reichlich vorhandenen Kultur ebensowenig wie für das Acheuléen — wenn auch von Swanscombe Schädelteile, die sich nicht orientieren lassen, dafür genannt werden — auch für das Aurignacien keinen Jungpaläolithiker, der sich einwandfrei als letzteiszeitlich beweisen läßt. Daß Menschen beider Stufen in England gelebt haben, ist selbstverständlich; es ist ja zu beachten, daß England damals keine Insel, sondern ein Stück europäischen Festlandes war. Die gefundenen Kulturreste sind deshalb ohne weiteres als Beweise für die Anwesenheit der dazugehörigen Menschen anzuerkennen. Soweit also die englischen Funde zum Homo sapiens gehören, und damit keine unbeweisbaren Hypothesen von Entwicklungsstufen verlangen, brauchen sie auch als Vertreter der jüngeren Altsteinzeit nicht abgelehnt zu werden. Deutschland stellt seine Funde der Geologie des Landes entsprechend aus dem Westen und Süden und leitet damit zu dem östlichen Zentrum jungpaläolithischer Kultur nach Mähren über. Im südlichen Rußland treffen wir ebenfalls auf Funde, die das schon vom Kaukasus her bekannte Wohngebiet des Menschen wieder kennzeichnen.

Ebenso wie der ostspanische Stil der Malerei nach Nordafrika hinüberreicht, können wir auch dort durch menschliche Schädel- und Skelettfunde das Gebiet europider Rassen feststellen. Wenn vielleicht Palästina erst Funde aus etwas späterer Zeit bisher stellt, so ist doch kein Zweifel darüber, daß es während des ganzen Jungpaläolithikums besiedelt war.

Damit ist die europide Rassenausbreitung für die Teile der Erde belegt, die überhaupt zu dem Namen „europide Rasse" statt europäische Rasse geführt haben; das soll also bedeuten, daß Nordafrika und Kleinasien anthropologisch zu Europa gehören. Frei bleibt in Europa nur der Norden und Nordosten, der aber sobald in Besitz genommen wird, wie die klimatischen Bedingungen es irgend wie gestatten. Diese geographische Begrenzung macht scheinbar die Frage nach der Rassenzugehörigkeit sehr leicht; es wird jedoch nachher gezeigt werden, daß gerade an dieser Stelle die schwierigsten Probleme vorliegen, die wir überhaupt über die Entstehung der großen Hauptrassen haben.

Im eigentlichen Afrika ist bis jetzt nur der Osten und Süden zu nennen; und allem Anschein nach hängt das mit der Erörterung der Rassenentwicklung in Europa zusammen. Südafrika mußte ja bereits im Kapitel über den Neandertaler zitiert werden; es wird auch in diesem Abschnitt im gleichen Sinne noch einmal zu behandeln sein, da ich einen großen Teil südafrikanischer Funde vor der Zeit des Jungpaläolithikums lieber noch nicht besprechen wollte.

Sonderbarerweise ist aus Großasien mit seinen südlichen Halbinseln wenig Sicheres bekannt. Wir können nicht behaupten, daß in Asien weniger gegraben worden sei als in Afrika. Weite Teile des für den Jungpaläolithiker in Betracht kommenden Gebietes sind schon so lange vom Europäer bewohnt, daß dort genügend Erdbewegungen stattgefunden haben, um auf eiszeitliche Menschen- und Kulturreste zu stoßen. Dasselbe gilt für das innere und das östliche Asien. Es hat im Verhältnis zur europäischen Einwanderung in China lange gedauert, bis wir bei Peking gleich die Anthropus-Stufe vorfanden; während der weitere Anschluß für Neandertaler und Jungpaläolithiker noch nicht zu belegen ist. Das sind natürlich Zufälle. Denn am Süd-Ostrand des asiatischen Länderblockes, auf dem heutigen Java, haben wir wieder einen Platz, der auf der jetzigen Rassenkarte für den Homo sap. diluv. eingezeichnet werden kann.

Über Australien und Amerika läßt sich bereits aussagen, daß beide Kontinente, wenigstens zum Beginn der Diluvialis-Periode noch ausfallen. Sie kommen aber am Ende dieses Zeitabschnittes in Frage, so daß diese weitere Ausdehnung des Menschen über seine Erde hier zu besprechen ist.

Die Kulturfortschritte sind am besten natürlich aus Europa bekannt, weil dort alle Stufen lückenlos vorkommen. Aus der rohen Knochenbearbeitung, die der Urmensch ausführte, haben wir jetzt die feinere Behandlungstechnik des Jungpaläolithikums. In der Steinbearbeitung wird die Benutzung des Steinkernes durch Absplisse und Klingenkultur abgelöst. In der Bewaffnung des Menschen treffen wir zum erstenmal auf die sichere Verwendung von Fernwaffen. Als überlegenen Fortschritt dem Urmenschen gegenüber hat der diluviale Sapiens-Mensch mit Einsatzspitzen bewehrte Speere, Pfeil und Bogen. Die Kunst zeigt uns ein vorher auch noch nicht angedeutetes geistiges Aufleben, verbunden mit sichtbaren Anzeichen von „Aberglaube", mit mystischen Vorstellungen, Kulthandlungen und Bestattungen.

Danach ist es wohl verständlich, wenn im Jungpaläolithiker eine neue Menschheit gesehen wurde, die keinen Anschluß an Neandertaler Urmenschen haben sollte. Über dieses Problem war ja bereits gesprochen: es läßt sich nicht in Westeuropa allein lösen. Beim Überblick über die ganze bewohnbare Erde mußten wir deshalb doch zu einem genetischen Anschluß der jüngeren Epoche an die ältere kommen. Bestimmte, einzelne Verbindungen sind natürlich nicht ohne weiteres zu behaupten; denn es ist nicht möglich, heute noch nachzuweisen, welche Nachfahrenlinien von damals her unsere Zeitlinie nicht mehr erreichten.

Es war demnach nicht ausgeschlossen, daß der Neandertaler aus dem östlichen Mittelmeer (Palästina) am frühesten eine Weiterentwicklung erlangte und als werdender Homo sap. diluv. auch nach Westeuropa vordrang; daß er den hier ansässigen Neandertaler überwand, seinen Platz einnahm

und dann doch mit ihm zusammen die neue Sapiens-Form Westeuropas aus sich hervorgehen ließ.

Wenn das Eingeständnis „Ignorabimus“ vermieden werden soll, dann möchte ich hier sagen, daß ich zur Zeit noch keine Möglichkeit sehe, wie spezielle Fragen über den Ort erster Sapiens-Entwicklung so oder so entschieden werden könnten. Weiterhin besteht aber kein Zweifel, daß der diluviale Homo in Europa der Vorfahre des rezenten Europäers ist. Diese für Europa abgegrenzten Fragen der Rassenspaltung sollen einem besonderen Kapitel vorbehalten bleiben; hier wird nur die europide Hauptrasse im ganzen behandelt. Es ist dabei theoretisch aber wohl möglich, daß die Spaltungen innerhalb der europiden mittleren Linie ebenso alt sind, wie die Entstehung der gelben und schwarzen Hauptrasse. Die Tatsache allein, daß wir heute die Gelben und Schwarzen als Hauptrasse, die weißen Spaltungen dagegen nur als Unterrassen auffassen, liegt ja nur in ihrer äußeren Gestalt begründet; und das ist kein Gegenbeweis für das relativ hohe Alter der europiden Unterrassen. Denn es ist sicher, daß die Angehörigen der mittleren Linie einander ähnlicher blieben, als die in geographischen Extremen ausgebildeten Kälte- und Wärmerassen; deren einseitige Entwicklung mag sehr wohl schneller vor sich gegangen sein, als das geringfügigere Mutieren im Bereich der „mittleren“ Linie, die ja gerade wegen ihrer Mittelstellung entsprechend bezeichnet wird.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß der Homo sapiens diluv. bei seiner Verbreitung „Rassen“ gebildet hat, auch wenn er selbst als neue Menschheit noch einmal monophyletisch aus *einer* Rasse der Urmenschheit an einem Ort entstanden wäre und danach erst als neue Menschenwelle die bewohnbare Erde überflutet hätte. Daß wir uns so eingeengt die Entstehung der Sapiens-Rasse nicht vorzustellen brauchen, mußte schon bei den früheren Rasse-Karten miterwähnt werden; es ist aber doch das große Problem der ganzen Rassenforschung, nachzuprüfen, wie weit die durch geographische Vorstellungen beeinflußte frühzeitliche Rassenspaltung wirklich berechtigt ist.

Homo sap. diluv.-Unterrassen Europas

Die Versuche, *Rassen des diluvialen Sapiens-Menschen* zu erkennen, sind daher auch alt. Allein für Europa werden Unterrassen aufgestellt mit dem deutlichen Wunsche, „Rassen“-Unterschiede zu finden. In diesem Bestreben ist man sicher zu weit gegangen, wenn an jedem Schädel eine eigene Rasse oder gar eine Rassenmischung aus drei bis vier Teilrassen erkannt wurde. Es darf doch nicht vergessen werden, daß auch der Mensch eine biologische Variationsbreite hat; und es sollte jedem bewußt sein, daß die Varietäten-Bildung besonders durch Domestikation

gefördert wird und daß doch kein Wesen der damaligen Zeit so dem Domestikationseinfluß unterlag wie der Mensch — mit dem ja überhaupt die Neuerscheinung der „Domestikation“ auf der Erde bekannt wird. Wir sehen an unseren Kulturpflanzen und Haustieren, wie wenige Generationen genügen, um eine Form herauszubilden, die die Natur niemals gestattet hätte; damit verglichen ist die Rassenvariation des Menschen noch nicht einmal besonders groß. Denn die Auslese, die der Mensch in seinen Pflanzen und Tieren herbeiführt, wird an ihm sowohl durch ihn selbst, wie auch durch den natürlichen Kampf um das Dasein getroffen.

Als alte Schulmeinung über die Rassen Europas in der jüngeren Altsteinzeit kann folgendes zitiert werden: Als älteste Rasse galt nach der französischen Kulturperiode die Aurignac-Rasse, gleichbedeutend mit ihr waren aus Mähren die Brünn- und aus England die Galley-Hill-Rasse. Ihr Auftreten wurde also mit der ersten Periode des Jungpaläolithikums, dem Aurignacien, verbunden. Für das Solutréen hatten wir keine eigene Rasse, wenn nicht die Předmoster Funde dafür in Anspruch genommen wurden. Im Magdalénien sollte dann die Cro-Magnon-Rasse dazu kommen, von der als besondere Ausbildung die Chancelade-Rasse abgetrennt wurde. Dazu kam dann nach der Doppelbestattung aus der Kindergrotte bei Mentone die Grimaldi-Rasse, die entweder als negerartig oder überhaupt als älteste Negerform angesehen wurde.

Die Ausdrucksweise besagt schon, daß wir heute bei dieser Rassenaufstellung nicht bleiben können. Nur die letzte Frage über die Grimaldi-Skelette muß beim Negerproblem für sich behandelt werden. Andererseits gehört aber auch dieser Fund in das europäische Jungpaläolithikum, so daß alle aufgezählten „Rassen“ für die europide Frage zusammengefaßt werden müssen.

Zunächst dürfen wir nicht mehr von einer zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Gruppen sprechen, ebenso wie wir keine räumliche Trennung nachweisen können. Damit fällt auch der Gedanke, daß die einzelnen Kulturperioden immer von neuen Rassen oder neuen Menschenwellen getragen sein müssen. Denn die Annahme, daß Artefakte, die sich kulturell scheinbar gut voneinander trennen lassen, nun von verschiedenen Rassen hervorgebracht sein müssen, hat natürlich etwas Verlockendes; sie enthebt uns vor allen Dingen der Unbequemlichkeit, sich eine Umänderung und Weiterentwicklung vorstellen zu müssen.

Wir werden auf diese Frage noch verschiedentlich zurückkommen müssen. Hier kann bereits festgestellt werden, daß es im Aurignacien schon Cro-Magnon-Rassische und im Magdalénien Aurignac-Menschen gibt. Damit fällt auch die oben angeführte Sonderstellung einer Solutréen-Rasse von selber fort. Die ganze Frage für die europide Rasse ist also nur zu lösen, wenn man alle Funde unabhängig von den einzelnen Perioden und ihrer

geographischen Verbreitung zusammenfaßt. Dann ergibt sich erst der Begriff des Homo sapiens diluv., und zwar hier nur für den europiden Kreis. Es war dabei schon immer fraglich, ob von den nach der alten Schulmeinung zitierten Rassen ein Typ morphologisch primitiver sein könne als der andere. Und wenn der Aurignac-Mensch einmal als Vertreter dieser primitiveren Rasse im Gegensatz zu einem als höher entwickelt angesehenen Cro-Magnon aufgefaßt wurde, so war darin außer der zeitlich früher liegenden Periode des Aurignaciens auch der Unterkiefer des Mannes von Combe capelle schuld. Der zeigt ja bekanntlich eine Kinnbildung, die als +— bezeichnet werden muß, im Gegensatz zu dem meist ausgeprägten, sehr spitzen Kinn des Cro-Magnon. Nun ist der Unterkiefer an sich schon durchaus ungeeignet, allein etwas über Primitivität auszusagen; es gibt ja wohl keinen anderen Knochen am menschlichen Schädel, der so wie der Unterkiefer variiert. Es ist wahrscheinlich nur ein Zufall, daß der Unterkiefer des Mannes von Combe capelle eine senkrecht verlaufende Mediansagittale der Symphyse zeigt. Andere Aurignac-Unterkiefer haben Kinnbildungen, wie sie einem Homo sapiens zukommen. Es ist deshalb trotzdem sehr wertvoll, daß wir gerade bei Combe capelle eine Mandibula angetroffen haben, die in der Kinnausbildung zwischen dem Neandertalensis und Sapiens vermittelt.

Sonst muß immer wieder betont werden, daß bei Aurignac-Schädeln dieses, bei Cro-Magnon-Skeletten jenes Merkmal mehr an Neandertaler erinnert. Nach der Übersicht, die wir heute über jungpaläolithische Skelettreste haben, ist es überhaupt nicht mehr möglich, Aurignac- und Cro-Magnon-Typus klar voneinander zu trennen; darüber habe ich in der Zeitschrift „Rasse" schon einmal berichtet. Der schmale zierliche Typus mit ausgesprochenem Langkopf kommt ständig neben dem plumpen, schweren Typ mit eckigem Cro-Magnon-Kopf vor. Wer seit dem Aurignacien die langköpfige europide Rasse besonders in ihren nördlichen Abteilungen behandelt, muß immer wieder bis in die geschichtliche Zeit hinein Aurignac- und Cro-Magnon-Form nebeneinander vorkommend finden; dabei ist es natürlich ganz gleich, ob man sie einmal Groner- und Nordendorfer Typus, Sion- und Hohberg- oder Reihengräber-Typus nennt. Will man nach der Häufigkeit des Auftretens nur einen Namen wählen, so tritt einem der Cro-Magnon-Kopf öfter entgegen als der von Aurignac; deshalb war ja auch schon der Cro-Magnon-Typ als der am besten passende Vertreter des Homo sap. diluv. angesehen, wenn man nach einer Patenform sucht — und das trifft nicht nur für Europa zu.

Wenn eben statt Schädel „Kopf" gesagt wurde, so war das kein Versehen; denn auch unter der lebenden Bevölkerung treffen wir im allgemeinen mehr den breitgesichtigen Typus mit schmalen, rechteckigen Augenhöhlen als die eigentliche nordische Rasse mit hoher Orbita und langem Gesicht.

Dabei darf nicht das Mißverständnis auftreten, als ob etwa der Aurignac-Schädel besonders „nordisch“ wäre — auch er ist in seiner gesamten Gesichtsbildung, vor allen Dingen hinsichtlich der schmalen Augenhöhlen, durchaus Cro-Magnon-Typ, der nur einen zierlichen schmalen, außerordentlich langen Gehirnschädel damit verbindet.

Daß nach speziellen Vorläufern der nordischen Rasse im Jungpaläolithikum gesucht wird, kann nicht verwundern. Wenn wir sie heute antreffen und überdies wissen, daß der rezente Homo sap. Europas sich an den diluvialen anschließt, dann ist es natürlich verständlich, wenn man auch die Rassenunterschiede zwischen nordisch und fälisch im Jungpaläolithikum zu erkennen sucht. Darüber wird später noch besonders gesprochen; es kann hier bereits zitiert werden, daß der Schädel — nicht das Skelett — von Chancelade als spezieller Ahnenrest der nordischen Rasse in Anspruch genommen wird.

Es war eben absichtlich ein Unterschied zwischen Schädel und Skelett betont; denn es trifft nicht zu, daß zu jedem Cro-Magnon-Cranium auch ein großer, plumper Körper gehört. Es gibt auch kleine Cro-Magnon-Menschen, wenn wir die Schädelform zur Rassendiagnose wählen. Andererseits treffen wir gerade im Gebiet der heutigen mediterranen Rasse (gemeint ist die Riviera, Frankreich und Italien), die, wie der Aurignac-Mensch im allgemeinen klein und zierlich gebaut ist, auch sehr große Menschen, die ganz den Cro-Magnon-Leuten entsprechen. Auf diese Erscheinung ist bisher in Rassenbeschreibungen noch nicht hingewiesen worden, sie soll deshalb später genauere Beachtung finden.

Was früher als Aurignac-, Brünn- oder Galley-Hill-Rasse bezeichnet wurde, ist eigentlich nur auf den Schädel begründet. Lediglich beim Mann von Combe capelle, dem auch einmal der Name „Homo aurignaciensis“ beigelegt war, haben wir das Skelett soweit vollständig, daß wir über Körperhöhe und Proportionen etwas aussagen können. Dadurch hat sich die Meinung gebildet, daß der Aurignac-Mensch in der Körpergröße nicht über den Neandertaler hinausgegangen sei; es ist wohl tatsächlich ganz vergessen worden, daß es reichlich gewagt ist, auf einen einzigen Skelettfund hin einer ganzen angenommenen Rasse ihre Form vorzuschreiben. Dasselbe gilt auch für die Schädelform: Ein Schädelindex von 66 ist etwas so Extremes, daß es unverständlich ist, anzunehmen, eine ganze Rasse müsse genau nach demselben Muster gebaut sein. Galley-Hill, obgleich seitlich zusammengedrückt, ist in der Schädelbildung, auch im Index 63,4 noch ähnlich; ebenso das Skelett von Engis I in Belgien, das häufig erst an das Ende des Jungpaläolithikum gestellt wurde, jedoch sicher in das Aurignacien gehört. Aber schon der Schädel von Brünn I, der speziell als Synonym für die Aurignac-Rasse in Anspruch genommen wird, zeigt längst nicht mehr die Überschlankheit des Combe capelle. Er gemahnt auch im Gehirn-Schädel

an die Cro-Magnons, was für den Gesichtsschädel allgemein zutrifft. Von Brünn haben wir bis jetzt drei jungpaläolithische Schädel, die durchaus nicht alle zwanglos zum Aurignac-Typus gestellt werden können. Dazu kommt, daß wir sowohl bei Galley-Hill, wie auch bei Brünn Unterkiefer mitgefunden haben, die sich nur als Cro-Magnon-förmig bezeichnen lassen; sie haben genau wie der Patenfund, der Alte von Cro-Magnon, das spitze

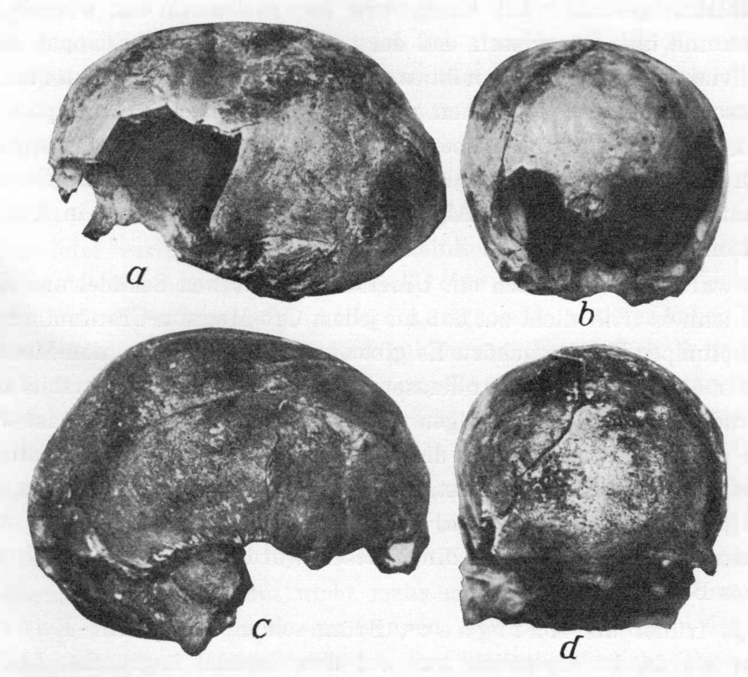


Abb. 34. Schädelfunde von Engis; a und b Schädel des neu beschriebenen Kindes von Engis II, der nach Fraipont zu den Neandertalern gehören soll, c und d der bekannte Schädel Engis I aus dem Aurignacien. (Nach Fraipont.)

Kinn, was wir am häufigsten bei diesem Typus finden. Außer der Langköpfigkeit oder, besser gesagt, außer der sehr geringen Schädelbreite und den damit zusammenhängenden Maßen, bleibt schließlich für den Combe capelle-Mann überhaupt nicht viel eigenes übrig, denn auch die tief eingezogene Nasenwurzel, die Form der Sutura naso-frontalis und der weit vorspringende Verlauf des Nasenprofils (das im unteren Teile zu ergänzen ist!), zeigt uns nichts anderes, als was wir beim Cro-Magnon antreffen und erwarten.

Diese Cro-Magnon-Ähnlichkeit des Mannes von Combe capelle ist bisher wenig betont worden; das liegt in der Hauptsache daran, daß wir ursprünglich nur die beiden Patenfunde von Combe capelle und Cro-Magnon miteinander zu vergleichen hatten. Die zeigen bei ihrer Gegenüberstellung

allerdings einen Anblick, der mehr die Unterschiede als die Übereinstimmungen hervorstechen läßt.

Wir können also gar nicht behaupten, daß es im Aurignacien eine eigene „Rasse" gegeben hat, die so zierlich und schlankgliedrig war, wie es der Mann von Combe capelle ist — auf den hin K l a a t s c h ja einmal die Idee ausgesprochen hat, er wäre wegen seiner schlanken Gliedmaßen ein Nachkömmling aus Orang-Utan-Geschlecht. Es wird das hier nicht erwähnt, um diese abwegige Hypothese noch einmal abzulehnen; das ist heute nicht mehr nötig. Hier interessiert es natürlich nur im Gegensatz zu dem grobknochigen Cro-Magnon. Es wird vielleicht eingewandt werden, daß damit der geringe Unterschied im Schädelbau auch noch durch die Skelettbildung unterstützt wird; aber selbst da würden wir alle Übergänge finden, wenn wir genügend Material aus der gleichen Zeit zur Verfügung hätten. Schon die jetzt vorliegenden Funde können zur Überbrückung weitgehend herangezogen werden. Beim Mann von Combe capelle kommt noch hinzu, daß man aus der Fülle der Beigaben bei einer Bestattung in so früher Zeit auf den Gedanken kam, es könne sich möglicherweise um einen Stammeshäuptling handeln, jedenfalls um einen Mann aus sozial höherer Schicht, bei dem auch aus diesem Grunde an einen „feineren" Körperbau gedacht werden könne.

Wir sehen also, daß die Zeugen für eine eigene Aurignac-Rasse doch verhältnismäßig dürftig sind und daß sie außerdem noch nicht einmal allen Anforderungen genügen, die man an einen Rassenunterschied den Cro-Magnons gegenüber stellen könnte.

Nach diesen Erörterungen ist das Hauptzeichen der C r o - M a g n o n - R a s s e im großen, plumpen Schädel mit breit ausladender rechteckiger Kieferwinkelform, mit entsprechend schweren und derben Knochen zu

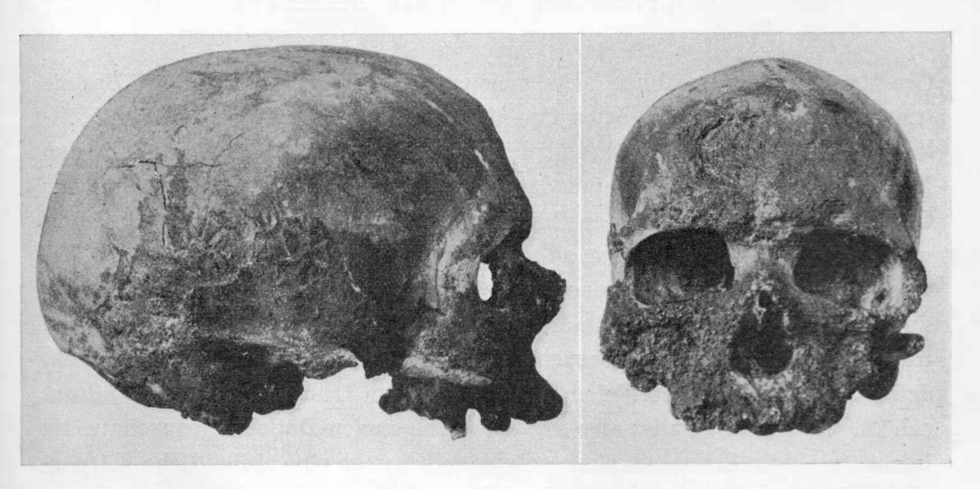


Abb. 35. Schädel des Mannes von Cro-Magnon. Originalaufn. des Institut d'Ethnologie, Paris.

suchen. Da verschiedene Skelettfunde auf große oder sogar sehr große Körperhöhen hinweisen, hat man allgemein mit dem Begriff „Cro-Magnon“ auch die großwüchsige Gestalt verbunden. Es war schon gesagt, daß das keinesfalls bei allen Skeletten zutrifft, die wir dem Schädel nach unbedenklich als Cro-Magnon identifizieren. Die typischen Cro-Magnon-Augenhöhlen: außerordentlich niedrig, stark rechtwinklig abgeknickt, breit ausladend und häufig schräg nach unten-außen gerichtet, sind ein Charakteristikum für den sogenannten Alten von Cro-Magnon, der als Patenfund, aber auch als Extrem für den Orbitalindex den niedrigen Wert von 56 aufweist. Was wir sonst in der Dordogne an jungpaläolithischen Skeletten haben, läßt sich eigentlich nur — mit Ausnahme des beschriebenen Skelettes von Combe capelle- zur

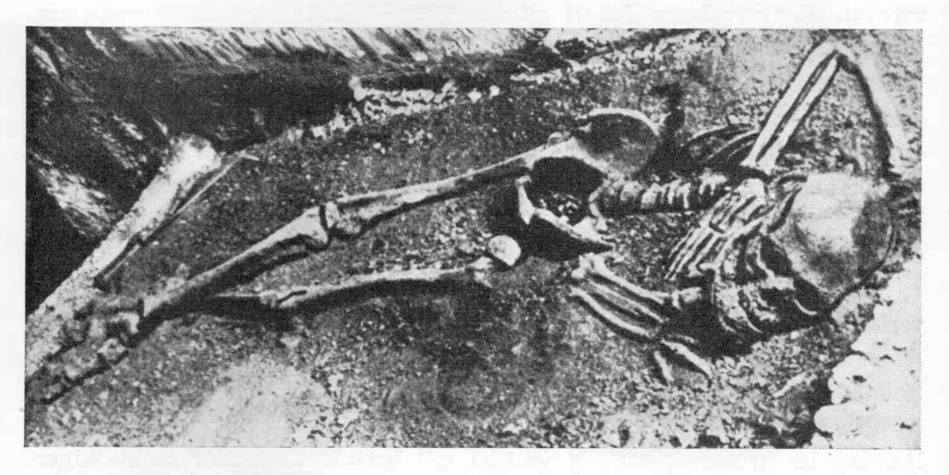


Abb. 36. Skelett des großen Mannes aus der Barma grande bei Mentone-Riviera. (Originalaufnahme des Grimaldi-Museums.)

Cro-Magnon-Rasse rechnen. Die meisten und in ihrer pietätvollen Bestattungsweise auch auffallendsten Cro-Magnon-Skelette stammen aus den Höhlen von Mentone. Und während der eigentliche Cro-Magnon-Fund in das Magdalénien gestellt wird und damit zu der Annahme verleitete, daß der Cro-Magnon-Mensch oder der Rentierjäger das Leitfossil für Magdalénien wäre, gehören nach Obermaier alle Cro-Magnon-Skelette aus den Riviera-Höhlen in das Aurignacien. Ich konnte erst kürzlich alle Skelette, zum Teil in Paris, zum Teil in Monaco und in Grimaldi, genauer besichtigen und dabei die Fundstätten besuchen. Dadurch verstärkt sich der Eindruck, daß alles zu einer einheitlichen Kultur aus dem frühen Jungpaläolithikum gehört. Obermaier ist also mit der Aurignacien-Datierung durchaus im Recht. Auch die Riviera-Skelette zeigen keineswegs eine einheitliche Körpergröße. Daß manche von ihnen besonders groß waren, war schon gesagt; aber als übereinstimmend fiel mir mehr die Stärke der langen Gliedmaßen-

knochen mit ihren plumpen Gelenken auf. Dazu kommt in dem einen Männerschädel aus der Barma Grande ein derartiges Extrem für eine Quadratschädelform, daß man sicher auf der ganzen Erde keinen zweiten Schädel finden würde, der ihm gleichzusetzen ist. Alle Cro-Magnons haben im Gegensatz zu den Aurignac-Schädeln eine erhebliche Schädelhöhe. Eine Basion-Bregmahöhe von 158—159 mm Höhe, wie sie der genannte Barma-Grande-Schädel besitzt, ist allerdings ein Maß, das bei normalen Schädelformen nur ganz vereinzelt wieder anzutreffen ist. Bestattung, Schmuck und Beigaben sind ganz so, wie es der kulturellen Höhe der Zeit entspricht*).

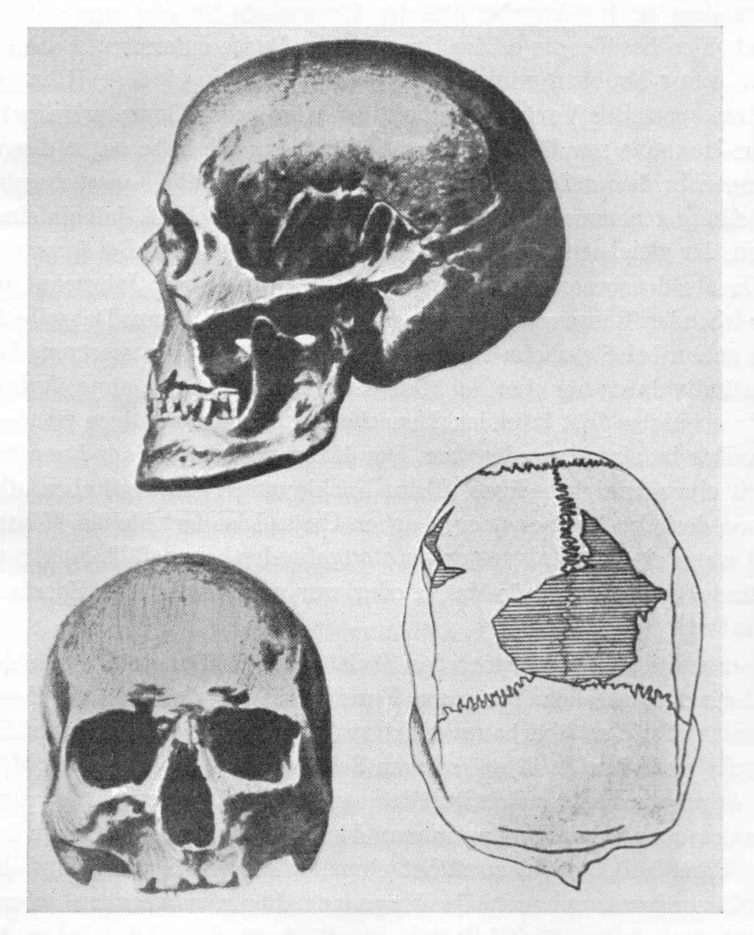


Abb. 37. Schädel des Mannes von Chancelade-Dordogne (nach Testut).

Bleiben wir zunächst bei den Funden in Westeuropa, so ist hier das Skelett zu nennen, das häufig aus dem Cro-Magnon-Kreis herausgenommen

*) s. Abb. 36.

wurde, weil man sich meistens nicht mehr um den Zustand des Skelettes selbst bekümmert hat. Das ist das Skelett von Chancelade, von dessen Schädel drei etwas reichlich alte Photographien existieren. Für das Skelett gibt Verneau in seinem großen Werk über die Mentone-Höhlen eine Körperhöhe von 159 cm an. Diese geringe Körpergröße (158,8 cm) errechnet Testut aus dem kurzen Femur, das nur 408 mm lang ist, dabei aber in seiner Derbheit gut dem schweren Cro-Magnon-Typus entspricht und an Neandertaler erinnert. Darauf soll hier besonders aufmerksam gemacht werden; denn der Grund der Absonderung aus der Cro-Magnon-Gruppe liegt in der Angabe, daß der Chancelade-Schädel ungleich höhere Augenhöhlen besäße, als es der Cro-Magnon-Rasse zukommt. Daraus wird die für unser Problem wichtige Folgerung gezogen, daß der Chancelade-Mann ein spezieller Vorfahr der heutigen nordischen Rasse wäre, während die Cro-Magnons zur fälischen Rasse überleiten. Ich habe gegen diese Ausführungen in dem zitierten Aufsatz in der Zeitschrift „Rasse“ bereits einmal Stellung genommen; damals aus dem logischen Schluß, daß ein einzelner Mensch, der gleichzeitig innerhalb einer „andersrassigen“ Bevölkerung lebt, niemals als der besondere Ahne einer ein bis mehrere Jahrzehntausende später lebenden Rasse oder Gruppe aufgefaßt werden kann. Dasselbe hatten wir ja schon bei Steinheim zu besprechen; es würde voraussetzen, daß von diesem Individuum her eine Nachfahrenlinie ausginge, die ohne Verbindung mit der ebenfalls dort lebenden Menschengruppe zur heutigen Sonderrasse führte. Das ist einfach undenkbar. Der Mann von Chancelade kann unmöglich mit einer „gleichrassigen“ Frau Nachkommen erzeugt haben, die sich stets von den Cro-Magnons der gleichen Gegend isoliert hielten. Wenn aber irgend wann einmal Einkreuzungen stattgefunden haben, fällt damit auch die Hypothese, den Chancelade-Mann, oder wer es sonst ist, als Spezialahnen aufzuführen.

Nun sollte man sich jedoch das Skelett oder wenigstens den Schädel erst einmal genauer ansehen. Der ganze Fund wird in Perigeux in der Dordogne aufbewahrt, ist also überhaupt nicht so leicht zugänglich; aber in Frankreich gibt es immerhin Abgüsse vom Schädel. Und da zeigt sich, daß das Stück durchaus nicht so einwandfrei erhalten ist, wie man es allgemein wohl angenommen hat. Und wenn man dann den großen gewichtigen Schädel in der Hand hält, kommt zunächst einmal nicht der Gedanke auf, in ihm etwas Besonderes, von den Cro-Magnons Abzutrennendes zu sehen. Die Augenhöhlen sind natürlich höher als die beim Patenfund; aber das ist nichts Abwegiges, denn so niedrige Augenhöhlen, wie sie der Mann von Cro-Magnon hat, gibt es ja so leicht nicht wieder. Die ganze Form der Orbitae mit ihrer rechtwinkligen Abknickung ist doch durchaus Cro-Magnon-artig. Die Nasenbeine sind am Schädel nicht erhalten; sie ergaben zwar eine hohe, schmale Nase; aber noch schmaler als die Apertura pri-

formis des Cro-Magnon-Mannes werden auch nur wenig Nasenöffnungen sein. Wirklich nordische Schädel mit schmalem Hochgesicht sehen doch wesentlich anders aus, als dieser Magdalénien-Mensch. Darin liegt ein Problem, das im positiven Sinne überhaupt erst viel später erörtert werden kann. In der jüngeren Altsteinzeit haben wir eben noch keine ausgesprochenen Nordisch-Rassischen, sondern müssen uns mit der Cro-Magnon-Form im weiteren Sinne zufrieden geben.

Wenn wir im Körperbau vom Nordischen einen hohen, schlanken Wuchs erwarten, dann läßt uns also der Chancelade-Mann mit kaum 160 cm Körperhöhe vollkommen im Stich. Da die ganze Erörterung negativ ausfallen mußte, mag sie hiermit auch abgeschlossen sein.

Eine auffällige Parallele zum Cro-Magnon-Fund — und zwar sowohl was die Fundumstände wie auch die Morphologie der Skelette betrifft — haben wir im Doppelfund von Obercassel bei Bonn. Wenn man hier Mann und Mann, ebenso wie Frau und Frau (vor allen Dingen aber die Männer) miteinander vergleicht, dann möchte man annehmen, daß ihre direkte Familienverwandtschaft nicht allzuweit zurückliegt. Es ist deshalb überflüssig, einzelne Unterschiede zu betonen; höchstens soll bei der Frau von Obercassel darauf hingewiesen werden, daß es nach allem Gesagten heute wohl nicht mehr angängig ist, in ihr ein Mischprodukt aus einer ganzen Anzahl diluvialer Rassen zu erblicken. Ziehen wir zum Vergleich zu diesem Frauen-Schädel alle bekannten Diluvial-Reste der gleichen Kulturperiode heran, dann zeigt das untersuchte Objekt natürlich einmal mit diesem, einmal mit jenem Schädel morphologische Ähnlichkeit. Es ist mir eigentlich nicht recht verständlich, wie man daraus den Schluß ziehen soll, die anderen Skelette seien Überbleibsel verschiedener Rassen, und die Obercasseler Frau sei ein Bastard von allen, an denen man Ähnlichkeiten entdeckt hat. Das kommt immer wieder daher, daß man meint, in früheren Zeiten hätten alle Menschen derselben Rasse vollkommen gleich ausgesehen. Daß der Mensch zu allen Zeiten seine Variationsbreite gehabt hat, ist nun in diesen Zeilen so oft gesagt worden, daß es nicht notwendig ist, noch einmal darauf einzugehen. Auffälliger ist, daß auch das weibliche Geschlecht der Cro-Magnon-Zeit recht kräftige, männlich anmutende Merkmale im Schädel- und Skelettbau zeigt. Aber das ist auch wieder nichts Besonderes; bei einer Rassengruppe, die so klobige Männer hervorgebracht hat, werden wohl die Frauen im Durchschnitt nicht zierliche Elfen gewesen sein. Trotzdem wird dort, wo wir über größeres Material verfügen, immer auf den großen Geschlechtsunterschied hingewiesen; auch das ist nicht verwunderlich, wenn die Männer sich zu einem Extrem entwickelt haben, das ohne Zweifel als spezialisert bezeichnet werden muß. Geschlechtsgleichheit ist primitiv, Sexualdimorphismus ist Zeichen weitgehenderer Spezialisierung — so wie wir es schon bei den Menschenaffen finden.

Weiter kommen in Deutschland die Funde von Stetten in Betracht. Es sind zwei Schädel und ein Unterkiefer, die 1931 im oberen Lonetal, nordöstlich von Ulm, entdeckt worden sind. Wenigstens der erste Schädel gehört sicher dem Jungpaläolithikum und zwar dem mittleren Aurignacien an. Der mitgefundene Unterkiefer stammt von diesem Schädel, der in seiner langgezogenen Form sich den anderen Jungpaläolithikern anpaßt. Es fehlt allerdings die stärkere Betonung der Glabellar-Gegend, die umgekehrt gerade bei dem zweiten Schädel besonders stark ausgebildet ist. Beide Funde müssen zusammen besprochen werden, obwohl vielleicht der zweite nicht in diesen Abschnitt gehört. Auch dieser Schädel war zwar in der gleichen Aurignacien-Schicht gefunden, aber doch weit entfernt und im oberen Teil des oberen Aurignaciens. Überraschend ist nämlich bei beiden die Zertrümmerung der Stirn in der Glabellar-Gegend, die durchaus den Eindruck einer absichtlichen Verletzung macht. Es könnte sein, daß die Personen durch einen Hieb vor die Stirn getötet worden sind. Es ist natürlich auffällig, daß das bei beiden Funden ganz ähnlich angetroffen wird. Während der erste Schädel durchaus kein Hindernis bildet, zu der reichhaltigen jungpaläolithischen Kultur, die von Stetten bekannt geworden ist, gestellt zu werden, zeigt der zweite Fund trotz seiner Glabellar-Vorwölbung einen ausgesprochenen Kurzkopf. Ich würde keine Bedenken tragen, mich auch hier von der Natur belehren zu lassen und anzuerkennen, daß bereits im Aurignacien im westlichen mittleren Europa die Variation zur kurzköpfigen Schädelform vorkommen kann. Gieseler, der Bearbeiter der Schädelfunde, erkennt aber in dem immerhin vorhandenen Schichtunterschied und auch an der Tatsache, daß hier über dem Aurignacien kein Magdalénien und kein Neolithikum vorhanden ist, einen gewichtigen Grund, für beide Funde trotz der einheitlichen Stirnverwundung, die wohl im selben Sinne gedeutet wird, keine Gleichzeitigkeit anzuerkennen. Damit wären wir der Unbequemlichkeit enthoben, unsere Anschauung von der einheitlichen Langschädligkeit des Homo sap. diluv. umzustoßen. Wenn ich auch aus anderen

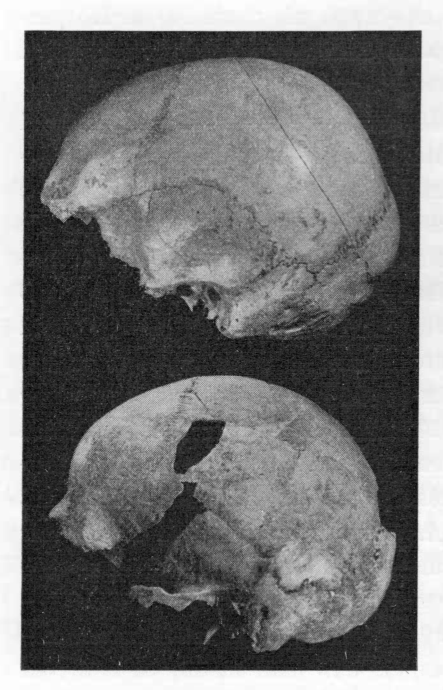


Abb. 38. Die Schädel von Stetten I u. II (nach Gieseler).

Erfahrungen heraus geneigt bin, mich zum Umlernen zu bequemen, so müßte allerdings bei Stetten — genau so wie an anderen Fundplätzen — dazu verlangt werden, daß die Fundumstände durchaus einheitlich sind; und das ist hier nicht der Fall. Deshalb bleibt es auch bei der Tatsache, die nun hier bereits festgestellt werden kann, daß ein eigentlicher Rundkopf im Jungpaläolithikum und demnach im ganzen Paläolithikum bis heute nicht bekannt ist. Wenn Gieseler den Schädel Stetten II mit einem Fragezeichen in das Mesolithikum setzt, so wird damit wohl der Schädel selbst als Leitfossil benutzt; denn nach dem Abschluß der jüngeren Altsteinzeit oder in der mittleren Steinzeit = Mesolithikum treten uns an verschiedenen Stellen und gerade in der Umgegend von Stetten die ersten Kurzschädel entgegen. Für ein Rassenproblem hat also Stetten II in diesem Kapitel mit seiner entsprechenden Karte noch auszuscheiden.

Deutschland hat zwar noch mehr menschliche Fossilien, die in jungpaläolithische Zeit gestellt werden und sicher zum Teil auch dorthin gehören. Die Knochenreste von Nürnberg zeigen sogar einen ausgeprägten neandertaloiden Charakter; andere Funde begründen ihr Alter auf die Lagerung im Boden; sie können also ohne Beigaben nicht sicher datiert werden. Daß wir sie hier nicht aufzählen, ist insofern nicht störend, als sie am Problem der Rassenentwicklung doch nichts ändern würden. Alles bisher Genannte liegt selbstverständlich in der mittleren Linie und könnte als Vorfahrentyp nur für zwei Formen in Frage kommen, die selbst wieder in die Mitte dieser Linie gehören: für die mediterrane und für die nordische Langkopfrasse, hier ohne Unterteilung in „nordisch“ und „fälisch“ gemeint.

Předmost-Mähren

Eine eigene Behandlung verlangt nun der altberühmte und schon einmal genannte Fundplatz von Předmost in Mähren; wir können überhaupt sagen: das gesamte mährische Jungpaläolithikum. Předmost hatte ja anfangs durch die Bekanntgabe des Männerschädels Nr. III und des Frauenschädels Nr. IV die Meinung aufkommen lassen, es könne hier mit früher Stufe und morphologischer Urtümlichkeit der Anschluß an den Neandertaler gegeben worden sein. Nach der Veröffentlichung des Gesamt-Fundmaterials von Matiegka wissen wir nun aber, daß dort nur eine Cro-Magnon-Form vorliegt mit teilweise recht auffälliger, primitiver Prägung. Matiegka schließt nämlich seine Arbeit mit dem Satz, daß die Předmost-Skelette doch einen einheitlichen Typ repräsentieren, der sich den wohl bekannten Schädeln vom Typus der Cro-Magnon-Formen anschließt, von denen sie eine einfache Variante bilden.

Wir haben also wie immer das Ergebnis, daß eine größere Anzahl von Individuen auch variiert. Und hier liegt die Variation in der Richtung, daß

sie zwischen der Homo sapiens-Form des Jungpaläolithikums und der älteren Neandertalerstufe vermittelt. Dem entsprechen auch die Schädelmaße und Indizes, die zwischen 70,15 und 77,63 schwanken. Die Skelettknochen sind ebenso wie die Schädel mit starken Cristen versehen und deuten damit auf eine kräftig entwickelte Muskulatur. Trotzdem wirken die Skelette in ihrer Gesamtheit verhältnismäßig grazil.

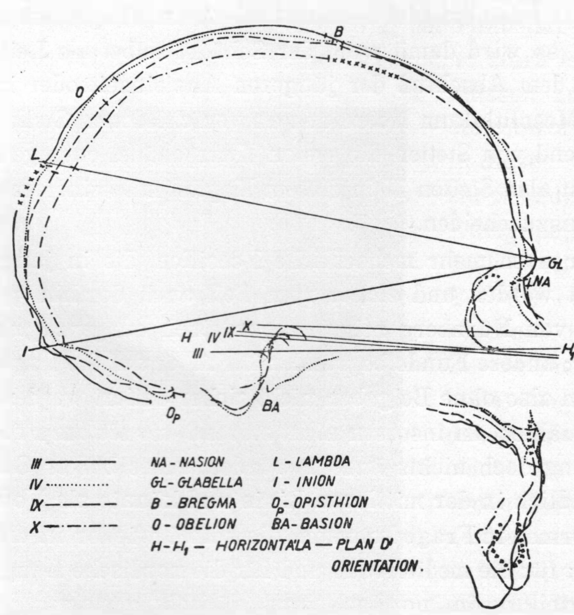


Abb. 39. Mediansagittal-Kurven der Předmost-Schädel Nr. III, IV, IX, X (nach Matiegka).

Auch Bonnet kam nach seiner Arbeit über die Obercassel-Skelette zu dem Schluß, daß sich durch die Feststellungen, die an den Schädeln von Předmost und Obercassel gemacht worden sind, eine ununterbrochene Reihe der Entwicklung von der Neandertalergruppe bis zum nordischen Neolithikum hinzöge.

Der Formübergang trifft jedenfalls, wie gesagt, nicht nur für Předmost allein zu, sondern auch andere mährische Jungpaläolithiker wie Brünn, Brüx und Podbaba zeigen teils in diesem, teils in jenem Merkmal, meistens aber in der Stirnbildung, die Anklänge an die vorhergegangene Menschheitsstufe. Es ist natürlich möglich, daß diese Sonderausbildungen — obgleich sie ein Anzeichen für altes Ahnenerbe sind — durch Sippschaftsverwandtschaft entstanden sind und deshalb auch familiär gehäuft vorkommen. Dann wäre damit kein Anlaß mehr für eine besonders hohe Altersdatierung gegeben.

Der Name „Brünn-Rasse“ ist in der urgeschichtlichen Anthropologie ein Begriff geworden, der verschieden gebraucht wird. Manchmal wird darin nur ein Synonym für Aurignac-Rasse oder Galley Hill-Rasse gesehen; andere verstehen unter Brünn-Rasse die mährische Gruppe mit besonders primitiven Merkmalen am Gehirnschädel.

Es ist deshalb wichtig, noch einmal darauf hinzuweisen, daß wir von Brünn jetzt drei Schädel oder Schädelreste besitzen. Die Brünn-Rasse war auf den ersten Fund vom „Rotenberge“ begründet. Der zweite Schädel von

der „Franz-Josef-Straße" (meistens als Brünn I bezeichnet) entfernt sich vom Cro-Magnon-Typ nicht so, daß er zu einem neuen Rassennamen Anlaß geben könnte. Das dritte Kranium, das 1926 gefunden wurde, übertrifft durch die Höhe seiner Augenhöhlen sogar den Schädel von Chancelade. Drei Rassen sind in Brünn bestimmt nicht zusammengekommen, auch wenn wir nicht behaupten wollen, daß alle drei Schädel genau gleichaltrig sind. So ist der Name Brünn-Rasse heute überhaupt nicht mehr angebracht; wir haben Jungpaläolithiker vor uns auf der Grundlage der Cro-Magnons, so daß uns auch Mähren keine besonderen Rassenprobleme aufgibt. Erinnern möchte ich noch einmal an die Arbeit von Januschke, der gerade für dieses Gebiet, seine Heimat, jetzt noch das Vorkommen solcher altertümlichen Typen nachweisen will. Wenn m. E. eine solche Beobachtung nicht nur für Mähren zutrifft, so bleibt es doch bei der Tatsache, daß sie gerade für diese Gegend angegeben wird.

Es ist also selbstverständlich, daß man bei jedem Fund Besonderheiten findet. Und wenn man darauf ausgeht, neue Rassentypen aufzustellen, dann gibt einem auch das europäische Jungpaläolithikum dazu genügend Gelegenheit. Daß es sich dabei nicht um „Rassen" handeln kann, war wohl hinreichend erklärt worden; wichtiger ist dabei, daß trotz aller Einzelunterschiede die Einheitlichkeit in der neuen Diluvialis-Form noch mehr heraustritt. Ähnlich wie beim Neandertaler können wir auch für den diluvialen Homo wieder eine Summe von Mediansagittalen zeichnen, die ganz den Eindruck macht, als hätten wir nicht lauter äußere Schädelkurven vor uns, sondern nur den Schnitt durch eine einzige jungpaläolithische Schädeldecke; oder mit anderen Worten: die Variationsbreite aller herangezogenen Schädel geht kaum über die Knochendicke eines einzelnen normalen Kraniums hinaus. Diese Übereinstimmung hat natürlich wieder ihre Auswirkung auf die Frage nach der Verbindung mit heutigen europiden Rassen. Sie liefert zunächst also für Europa den Schluß, daß die Cro-Magnons im weitesten Sinne als Ahnen der mittleren Linie oder der Europiden anzusehen sind — soweit hier die langköpfigen Rassen dafür in Frage kommen. Es wurde vorhin schon gesagt, daß sich diese Unterrassen damit wieder in die Mitte der mittleren Linie stellen.

Außereuropäische Diluvialis-Rassen

Afrika

Mit diesem Abschluß des Cro-Magnon-Vergleiches wären aber die Grenzen zu eng gezogen: Cro-Magnon haben wir auch in Afrika! Für Nordafrika, das ja noch heute zum europiden Rassenkreis gehört, ist damit bereits im Jungpaläolithikum der Anschluß an Berber (Volk) und an Hamiten (Sprache) gegeben. Das ist also nicht das Besondere, was mit „Afrika"

gemeint ist; denn auch im anthropologischen Afrika, d. h. im Osten und Süden, haben wir dieselben Cro-Magnon-Menschen. Wieder taucht hier der beinahe berüchtigt gewordene Name Oldoway auf. Wenn ich mich vorher gänzlich ablehnend verhielt, dann kann Oldoway jetzt doch wenigstens als möglich genannt werden. Das liegt aber nicht daran, daß ich den Fund als sicher jungpaläolithisch ansehe, sondern es geschieht nur deshalb, weil der Homo sapiens bis in diese Zeit hinein möglich ist. Wenn daher nach Recks Angabe die anthropologischen Bearbeiter Mollison und Gieseler sich für die Zugehörigkeit zum Jungpaläolithikum entscheiden, dann kann dieser Schluß als möglich zugegeben werden. Eindeutig zu behaupten ist jedoch auch das nicht. Die Tatsache, daß der Oldoway-Schädel eine Anfeilung der Schneidezähne in waagerechter Richtung zeigt, während die heutigen Massai mehr die senkrecht gerichtete Zahnbefeilung vorziehen, möchte ich nicht ernstlich dazu heranziehen, an Beziehungen somatischer Art nach Indien und dem Malaiischen Archipel zu glauben. Es ist mir im Gegenteil die Zahnbefeilung eher ein Anzeichen für ein sehr junges Alter. Der Schädel hat seiner ganzen Form nach mit Ostasien nichts zu tun; Indien, das zum europiden Rassenkreis gehört, ist denkbar. Und wenn der Oldoway-Mann durch die Zahndeformation entweder anthropologisch oder kulturell Anklänge nach dorthin erkennen läßt, dann kann das nur als Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß er erst aus einer Zeit stammt, in der Inder als Händler nach Ostafrika gekommen sind. Daß wir selbst einen Inder oder indischen Abkömmling bei Oldoway vor uns haben, halte ich für unwahrscheinlich; dazu liegt die Gegend doch zu weit von der ostafrikanischen Küste entfernt. Aber daß die hamitischen Massai-Leute eine Mode, die sie von den Händlern Indiens kannten, gelegentlich einmal nachahmten, ist einleuchtender als alles andere. Ich glaube deshalb eher, daß das ganze Oldoway-Skelett in diesem Kapitel noch nicht zu besprechen ist. Es handelt sich unbedingt um eine Hocker-Bestattung an einem Abhang; und als Recks Negergehilfen die Bestattung dadurch fanden, daß der Schädel selbst frei aus der Oberfläche herausragte, war von vornherein kein Anlaß dazu gegeben, sich die hier fehlenden Schichten des Grabenrandes darüber zu denken. Ich habe Recks bildliche Darstellung, als sei der Schädel *in* der zweiten Oldoway-Schicht gefunden, dahin korrigieren müssen, daß diese Schicht am Grabenabhang mit breiter Fläche zutage trat. Bis auf den heutigen Tag befindet sich aber alles, was dort liegen bleibt, in zweiter Oldoway-Schicht; jeder Beweis, daß das Skelett einmal von den höheren Schichten bedeckt gewesen ist, fehlt nicht nur, sondern es konnte ja sogar durch Boswell nachgewiesen werden, daß im Brustkorb des Hockers Reste der jüngsten Schicht, des oberen Steppenkalkes, vorhanden waren. Es wäre deshalb wirklich an der Zeit, von diesem „ältesten Menschenfund“

zu schweigen und ihn nicht durch die ebenso unerfreulichen Funde und Fundberichte von Kanam und Kanjera zu stützen.

Es wäre durchaus nicht notwendig gewesen, diese schon häufig gebrachte Ablehnung nun noch einmal zu zitieren, wenn nicht der Oldoway-Schädel eine andere Bezeichnung als „Cro-Magnon-artig“ verdiente. Er neigt durch seine Schmalheit und Langköpfigkeit mehr zur Aurignac-Form; Messungen sind jedoch an dem Stück, so wie es jetzt vorliegt, wenig angebracht. Denn fraglos ist der Schädel deformiert, und zwar seitlich zusammengedrückt. Dennoch haben wir einen schmalen Langschädel mit zwar rechtwinklig abgeknickten, aber hohen Augenhöhlen und hoher schmaler Nase. Wenn wir nach Vergleichsformen im europäischen Jungpaläolithikum suchen, hätten wir wohl Aurignac eher zu nennen als Cro-Magnon. Aber auch Afrikanisches ist an dem Fund nicht zu verkennen. Die alveolare Prognathie im Ober- wie im Unterkiefer geht doch über das, was wir in Europa für normal halten, hinaus. Doch müßte hier allerdings die seitliche Verdrückung in Rechnung gezogen werden. Wenn wir aber trotz allem an Massai-Verwandtschaft denken müssen, dann ist das in keiner Weise etwas Abwegiges. Noch die heutigen Massai- und Ruanda-Leute zeigen ja die gleiche Mischung europider und negerischer Merkmale und gelten als hamitisch bedingt. Das Oldoway-Skelett bleibt also, wie man es auch auffassen mag, im wesentlichen in der mittleren Linie. Wenn wir sein Zeitalter einmal genau bestimmen könnten oder durch entsprechende neue Funde nachzuweisen imstande wären, dann könnten wir dadurch vielleicht einen Anhalt für den historischen Zeitpunkt der Rassenmischung europider Hamiten und negrider Bantus gewinnen. Das Neolithikum käme dafür wohl ohne weiteres in Frage; und älter als neolithisch braucht ja selbst der Oldoway-Fund nicht zu sein.

Neben Reck tritt bekanntlich Leakey für „alte“ afrikanische Menschenfunde ein. Für die Negerrasse trifft aber auch dabei zu, daß sie in diesem Kapitel noch nicht als sicher behandelt werden darf. Kulturgeschichtlich wird immer wieder betont, daß Aurignacien und Moustérien in Ostafrika nicht zu trennen sind, oder daß vielmehr das Aurignacien auch u n t e r dem Moustérien gefunden wird. Dahin gehören ferner die Schädel- und Skelettfunde von Nakuru und Gamble's Cave. Es ist bemerkenswert, daß Negerbeziehungen am ehesten noch bei den weiblichen Schädeln zu finden sind, wo also die Geschlechtsmerkmale an der Stirn, der Glabella und der Nasenwurzel, auch an den Scheitelhöckern, schon von sich aus in der Richtung des Negerischen ausgebildet sind. Eine sichere Diagnose auf Neger-Rasse würde man der Beschreibung und den Bildern nach aber auch hier nicht stellen. Ohne daß es notwendig ist, die Namen aller afrikanisch-benannter Kulturperioden in dieser Abhandlung aufzuzählen, tritt uns wenigstens das entgegen, daß in den als diluvial-pluvial angenommenen Schichten keine

klaren Negeranzeichen, sondern wieder Merkmale des europiden Rassenkreises entgegentreten.

Das wird anders durch die neuesten Funde von Kohl-Larsens Expedition nach Ostafrika. Darüber mußte ja schon im Anthropus-Kapitel berichtet werden. Von den übrigen mir zur Bearbeitung überwiesenen Skeletten werden wenigstens drei als jungpaläolithisch angesehen, ohne daß bereits eine genauere Datierung möglich wäre. Sollte sich das Jungpaläolithikum bewahrheiten, dann wäre damit etwas Neues festgestellt worden; denn die eben genannten Skelettreste, deren Knochen außerordentlich stark versintert sind und die teilweise eine absichtliche Rötelfärbung wie im europäischen Jungpaläolithikum aufweisen, sind trotz ihrer Zertrümmerung als negerrassisch zu erkennen. Wie weit man dabei auf eigentliche Neger oder Pygmäen-Formen schließen kann, soll später noch einmal im Zusammenhang behandelt werden. Vorläufig ist aber auch eine genauere Datierung nicht möglich, so daß die Bezeichnung „jungpaläolithisch" keineswegs „aurignacien-zeitlich" bedeutet. Und wenn wir ebenso gut das europäische Magdalénien als Kulturperiode heranziehen müßten, so ist damit noch nicht gesagt, daß es sich deshalb um die gleichen Jahrtausende handelt, die in Europa dafür in Betracht kommen. Jedenfalls haben wir auch durch Kohl-Larsens Funde bisher keinen Anlaß, in Ostafrika die Neger für älter als die europiden Cro-Magnon-Menschen zu halten. Das soll nicht bedeuten, daß sie hier tatsächlich nicht älter sein könnten; es ist vielmehr noch einmal wieder darauf hingewiesen, daß nur die vorliegenden Funde uns noch keine andere Datierung gestatten; das gleiche Problem haben wir ja in Südafrika.

Auch an der Südspitze des afrikanischen Kontinents tritt uns die Cro-Magnon-Form entgegen. Allerdings sind hier paläontologische Funde so zahlreich, aber zu gleicher Zeit noch so wenig klar, daß es schwierig ist, zu einem überzeugenden Schluß zu kommen.

Es mußte ja schon erwähnt werden, daß Dreyer berichtete, zu dem unzweifelhaft vorliegenden Acheuléen die natürlich notwendigen Menschenformen gefunden zu haben. Daß dieses südafrikanische Acheuléen pluvialzeitlich ist, unterliegt keinem Zweifel, jedoch genauere Gleichsetzungsmöglichkeiten mit europäischer Kulturfolge sind bisher wohl noch nicht überzeugend nachzuweisen gewesen. Daß der Schädel von Steinheim sich in rassisch entsprechender Abänderung in Afrika wieder gefunden hätte, war ja bereits abgelehnt und muß in diesem Zusammenhange nur noch einmal zitiert werden. Meines Erachtens haben wir in Südafrika außer dem Rhodesia-Mann von Broken Hill nur Homo-sapiens-Funde, von denen natürlich viele auch zeitlich zur Diluvialis-Form gehören. Aber es wird einem doch schwer fallen, solche Homo-sapiens-Reste in das alte und mittlere Paläolithikum zu stellen, wenn uns der Rhodesia-Fund den Beweis

liefert, daß auch in Afrika tatsächlich die Urmenschenform vorhanden gewesen ist.

Der Schädel von Springbock-Flats zeigt z. B. eine Form, nach der wir ihn eher im Cro-Magnon-zeitlichen Westeuropa als gerade in Südafrika erwarten sollten. Die kulturellen Anzeichen passen dazu. Felsmalereien, die man früher den Buschmännern zuschrieb, und manche Bestattungsformen sind noch bis in die neolithische Zeit hinein Zeugen europäischen Geistesgutes. Daß also europide, Cro-Magnon-artige Menschen im letzten Pluvialabschnitt Südafrika bewohnt haben, ist wohl nicht zu bezweifeln. Bedauerlich ist nur, daß wir noch nicht in der Lage sind, eine gesicherte Chronologisierung einmal für Afrika selbst und dann vor allen Dingen im Vergleich mit Europa durchzuführen. Auch die afrikanische Tierwelt kann uns nicht so als Leitfossil dienen, wie man es wünschen möchte. Wir hatten schon früher darauf hinweisen müssen, daß Tierformen, die nach unseren Vorschriften in das Pliozän gehören, anscheinend noch lange im Diluvium gelebt haben; und so gibt es erst recht keine Grenze zwischen dieser Periode und dem Alluvium. Klimatische Bedingungen, die heutige Wüsten bewohnbar machten, fallen mit ihrem Wechsel nicht mit der Grenze Eiszeit und Jetztzeit zusammen.

Wir können aus diesem Grunde auf der vorliegenden Rassenkarte (V) das Auftreten der Neger immer noch nicht örtlich feststellen, obwohl natürlich damit zu rechnen ist, daß jetzt Menschen vorhanden sind, die die Bezeichnung „Neger“ oder „Urneger“ verdienen.

Die ganze Negerfrage ist auch noch mit einem anderen Problem verknüpft. Heute leben im tropischen Urwald Afrikas und in den südlichen Steppen an der Namib- und Kalahari-Wüste zwerghafte Menschen, Pygmäen und Buschmänner, von denen ja behauptet wird, sie seien nicht nur übriggebliebene Vorfahren der Neger, sondern sogar der gesamten Menschheit. Die letzte Hypothese braucht nicht mehr besonders widerlegt zu werden; bei der Besprechung der heutigen Rassen werden wir sehen, daß es andere Menschenformen gibt, die eher den Anforderungen an „Urmenschen“ entsprechen. Pygmäen und Buschmänner sind ohne Zweifel als Homo sapiens aufzufassen. Trotzdem ist manches Urtümliche an ihnen, und die Frage ihrer etwaigen Vorfahrenstellung zur Negerrasse muß ernsthaft in Erwägung gezogen werden. Das liegt auch daran, daß die Skelettreste, die eben besprochen waren, wenigstens teilweise an Buschmänner denken lassen. Störend ist dabei die zeitliche Unsicherheit. Überblickt man das bisher vorliegende Material, dann macht es eher den Eindruck, als träte uns mit dem ersten Negeranzeichen zugleich die Spaltung in die Zwergform und in die eigentliche Negerform entgegen. Darüber ist noch einmal in dem Kapitel des Homo sapiens recens ausführlicher zu sprechen. Maße der Körperhöhe sind ja kein geeignetes Kennzeichen; heute nicht, weil überall

Vermischungen zwischen Großnegern und Kleinwüchsigen stattfinden; früher nicht, weil bei einer Spaltung natürlich vorher ein mehr gleichmäßiger Zustand geherrscht haben muß. Aber das mag hier schon unterstrichen sein, daß die Skelettfunde — ganz gleich, ob sie nun pluvialzeitlich oder neolithisch sind — die Entstehung der Buschmänner nach Afrika verlegen und keinerlei Stütze dafür bieten, daß sie ein abgesprengter Splitter mongolischer Hauptrasse sein können.

Wenn wir beachten, daß der heutige Neger im Skelett, vor allen Dingen aber auch im Schädel, spezialisiert und leicht erkenntlich ist, dann ist es doch überraschend, daß Afrika noch keinen besseren Anschluß an eine Urmenschenform wie die von Rhodesia mit einer Entwicklungsrichtung in das Negerische gibt; sondern, daß uns eher wieder die mittlere Rassenlinie und erst später die negride entgegentritt.

Höchstwahrscheinlich liegt diese Unsicherheit noch an dem Mangel an Fundmaterial und, wie gesagt, an der augenblicklich noch herrschenden Unmöglichkeit, die bereits vorhandenen Funde genau einzuordnen.

Die Grimaldi-Skelette von Mentone

Diese wenig angenehme Lage wird auch dadurch verworrener, daß wir ja schon seit längerer Zeit dem Negerproblem außerhalb Afrikas gegenüberstehen. Gemeint sind die beiden negerähnlichen Skelette der Doppelbestattung aus der Kinderhöhle von Mentone an der Riviera. Die damit verknüpfte Frage war mir für die Rassengeschichte der Neger wie auch für die ganze Menschheit so wichtig, daß ich eine eigene Besichtigung des gesamten Fundmaterials der Riviera-Grotten vornahm. Wir haben darüber die schon zitierte ausführliche große Arbeit von Verneau; durch die Funde aus Afrika selbst, die damals noch nicht vorlagen, konnte mit einem Vergleich bessere Klarheit geschaffen werden. Es hatten sich ja inzwischen von verschiedenen Seiten Bedenken dagegen erhoben, in den Grimaldi-Skeletten überhaupt etwas Negerähnliches zu sehen.

Es ist vielleicht angebracht, die Bezeichnungen der Fundstätten zusammenzustellen: Die Höhlen befinden sich alle in unmittelbarer Nachbarschaft von der heutigen, wie auch der damaligen Küste des Mittelmeeres. Während der letzten Eiszeit lagen sie sogar unmittelbar am Meer, so daß der jetzige 10—50 Meter breite Uferstreifen nicht vorhanden war. Die Entfernung zwischen den beiden am weitesten auseinanderliegenden Grotten beträgt nur ca. 200 Meter. Die nächste Ortschaft ist Grimaldi und liegt, ebenso wie alle Höhlen, auf italienischem Boden. Einige hundert Meter westlich davon verläuft die italienisch-französische Grenze, und dicht dahinter liegt die französische Stadt Menton, nach der die Höhlen ja auch benannt sind. Andere Bezeichnungen beziehen sich auf das Vorgebirge und

die Felsen, wonach die teils französischen, teils italienischen Benennungen entstanden sind: Der Name für die „G r i m a l d i"-Skelette ist also nach dem naheliegenden Ort und nach dem Familiennamen der Fürsten von Monaco von V e r n e a u gegeben worden. Was man in diesen Höhlen an jungpaläolithischen Skeletten gefunden hatte — es waren wohl alles Bestattungen — ist heute in Paris, Monaco und im Museum von Grimaldi selbst auf-



Abb. 40. Die Grimaldi-Höhlen an der Riviera bei Mentone. Der Pfeil zeigt die Barma-grande.

bewahrt. Die beiden negerähnlichen Skelette aus der Doppelbestattung befinden sich bekanntlich im Anthropologischen Museum auf dem Felsen von Monaco. Dieses „bekanntlich" bezieht sich aber nur auf die Literatur-Angaben. In Monaco selbst kennt das reisende Publikum nur das große ozeanographische Museum; das kleine, paläoanthropologische Museum, das durchaus nicht versteckt liegt, ist so unbeachtet, daß man im Museum selbst ungestört messen und arbeiten konnte. Es ist ein beredtes Zeichen für die Einstellung auch unserer Zeit, daß das große wunderbare Museum mit seiner Ausstellung von Seesternen und Haifischen stets ein großes Publikum anzieht, während die seltenen Zeugen unserer eigenen Vergangenheit fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit aufbewahrt werden.

Aber das nebenbei. Es besteht jedoch die Tatsache, auf die mich schon französische Kollegen vorher aufmerksam machten, daß die Schädel der beiden Grimaldi-Menschen außerordentlich stark verdrückt und z. T. sehr unrichtig zusammengesetzt worden sind. Jedenfalls hatte V e r n e a u bei seiner Arbeit eine andere Form beider Schädel in Händen, die ja seiner eigenen Zusammensetzung zu verdanken war. Die damalige Form der Cranien war richtiger als das, was heute vorliegt, und mag wohl auch den Zustand erreicht haben, der bei der Verdrückung der Knochenteile über-

haupt möglich war. Was später mit den Schädeln geschehen ist. ließ sich nicht feststellen; auf jeden Fall ist es im allgemeinen angebrachter, sich auf Verneaus Angaben und Bilder zu stützen, als die jetzt vorliegenden Schädel heranzuziehen. Es ist wohl nicht notwendig, diese Form hier genauer zu beschreiben. Zur Festigung der einzelnen Knochenteile sind die ganzen Schädel so gleichmäßig überstrichen, daß einzelne Nähte oder sonst anthropologisch wichtige Punkte nicht genau zu bestimmen sind.

Aber im ganzen kann man die Skelette natürlich verwerten und sie vor allen Dingen mit den anderen Mentone-Funden in Beziehung bringen. Denn alles, was hier vorliegt, kann nur in seiner Gesamtheit richtig verstanden werden. Dazu gehört auch der Eindruck, den die Fundstätte selbst verschafft. Darum können wir doch dabei bleiben, den Grimaldi-Skeletten ihren eigenen Namen zu lassen; sie haben auf jeden Fall ihre Eigenheiten den anderen Cro-Magnon-Skeletten gegenüber, die in denselben Höhlen gefunden sind. Die Frage ist nur, ob wir berechtigt sind, unter den Rassen des Jungpaläolithikums eine besondere Grimaldi-Rasse aufzustellen. Verneau selbst sagt ja nicht, daß die Grimaldis Neger wären; sie wären nicht negrid, sondern negroid. Verneau führt in seiner Arbeit weiter aus, daß auch unter der heutigen Bevölkerung der gleichen Gegend Schädel angetroffen werden, die nicht nur die gleichen, sondern oft noch viel stärkere Negermerkmale zeigen. Man würde nie auf den Gedanken kommen, diese Leute, die sich im Leben vielleicht gar nicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden haben, einer eigenen Rasse zuzuordnen. Verneau schließt aus dem jetzigen Vorkommen, daß sich die Merkmale der Grimaldis bis auf die heutige Zeit erhalten haben und gelegentlich einmal wieder hervortreten. Das ist möglich; aber andererseits wissen wir geschichtlich, daß sehr viel Negererbgut nach Europa und vor allen Dingen in die europäischen Mittelmeergebiete gekommen ist. Daß man z. B. in Italien, besonders auf Sizilien — auch wenn man nicht nach Beziehungen sucht — durch die Menschen selbst an Afrika erinnert wird, ist eine bekannte Tatsache. Was wir also dort an Negermerkmalen antreffen, ist nicht nur negroid, sondern auch wirklich negrid. Dieselbe Frage muß nun natürlich auch für die Grimaldi-Skelette erhoben werden; aber hier kommen noch andere Möglichkeiten hinzu.

Entweder sind die negerartigen Ausbildungen an den Skeletten Variationen, die ohne Negerverwandtschaft aufgetreten sind, oder sie entstammen, selbst echt negrid, einer Vermischung mit Negern oder — und das ist hier das Problem — sie sind ein Anzeichen für das erste Auftreten negrider Merkmale. Man würde sich vermutlich zu dieser Annahme leicht bequemen oder sie als das Nächstliegende ansehen, wenn Grimaldi nicht in Europa läge. Hätten wir einmal aus Afrika mit ebenso gesicherter aurignacienzeitlicher Datierung zwei solche Skelettfunde wie die von Grimaldi,

dann würde wohl niemand daran zweifeln, daß wir damit auf Reste aus der Ursprungszeit der Neger gestoßen wären. Soweit beeinflußt uns also die geographische Lage eines Fundes doch, daß man hier nicht nur mit Bedenken an eine solche Lösung herantritt, sondern danach sucht, ob es nicht einen anderen Ausweg gibt.

Es war somit wichtig, die Grimaldi-Fundstätte in ihrer Gesamtheit zu übersehen. Und dann kann man sich wohl nicht des Eindrucks erwehren, daß alles das, was hier gefunden ist (mit Ausnahme der jüngeren, deutlich neolithischen Reste) irgend wie zusammenhängt. Es gibt natürlich Unterschiede bei der Bestattung. Neben langgestreckter Lage z. T. auf dem Rücken, z. T. auf der Seite, haben wir auch Hocker von halbgestreckter Lage bis zur engsten Zusammenziehung des Leichnams. Aber sonst tritt einem die große Ähnlichkeit recht auffällig entgegen. Die Bestattung in roter Ockererde, die Beigaben und die Art ihrer Lagerung neben und unter dem Skelett, die Schmuck-Kettchen um Hände und Füße, die Schneckenhausreste am Schädel, die wahrscheinlich von Verzierungen einstmaliger Fellmützen oder von breiten Stirnbändern herrühren, dazu die unmittelbare Nachbarschaft der Grotten selbst ließen in mir manchmal den Gedanken aufkommen, als ob alle die Mentone-Leute sich gekannt hätten oder untereinander verwandt gewesen wären. Gewiß sind so enge Familienbeziehungen nicht notwendig. Für das Aurignacien allein stehen uns ja Tausende von Jahren zur Verfügung; aber die Einheit der Grimaldi-Kultur wurde schon von Obermaier betont, und sie bestätigt sich auch im anthropologischen Material. Dabei behalten die beiden Grimaldi-Skelette nach wie vor ihre Sonderstellung. Jedoch ist es deshalb nicht notwendig, daß diese Menschen von einer Rasse stammen, die negerisch von Afrika her über Spanien an die Riviera gekommen ist.

Mir fiel bei Vergleichen der Schädel einer Australierin auf, den ich in der Photographie beifüge. Im paläontologischen Institut zu Heidelberg fand ich den Schädel aus einem Alemannen-Grabe, der zu den Grimaldis auch eine interessante Parallele bildet. In früheren Arbeiten (Ursprung der Menschheit) habe ich neben den Schädel des jungen Mannes der Grimaldi-Rasse einen Negerschädel gestellt, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zu zeigen. Die Übereinstimmung in der Prognathie und in der niedrigen Form des Unterkiefers finden wir auch beim Australierschädel; besser als der Neger paßt zum Grimaldi-Cranium die Form des australischen Gehirnschädels, besonders die Mediansagittalkurve. Das ist ja vor allen Dingen das Merkmal, welches bei beiden Grimaldi-Skeletten als nicht-negerisch auffällt. Es würde sicher nicht schwer sein, auch unter anderen primitiven Rassen der mittleren Linie, einschließlich der Melanesier, ähnliche Schädel zu finden, besonders unter weiblichen und jugendlichen Individuen. Augen- und Nasenhöhle der Australierin passen ebenfalls zum Vergleich.

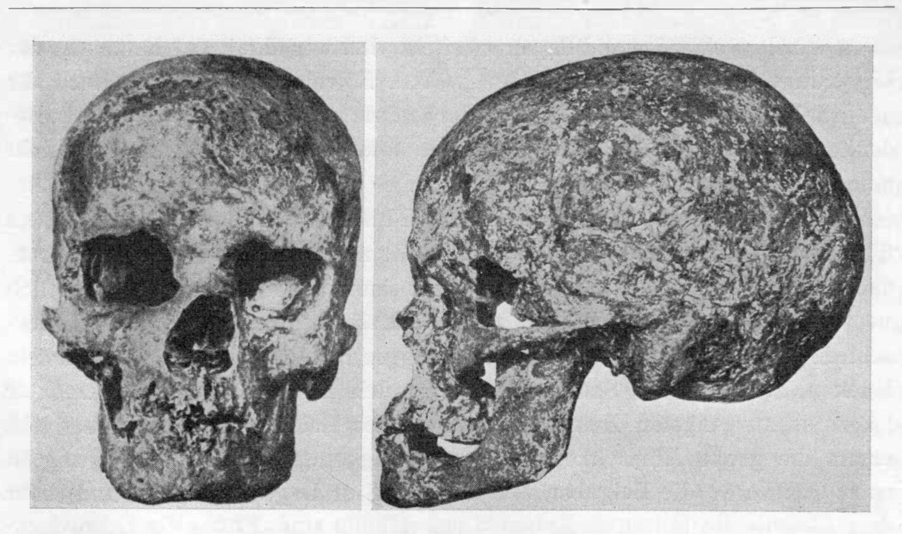


Abb. 41. Schädel der Frau von Grimaldi (nach V e r n e a u).

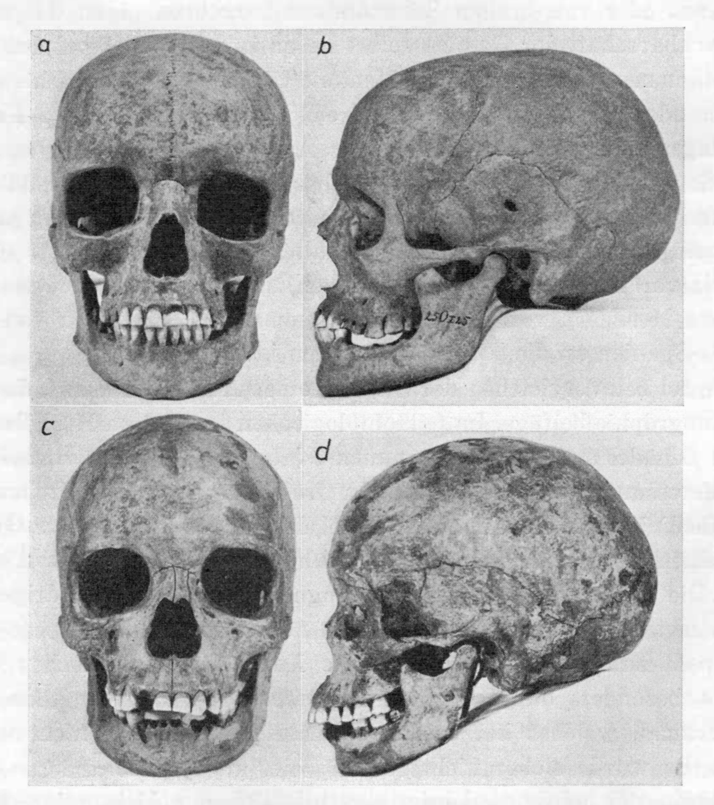


Abb. 42 a, b. Schädel eines Alemannen der Völkerwanderungszeit. (Aus dem geolog. paläontolog. Inst., Heidelberg.)
c, d Schädel einer rezenten Australierin. (Anthr. Inst., Kiel.)

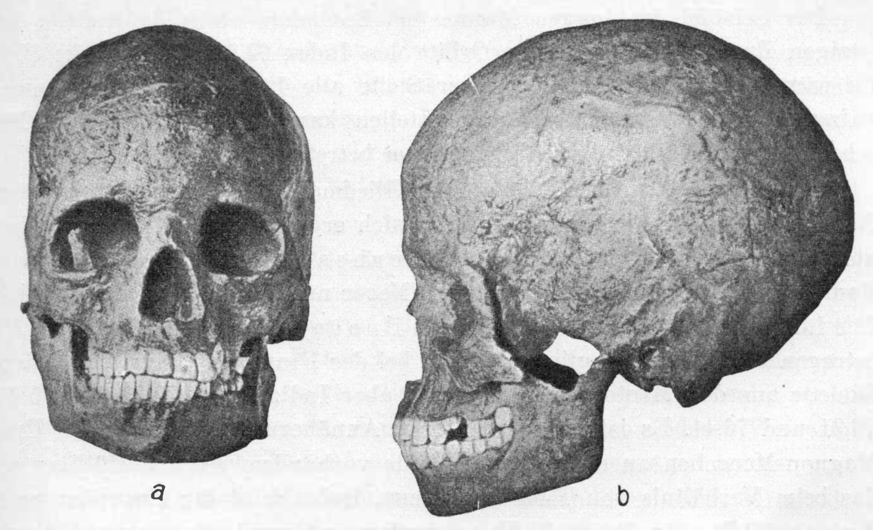


Abb. 43. Schädel des jungen Mannes von Grimaldi (nach V e r n e a u).

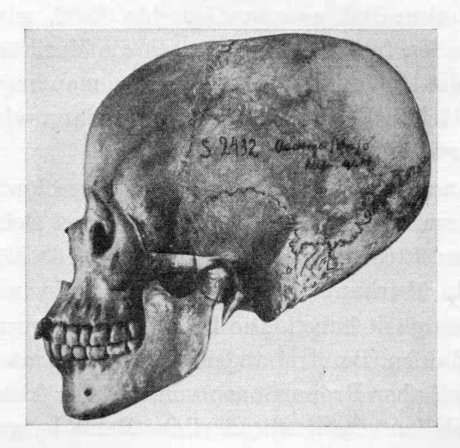


Abb. 44. Schädel eines Kamerun-Negers (aus Martin-Lehrbuch, Anthr.-Sammlung, Berlin).

Dabei sind die Orbitae aber bei beiden Grimaldi-Schädeln noch mehr Cro-Magnon-artig niedrig, während die Schädelhöhe, am auffallendsten beim jungen Mann, größer ist und damit mehr dem Cro-Magnon-Typus entspricht.

Dazu kommt ein Glabellarwulst, eine eingezogene Nasenwurzel, verhältnismäßig geringe Interorbitalbreite, schwache Stirn- und Scheitelhöcker und eine zu schmale Apertura piriformis. Darauf war bei dem Australier-Schädel ja schon hingewiesen. Man kann noch erkennen, daß bei beiden Schädeln alle Nähte offen waren; auch die „alte Frau“ wird man sich deshalb nicht als zu alt vorstellen dürfen.

Der Schädel des jungen Mannes ist besonders stark deformiert. Im jetzigen Zustand hat die rechte Orbita den Index 62,8 und die linke 80,0. Es würde zu weit gehen, an dieser Stelle alle Einzelmaße noch einmal aufzuführen, da man doch nur feststellen kann, daß Verneaus Beschreibungen eine richtigere Schädelform betreffen.

Nun kommt ja noch die Länge der Gliedmaßen, besonders der unteren Abschnitte, hinzu. Aber auch die dabei sich ergebenden Proportionen sind nicht allein als negerisch auszulegen. Verneau gibt beim Verhältnis von Radius zu Humerus für Europäer und Neger nur je eine Zahl an, nämlich 73,9 für Europäer, 79,4 für Neger (nach Broca). Die Indizes der Grimaldi betragen 79,37 beim Jüngling und 80,0 bei der Frau von Grimaldi. Andere Skelette aus den Mentone-Höhlen haben aber Indizes von 72,73 (?), 75,48, 76,31 und 76,44. Es ist also eine starke Annäherung selbst bei den Cro-Magnon-Menschen an die Grimaldi-Leute vorhanden. Noch auffälliger ist das beim Verhältnis von Tibia zu Femur. Dabei wird für Europäer nach Broca 79,72, für Neger 81,33 angegeben, während die Grimaldi-Leute Indizes von 83,77 und 83,87 haben. Die anderen Cro-Magnons aus den Grimaldi-Höhlen haben Indizes von 81,20 bis 85,96, mit anderen Worten, die Grimaldi-Menschen fallen vollkommen in die Variationsbreite der übrigen Skelette aus den gleichen Höhlen. Würde man nun noch Australier oder Melanesier mit zum Vergleich heranziehen, dann wird der Unterschied sich noch mehr verwischen.

Die Proportionen der ganzen Gliedmaßen, berechnet aus Humerus + Radius für den Arm und Femur + Tibia für das Bein gibt Verneau folgendermaßen an: für Europäer nach Broca 69,73, für Neger 68,27. Das wäre an sich überhaupt kein Unterschied, da solche Einzelzahlen natürlich keine Gültigkeit haben. Die Grimaldis liegen mit 65,66 und 63,12 außerhalb dieser Zahlen. Bei drei anderen Cro-Magnons aus den Grimaldi-Höhlen ergeben sich aber Proportionen von 69,0 bis 66,0, so daß auch hier schon bei fünf Skeletten eine kontinuierliche Reihe hergestellt wird.

So kann man Verneau nur beipflichten, wenn er die Grimaldi-Leute als primitive Cro-Magnons auffaßt. Durch die später folgende Literatur ist dann wohl mehr der Eindruck hervorgerufen, als seien die Grimaldis selber irgend wie als Neger oder negerartig aufzufassen. Diese Ansicht wird unterstrichen durch ein Relief an der Außenwand des Pariser „Institut de Palaeontologie humaine“. Hier sind in mehreren Bildwerken Szenen aus der Urmenschenzeit dargestellt. Ein Relief stellt einen Neger dar, der dabei ist, das bekannte Bildrelief der „Frau von Laussel mit dem Trinkhorn“ an einer Felswand auszumeißeln. Dieser Neger verkörpert eine plastische Rekonstruktion nach den Grimaldi-Skeletten: mit krausem Haar und dicken Negerlippen wird unsere Vorstellung über das Aussehen der Grimaldi-Leute in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt. Man kann natürlich, ähnlich wie

beim Rhodesia-Mann, über die Schädelknochen von Grimaldi eine Negerhaut ziehen und wird damit ohne Zweifel eine gute Negerdarstellung erzielen. Aber damit ist keinerlei Beweis erbracht, daß die beiden Grimaldi-Menschen so negerisch ausgesehen haben. Mit schmaleren Lippen und welligem oder lockigem Haar, wie es auch heute noch bei der mediterranen Rasse vorkommt, würden sie sofort einen anderen Eindruck machen und sich dann vielleicht gar nicht so stark von ihren Zeitgenossen unterscheiden. Mir selbst ist die Vorstellung, daß ein Neger das Kultbild von Laussel hergestellt haben soll, ganz unwahrscheinlich. Gewiß ist auch dieses Gefühl nicht als Beweis zu werten; denn man kann ja darüber streiten, ob z. B. die Darstellung der Haare bei der Venus von Willendorf eine geflochtene Haarkrone oder negerartiges Kraushaar darstellen soll, zumal wir durch die Kunstwerke der damaligen Zeit auch in anderer Weise an Afrika erinnert werden. Darauf soll unten noch eingegangen werden.

In der Gesamtheit der Mentone-Funde bilden die beiden Grimaldi-Leute immerhin etwas Besonderes, so daß kein Anlaß vorliegt, ihnen ihren Eigennamen abzusprechen. Wie weit die Lagerung in der Höhle an tiefster Stelle ihr geologisches Alter vor die anderen Aurignacien-Skelette stellt, möchte ich nicht entscheiden. Sicher ist aber Obermaier beizupflichten, daß auch die Grimaldi-Leute aurignacienzeitlich sind und nicht etwa in das Moustérien gehören. Die Auffüllung der Höhlen kann ja sehr schnell vor sich gegangen sein.

Für die Entstehung der Negerrasse werden wir die Grimaldi-Menschen nicht heranziehen können; es bleibt nur bemerkenswert, daß wir jetzt endlich beim Homo sapiens überhaupt negerische Anzeichen treffen. Daß die Grimaldi-Skelette uns als Beweis für die Existenz einer besonders „negerähnlichen Rasse“ neben den Cro-Magnons gelten könnte, erscheint mir doch zweifelhaft. Ich selbst möchte in diesem Sinne den Namen „Grimaldi“ nicht angewandt wissen und ihn lieber nur für die Doppelbestattung in der Kindergrotte gebrauchen. Wir bringen zu viel Hypothese statt Erklärung in unsere ganze Fragenreihe, wenn wir, wie das Reliefbild in Paris, auf Grund einiger weniger Merkmale die Grimaldi-Menschen als Neger mit Kraushaar und dicken Lippen darstellen. Trotzdem ist nun, wie schon angedeutet, doch noch anderes für das Negerproblem an dieser Stelle zu bringen. Wir mußten vorhin schon die Venus von Willendorf wegen der Haardarstellung erwähnen. Es ist manchmal der Fehler gemacht worden, daß die „Dicken Frauen“ aus dem Jungpaläolithikum als steatopyg bezeichnet wurden. Die meisten Venusdarstellungen zeigen dagegen eine verstärkte Fettsucht, Adipositas, jedoch keine Steatopygie. Mindestens eine Figur hat aber eine Form, die wir nur als Fettsteiß bezeichnen können. Das ist ausgerechnet die Venus von Mentone, ein Specksteinfigürchen aus der Aurignacien-Periode. Wenn wir für diese Figur nach Modellen unter den jetzt

lebenden Menschen suchen, dann kommt dafür nur eine Buschmann- oder Hottentottenfrau, also jedenfalls eine Khoisanide, in Frage. Die Form der schweren Brüste erinnert vor allen Dingen an Hottentotten und vielleicht

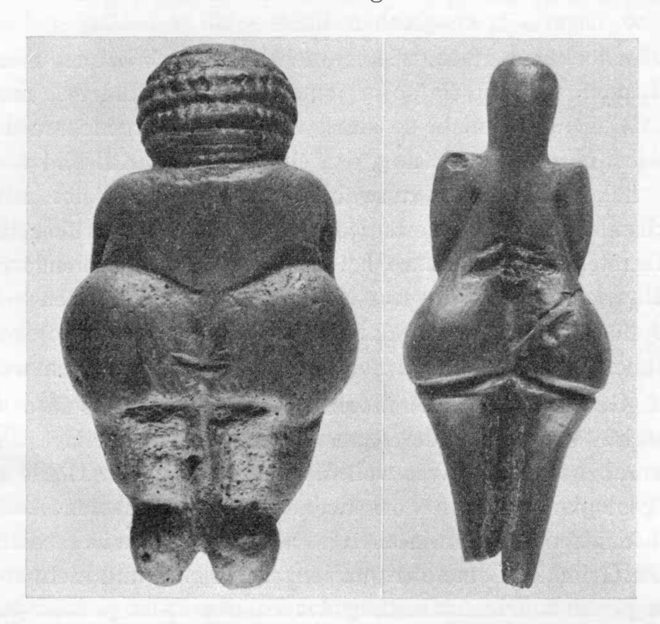


Abb. 45. Venus-Statuetten von Willendorf und Předmost (Rückansicht).

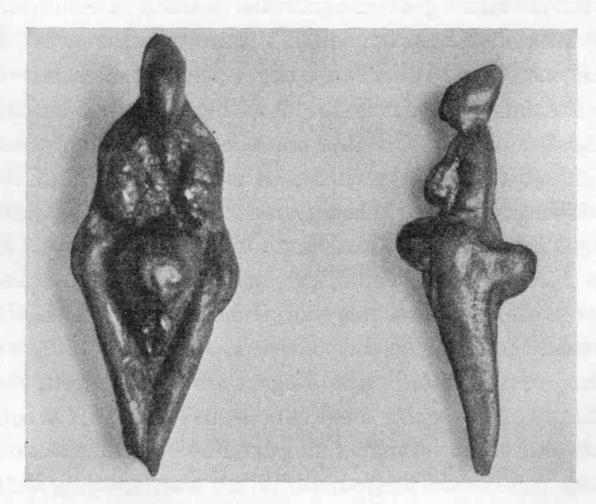


Abb. 46. Die Venus von Mentone (aus Weinert, „Ursprung").

auch die Darstellung der Geschlechtsteile, bei der man — bei manchen anderen Figuren noch besser als bei der Mentone-Statuette — an eine Hottentottenschürze denken kann. Wenn auch bei der Formgebung dieser

Statuetten sicher ein Symmetriebedürfnis vorgelegen hat, das die Figur oben und unten spitz, in der Mitte, sowohl seitlich wie auch von vorne verbreitert darstellte, so ist es doch gar keine Frage, daß die Aurignac-Menschen lebende Vorbilder für ihre Kunstschöpfungen gehabt haben. Auch andere Venusdarstellungen erinnern an Afrika. So stellt Absolon eine Venus von Piedmost dar, bei der über die größte Ausladung des Gesäßes eine tiefe Furche rings um den Körper herumgezogen ist. Natürlich bedingt kann diese Einschnürung nicht sein. Es ist aber wohl richtig, anzunehmen, daß die Aurignac-Leute einen Faden oder eine Sehne um das Figürchen gebunden hatten, worunter kleine Federn oder Pflanzenfasern gesteckt worden sind. Auf diese Weise entstand ein Röckchen, das nicht über den Hüften, sondern an der größten Ausladung des Gesäßes gehalten wurde. Die gleiche Form eines Tanzschmuckes finden wir nun heute noch in Südafrika, wo es von Kaffernfrauen bekannt ist. Jedenfalls wird darin nach E. Fischer wohl die beste Erklärung für die seltsame Einschnürung an der Venus-Statuette zu finden sein. Für Afrika und besonders Südafrika entspricht dem ja auch, daß wir hier sowohl Reste Cro-Magnon-artiger Schädel und Skelette finden, wie die andere Tatsache, daß die sogenannten Buschmannzeichnungen wenigstens zu einem großen Teil der Kunstschöpfung jungpaläolithischer Europa-Menschen ihre Entstehung verdanken. Es trifft also doch in mehrfacher Weise zu, daß gerade vom Aurignacien an in Süd- und Westeuropa. vor allen Dingen am Mittelmeer sich negerische und europäische Formen berühren. Selbst bei der heutigen Bevölkerung fällt es auf, daß vor allen Dingen in Spanien besonders starke Gesäßausbildungen bei Frauen vorkommen.

In diesem Zusammenhang kann gleich gesagt werden, daß wir noch einmal an anderer Stelle auf die jungpaläolithischen Menschendarstellungen zurückkommen werden; denn außer den zitierten Afrikabeziehungen sind die Kunstschöpfungen der Jungpaläolithiker in Europa durchaus europid gerichtet. Weil dadurch aber eine andere Rassenfrage beantwortet werden kann, soll die Erörterung auch an der Stelle eingefügt werden.

Im Jungpaläolithikum, speziell im Aurignacien, können wir also zum ersten Male davon reden, daß Negermerkmale im Anschluß an die mittlere Rassenlinie erkennbar sind. Daraus aber können wir doch noch keinen Schluß auf Zeit und Ort der Negerentstehung ziehen. Für diese Frage kommen wir ohne die Berücksichtigung der heutigen Negerrasse als Menschheit des heißen Afrika nicht gut aus. Deshalb ist eine Lösung des Negerproblems in diesem Kapitel noch nicht möglich.

Mongolenfrage

Zu ähnlichen Fragen wie zu ähnlichen Ergebnissen kommen wir dann sogleich bei dem Problem der anderen großen Hauptrasse, der Mongolen.

Wieder treffen hier mittlere Rassenlinie und erste Mongolenanzeichen bei den Cro-Magnons des französischen Jungpaläolithikums zusammen, wobei in diesem Falle mehr die letzte Periode, das Magdalénien, als das Aurignacien in Frage kommt. Es handelt sich um die auch prähistorisch bekannte Frage, ob die Ähnlichkeiten und Beziehungen zwischen europäischen Cro-Magnons und nordamerikanischen Eskimos auf zufälliger Konvergenz oder auf Stammesverbindungen beruhen.

Wir hatten den Schädel von Chancelade schon hervorheben müssen, da in ihm ein spezieller Vorläufer der heutigen nordischen Rasse Europas erblickt wurde. Nun wird dasselbe Fundstück nochmals für die Eskimos in Anspruch genommen — und damit auch für die große mongolische Hauptrasse. Mehrfache Ähnlichkeiten bei allen jungpaläolithischen Schädeln, sowohl vom Aurignac- wie vom Cro-Magnon-Typus mit Eskimo-Schädeln, konnten gar nicht verborgen bleiben. Es ist ja bekannt, daß die Eskimos, trotz äußerlicher Mongolenähnlichkeit in den Weichteilen, lange und überlange Schädel haben, genau so wie die europäischen Jungpaläolithiker. Dazu kommt noch, daß vielfach die Schädel in der Frontalansicht Kahn- oder Hausdachform zeigen. Im Gesicht gehören dazu die niedrigen viereckigen Augenhöhlen, die breiten Backenknochen und in vielen Fällen die ausladenden Unterkieferwinkel. Unter den jungpaläolithischen Schädeln zeigt natürlich der eine mehr dieses, der andere mehr jenes Merkmal in besonderer Eskimo-Ähnlichkeit; der Schädel von Chancelade wurde schon immer als Gegenstück zu heutigen Eskimo-Cranien zitiert. Während also die einen in ihm die Vorfahren nordischer Rasse erblickten, sahen andere in ihm nicht nur einen speziellen Vorläufer der Eskimo-Mongolen, sondern wollten den ganzen Chancelade-Mann überhaupt für einen Angehörigen dieser Rasse erklären. Dabei kam ihnen die Körpergröße des Chancelade-Menschen zustatten, denn die beträgt ja nur 158—159 cm. Sie ist also nicht nordisch hoch, sondern für einen Mann mit einem so großen kräftigen Schädel sogar auffallend niedrig, ganz wie es zu einem Eskimo gehört.

Wie sehr dabei eine plastische Darstellung unsere Phantasie beeinflussen kann, zeigt wieder ein Relief an dem bereits genannten Institut de Palaeontologie humaine in Paris. Hier befindet sich unter den Eiszeitdarstellungen eine Bildplastik von einem Eskimo-ähnlichen Mann vor einem erlegten Elch. Kleine Statur, kurze Beine, mongolisch gestellte Augen und mongolisches Straffhaar kennzeichnen deutlich die Rasse, die der Künstler darstellen wollte — und als Vorbild für diesen europäischen Eiszeitmenschen ist das Skelett von Chancelade genommen.

Über Beziehungen und Abweichungen zwischen Eskimos und Mongolen wird im Kapitel der rezenten Rassen gesprochen werden; es ist aber doch keine Frage, daß die Eskimos nur im Zusammenhang mit der großen gelben Hauptrasse gedacht werden können. Wie diese sind sie eine Kälteform der

Menschheit. Eine genauere Durchsicht jungdiluvialer Schädel[1]) im Vergleich mit Eskimos ergab folgende Resultate:

Maße und Indizes der bekannten, in Abgüssen vorliegenden Jungpaläolithiker zeigen weitgehende Übereinstimmungen mit dem Mittel von rezenten Eskimo-Schädeln. Am genauesten passen zu diesen die beiden Magdalénien-Schädel von Oberkassel (die Frau noch besser als der Mann)

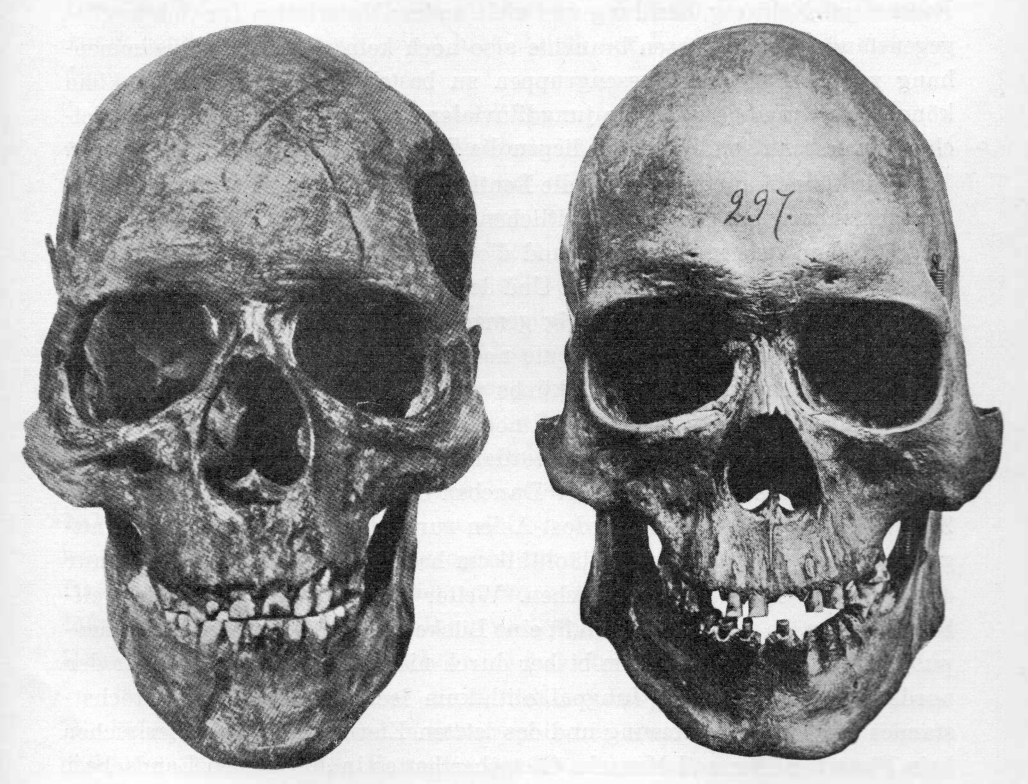


Abb. 47. Schädel des Aurignac-Mannes von Combe capelle und eines rezenten Eskimo (aus W e i n e r t, „Ursprung“).

und der Frauen-Schädel von Brünn III. Erst danach kommt der Chancelade-Mann, und nach ihm der Mann von Combe capelle. Da wir in den Skelettknochen und der aus ihnen zu errechnenden Körperhöhe Beziehungen finden (Chancelade, Combe capelle und Oberkassel ♀), liegt anatomisch genug Grund vor, im europäischen Jungpaläolithikum noch die Vorfahren heutiger nordamerikanischer und grönländischer Eskimos zu suchen.

Neben diesen körperlichen Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen kommt nun noch das gleiche Resultat für die Kultur hinzu. Jungpaläolithische Kultur- und Gebrauchsgegenstände können in ganz ähnlicher Form

[1]) Ausgeführt von stud. Ch. Steffens-Berlin und H. J. Grimm-Kiel.

jetzt noch von Eskimos angewendet sein. Daß das kein Zufall ist, erklärt sich ja leicht aus dem Material, das meistens zur Herstellung der Gegenstände verwandt wird: Knochen und Rentierhorn. Vieles, was der Mensch sonst aus Holz verfertigen könnte, fältt in arktischen Gegenden fort, Knochen treten an seine Stelle. Das galt für die Magdalénien-Menschen ebenso wie heute für den Eskimo. Beider Leben gründete sich auf das Rentier; das Rentier gab Nahrung, Kleidung und viele andere Materialien für Gebrauchsgegenstände. Infolgedessen brauchte also noch kein wirklicher Zusammenhang zwischen beiden Rassengruppen zu bestehen. Der heutige Eskimo könnte ganz unabhängig vom jungdiluvialen Europäer das Rentier in gleicher Weise benutzen. Aber hier liegen die Zusammenhänge doch noch tiefer.

Wir können annehmen, daß die Rentiere Nordamerikas im blutsmäßigen Zusammenhang mit den letzteiszeitlichen Rentierherden Europas stehen. Als die Gletscher sich zurückzogen und die Tundra ihnen folgte, da ging mit ihr auch das Ren nach Nordosten. Und dem Ren folgte der Mensch, der seine ganze Existenz von ihm abhängig gemacht hatte. Dieser Zug nach Nordosten ist bekannt und er wird heute noch durch die Ähnlichkeit zwischen nordostsibirischen Menschen, Eskimos und Nordindianern belegt. Darüber wird in dem entsprechenden Kapitel noch zu reden sein. Auch die Einwanderung der Nordost-Asiaten nach Nordamerika ist heute keine Frage mehr. Aber wann hat sie stattgefunden? Daneben bleibt es auch unsicher, ob der Zug von Westeuropa nach Nordost-Asien zur Behringstraße wirklich stattgefunden hat; denn im Jungpaläolithikum haben wir als Belege dafür nur die Reste der Cro-Magnon-Menschen. Weiter östlich fehlen uns noch greifbare Zeichen. In Asien selbst klafft eine Lücke seit den Zeiten des Sinanthropus, die bis zum Mesolithikum bisher durch nichts auszufüllen ist. War der nordsibirische Raum im Jungpaläolithikum leer? Während des Höchststandes der letzten Vereisung und des letzten Eisvorstoßes war hier sicher kein Platz für Tier und Mensch. Gletscher hat es in der flachen Landschaft nicht gegeben, wohl aber Bodeneis, das das Leben ebenso unmöglich machte. Es mußte wenigstens die Tundra als Weideplatz für das Ren wieder Platz ergreifen können. Wir können also die Hypothese der Nord Ost-Wanderung des Rentieres und der von ihm abhängenden Menschen sehr wohl als höchstwahrscheinlich einsetzen; für eine Rassenkarte gibt es aber nichts, was man einzeichnen könnte.

Wann und wo sind die mongolischen Weichteil-Merkmale entstanden? Wo und wodurch entstand das mongolische Straffhaar? Hatten wir es vielleicht schon im Jungpaläolithikum Europas, so wie es das Reliefbild am Pariser Institut zeigt? Dann mußte es zwischen den europid-rassischen Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen schon Mongolide gegeben haben. Aber wie sollte es erklärt werden, daß innerhalb der dem Skelett nach einheitlichen Bevölkerung die Weichteile großer getrennter Hauptrassen zu

finden wären. Es mag dabei wiederholt werden, daß die geringe Körperhöhe des Mannes von Chancelade kein Anzeichen sein darf, in ihm eine fremde Rasse zu erblicken. Darüber könnten wir erst urteilen, wenn wir an reichlichem Material zwei scharf voneinander getrennte Gruppen nachweisen könnten. Dazu besteht aber keinerlei Anlaß, und ich selbst möchte, wie schon früher gesagt, niemals auf Einzelfunde hin etwas derartiges annehmen. Denn auch der Chancelade-Mann steht nicht außerhalb der übrigen Bevölkerung, sondern wir haben selbst hinsichtlich der Körpergröße alle notwendigen Übergänge.

Hätten wir also im Jungpaläolithikum oder im Magdalénien zwischen europäischen Cro-Magnons Eskimo-ähnliche Mongolide, so müßten wir wohl für diese erst wieder eine Einwanderung von Osten her aus Asien annehmen. Aber auch dazu fehlt jede Grundlage. Die Einwanderung der Aurignac-Rasse aus Asien ist eine alte Hypothese, die seit H. Klaatsch nie ganz aufgegeben worden ist. Natürlich glaubt niemand mehr an die Entstehung der Aurignacs aus Orang-Utan-Ahnen; diesen Polygenismus hat Klaatsch ja selber nicht aufrecht erhalten. Aber auch der Asien-Hypothese bin ich selbst stets als unbegründet entgegengetreten. Es mag sehr wohl möglich sein, daß die Neandertaler der östlichen Mittelmeerküsten nach Europa eingeströmt sind; das war im entsprechenden Kapitel bereits ausgeführt. Aber die Ost-Mediterranen der mittleren Eiszeit sind ja selbst europid, und wir haben weiterhin kein Anzeichen dafür, daß sowohl die Jungpaläolithiker wie auch wir heutigen Europäer etwa nicht „europid" gewesen sind. Daß unsere Vorfahren Europäer waren, auch hinsichtlich ihrer Weichteile, läßt sich für das Jungpaläolithikum nachweisen, obgleich wir von Haut und Haar dieser Menschen natürlich nichts mehr besitzen.

Denn wieder kommt uns die Kunst der Jungpaläolithiker zu statten. Die Schöpfungen west- und mitteleuropäischer Künstler der letzten Eiszeit enthalten ja nur wenige Portraits des Menschen selbst. Wir wissen, daß Zaubervorstellungen, Kulthandlungen, Tiermasken- und Jagdmaskenbilder die Ideenwelt jungpaläolithischer Kunstschöpfer beherrschten. Dabei durfte man den Mitmenschen nicht portraitieren, denn mit dem Bild verfiel der Dargestellte der Zaubergewalt dessen, der das Bild im Besitz hatte. Aber doch ist nicht alles, was damals gemalt, gezeichnet und gemeißelt wurde, Maske oder Zauber. Der Mensch sah seine Vorbilder ja in seinen Zeitgenossen. Die große Hakennase der Cro-Magnons ist oft gar nicht zu verkennen. Dazu kommen europide Haarformen und europider Bartwuchs. Der Künstler konnte ja „sehen" und war ein ausgezeichneter naturalistischer Darsteller; die Merkmale eines Mongolentypus wären in seinen Porträts bestimmt festzustellen; aber er zeichnete und modellierte Europide und keine Mongolen. Für die an sich mögliche Idee, den Mann von Chancelade als mongolid darzustellen, fehlt uns der greifbare Beweis. Was uns die Menschen

im Aurignacien und Magdalénien hinterlassen haben, hat die Rassensignatur des Landes, in dem sie lebten.

Also waren die Cro-Magnons Europas von europider Rassenform; aber deshalb beibt doch die auffällige Ähnlichkeit im Schädel und teilweise im Skelettbau mit Ostsibiriden und Eskimos, ebenso wie auch die Rentierkultur

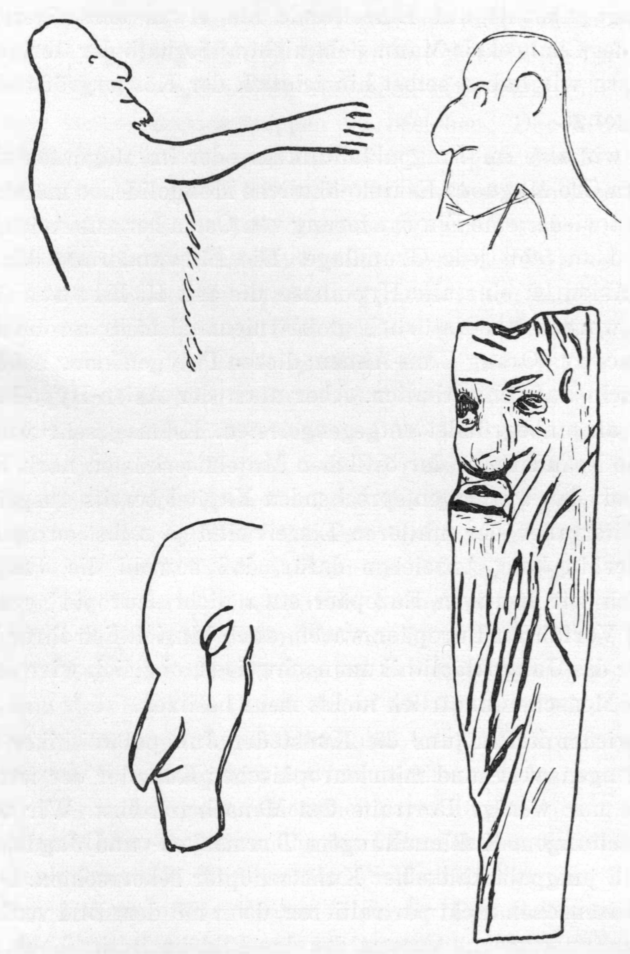


Abb. 48. Menschendarstellungen aus dem westeuropäischen Jung-Paläolithikum mit europiden Gesichtszügen und Vollbärten (aus H. Kühn).

bei beiden auf gleicher Grundlage stand. Sehr wohl denkbar bleibt die Auswanderung durch ganz Europa und Asien hindurch bis nach Nordamerika und Grönland; die Besiedlung Amerikas von Nordost-Asien her über die Behringstraße kann heute als sicher angenommen werden. Traten nun vielleicht erst während dieser Wanderung neue Mutationen auf, die die mongolischen Merkmale schufen? Oder saßen hier in Asien bereits Mongolide,

die den aus Europa Kommenden ihre eigenen bereits durch Auslese herausgebildeten Mongolen-Merkmale durch erbliche Dominanz aufzwangen? War die Anzahl der Ost-Wanderer überhaupt groß genug, um als Bildner einer neuen menschlichen Hauptrasse in Frage zu kommen? Oder waren es nur wenige, die dem Rentier nachzogen, dabei die bereits vorhandenen mongolischen Weichteilmerkmale erwarben und so im Nordsibiriden und im Eskimo den Menschen schufen, der in auffälliger Mischung heute noch diluvial-europide und rezent-mongolide Merkmale vereinigt. Eine sichere Antwort kann mindestens in diesem Kapitel des Jungpaläolithikums auf der Rassenkarte V nicht gegeben werden.

Wadjak-Java

Eine bessere Erklärung der gleichen Frage ist uns aber für den Südosten Asiens möglich, und hier geht sie wieder auf die südöstliche Gruppe der mittleren Rassenlinie zurück, d. h. auf den Australier. Diese Tatsache ist immerhin für die anderen Hauptrassen nicht unwichtig; denn wenn ihre Abspaltung einmal eingetreten ist, dann werden sich auch fossile Reste davon finden lassen. Daß aber bis jetzt der Nachweis gerade für die mittlere Linie durchführbar ist, ist ein Zeichen für ihr stammesgeschichtliches Alter.

Wir können also wieder an die Rassenkarte IV anschließen, und zwar genau in der gleichen Gegend. Es ist wenig bekannt, daß die ersten menschlichen Fossilfunde auf Java bei Wadjak gemacht worden sind. Dubois kannte diese Funde schon vor der Pithecanthropus-Entdeckung; sie waren sogar der Anlaß, daß er seine Ausgrabungen auf Sumatra abbrach und nach Java überging. Aus späteren Veröffentlichungen von Dubois (die aber bereits vor den besprochenen Ngandong-Funden gemacht wurden) ist dann die Kennzeichnung dieser Wadjak-Schädel als Proto-Australier erfolgt.

Bei den Wadjak-Funden handelt es sich um einen ganzen Schädel, dem nur der Unterkiefer fehlt, und um Ober- und Unterkieferstücke eines zweiten Schädels. Ich habe die Originalstücke selbst in Händen gehabt; der erste Gesamteindruck, den der große Schädel mit seiner schweren Massigkeit machte, war: Cro-Magnon-artig. Es war bereits gesagt, wie das zu verstehen ist; nämlich im weiteren Sinne, so wie wir im Mitteldiluvium auch im Ngandong-Schädel den Neandertaler erkannten. Wir haben im Wadjak-Fund einen Homo sapiens vor uns, der im wesentlichen dem Homo sap. diluv., wie er bereits gekennzeichnet war, entspricht. Abweichend ist vor allen Dingen die scheinbar platte Nase, obgleich sie vermutlich verdrückt ist. Vielleicht läßt sich die ehemalige Form nicht wieder herstellen, aber ein hoher schmaler Nasenrücken wie bei dem europäischen Cro-Magnon ist sicher nicht vorhanden gewesen. Die Prognathie des Oberkiefers findet sich sogar beim

Patenfund von Cro-Magnon selbst wieder, während der Unterkiefer von Wadjak II eine primitive Form zeigt, die im Symphysen-Querschnitt eher dem Mann von Combe capelle entspricht.

Auffällig ist beim Wadjak-Fund trotz der großen Schädelhöhe (Basion-Bregma) die flache, kaum gewölbte Stirn. Das ist nicht malaiisch und nicht mongolisch. Dubois' Benennung „Proto-Australier“ erscheint deshalb richtig, wenngleich auch viele moderne Australier schmalere und zierlichere Schädel besitzen. Sie gleichen darin mehr dem Schädel von Combe capelle,



Abb. 49. Der Schädel von Wadjak I — Java (Aufn. nach dem Abguß von Dubois).

wie ihr ganzer Skelettbau häufig mehr diesem zierlichen Typus und nicht dem von Cro-Magnon entspricht.

Aber in die bisherige Folge paßt Wadjak gut hinein. Dafür lieferten die später gefundenen Ngandong-Schädel die Brücke. Der Homo soloensis von Ngandong vermittelt zwischen dem Pithecanthropus von Trinil und dem Jungpaläolithiker von Wadjak andererseits. Selbstverständlich ist niemand in der Lage, die Stammesfolge der genannten Stufen sicher zu beweisen; das ist niemals möglich, auch nicht beim Stammbaum des Pferdes oder bei der Ahnenreihe eines Elefanten. Es ist nicht nur zu vermuten, sondern wahrscheinlich, daß während der Jahrhunderttausende dauernden Fortentwicklung neue Menschenwellen oder wenigstens einzelne Gruppen vom großen asiatischen Kontinent her die Weiterentwicklung am südostasiatischen Festlandsrand, auf dem heutigen Java, beeinflußt haben. Aber andererseits ist es auch nicht möglich, die genannte Stammesfolge abzuleugnen; vor allen Dingen nicht, wenn auffällige Merkmale sie stützen. So haben wir die Reihe: Pithecanthropus - Frühdiluvium - Anthropus - Stufe (1891),

Ngandong-Mitteldiluvium-Homo neandertalensis (1930), Wadjak-Spätdiluvium-Homo sap. diluv. (1889). Die Funddaten zeigen, daß keine Absicht in der genannten Reihenfolge vorliegt. Der geologisch jüngste Fund wurde zuerst gemacht, dann folgte der älteste, und erst die letzten Funde gaben die Verbindung zwischen den beiden anderen. Hierzu kommt noch, daß die Reihe selbst später auf Australien ihre Fortsetzung findet.

Denn bis jetzt konnte der Mensch Australien nicht erreichen. Die Timor-See bildete ein unüberwindliches Hindernis zwischen dem äußersten Südostrand Asiens und dem nicht allzu fernen Australien. Aber kein echtes Säugetier hat jemals mit eigenem Übergang von Asien her Australien betreten. Der kleine Kontinent war noch ohne Menschen, ebenso wie die beiden Amerika. Damit soll nicht gesagt werden, daß im Laufe des Jungpaläolithikums die Eroberung nicht hätte erfolgen können; vielleicht hat sie noch am Ende dieser Periode stattgefunden. Jedenfalls mußte der Homo sapiens in der Lage sein, das Meer zu überqueren. Das war hier also anders als bei der Erstentdeckung Amerikas: für Amerika mußte der Weg klimatisch freigemacht werden. Die Eiszeitwirkungen mußten so weit gemildert sein, daß Lebensmöglichkeiten in Nordost-Sibirien und auf Alaska bestanden. Aber Australien konnte nur von Seefahrern entdeckt werden, und wenn sie noch so primitiv ausgerüstet waren oder gar unfreiwillig herübergetrieben wurden.

Da diese letzte Ausdehnung des Menschen über die Erde, die ihm also den Zugang nach Australien und nach Amerika verschaffte, zeitlich sicher nicht belegt werden kann, soll sie erst im nächsten Kapitel gebracht werden, obwohl damit zu rechnen ist, daß die erstmalige Eroberung noch im Jungpaläolithikum stattgefunden hat.

VII. Mesolithikum

Rassenkarte VI

Wir stehen nun am Abschluß der großen Diluvial-Periode, die mit ihrem Beginn wohl erst den Menschen überhaupt erstehen ließ, im weiteren Verlauf seinen entwicklungsgeschichtlichen Aufstieg und dann auch seine Rassenaufspaltung erzwang. Und es muß immer wieder festgestellt werden, daß dieser ganze Werdegang der Menschheit bei seinem Ursprung besser zu verfolgen und mit Beweisen zu belegen ist, als daß in der Folgezeit für Ausdehnung und Aufspaltung wirkliche Unterlagen gebracht werden können. Dabei haben wir die Gewißheit, daß die Individuenzahl mit steigender Kultur sich vermehrt hat, und daß von den Zeiten an, wo der Mensch dazu überging, seine Toten zu bestatten, mehr fossile Reste auf unsere Zeit überkommen sein müssen. Trotzdem stehen wir also vor der Schwierigkeit, aus diesen Resten einen sicheren Nachweis für das Auftreten der einzelnen Menschenrassen erschließen zu können. Die Gründe dafür waren im einzelnen ausgeführt; in mancher Weise mag der Zufall, der uns noch nicht das Richtige finden ließ, daran schuld sein. Trotzdem wird uns aber die Schlußfolgerung bleiben, daß eine allgemeine und deutliche Rassenaufspaltung auch auf früher Menschheitsstufe noch nicht eingetreten ist. Selbstverständlich bleibt uns die Möglichkeit, aus dem heutigen Zustand der verschiedenen Menschengruppen in logischer Weise den Hergang der Rassenbildung denkbar zu machen. Jedoch war das nicht die Aufgabe, die mit der vorliegenden Arbeit gelöst werden sollte. Wenn wir die tatsächlichen Beweise nicht haben, kann man sie nicht gut vorlegen; und so konnte die bisherige Erörterung zu keinem anderen Resultat kommen, so unbefriedigend dieses Zugeständnis auch sein mag. In den noch folgenden Abschnitten werden wir natürlich ohne Mutmaßungen und logische Folgerungen nicht mehr auskommen können, aber dann sollen sie als solche gekennzeichnet sein.

Zeitlich sind wir nun am Beginn der „Jetztzeit". Ich behalte dieses Wort bei, trotz mehrfacher Angriffe in Kritiken über frühere Arbeiten, und trotz Schopenhauer. Wir können „Alluvium" nicht wörtlich übersetzen und „Anschwemmungszeit" sagen. Niemand würde sich etwas darunter vorstellen können; und „Neuzeit" kann ebenfalls nicht verwandt werden, da man damit nicht nur geschichtliche Begriffe verbindet, sondern diesen Ausdruck auch dafür gebrauchen und freihalten muß.

Die Jetztzeit beginnt also mit dem Abschluß der Eiszeit und zwar mit einer Übergangsperiode, die wir als „Nacheiszeit“ oder „Postglazialzeit“ bezeichnen. Dieses Postglazial gehört bereits zum Alluvium. Aber die Nachwirkungen der letzten Vereisungsperioden machen sich noch so bemerkbar, daß der Ausdruck postglazial gerechtfertigt ist. Es darf nur nicht übersehen werden, daß das Postglazial keine Glazialzeit ist.

Wir können nun auch mit Jahreszahlen aufwarten. Für unser Rassenproblem kommt es aber nicht darauf an, um einige Jahrtausende zu streiten. Der Eintritt der Jetztzeit war ja selbst geographisch verschieden. Als durchschnittliche Zahl möchten wir vielleicht 15—10 000 Jahre einsetzen. Bedeutung hat diese Angabe nur in der Beziehung, daß man ihren relativen Wert zur gesamten Diluvialperiode beachtet. Dafür hatten wir uns ungefähr eine runde halbe Million Jahre oder etwas mehr vorgestellt. Das war wenig im Verhältnis zur ganzen Tertiärzeit, die wir für die Stammesentwicklung der höheren Säugetiere und damit auch der Herrentiere in Anspruch nehmen müssen. Wenn wir das bedenken, dann mag wohl die kurze Zeitspanne, die uns für die erkennbaren Rassenspaltungen und damit für den eigentlichen Homo sapiens = Homo sapiens recens übrig bleibt, verständlich werden.

Weite Gebiete auf der Nordhalbkugel der Erde werden eisfrei, der Mensch ergreift von dem Neuland Besitz. Das gilt also für Europa, Nord-Asien und Amerika. Afrika und Süd-Asien hatten diese Beschränkung nicht; hier war ja das Meer ein Hindernis, die großen Inseln Madagaskar und Australien zu betreten.

Die neue Alluvial-Epoche ist aber auch, ähnlich wie die vorhergehenden, anthropologisch gekennzeichnet; so können wir wieder für das Mesolithikum eine neue charakteristische Form angeben: es ist der Homo sapiens recens oder alluvialis. Und die wesentlichste Eigenschaft dieser Rezens-Zeit ist die große Variationsbreite, die uns gleich mit dem Mesolithikum entgegentritt.

Natürlich mußten wir auch schon vorher von bestimmten Abweichungen kleinerer Gruppen berichten, aber immerhin konnte doch der Name „Neandertal-ähnlich“ oder „Cro-Magnon-ähnlich“ angewandt werden. Die Schädelform, auf die wir uns im wesentlichen stützen mußten, war ja noch so einheitlich, daß selbst die großen Hauptrassen Neger und Mongolen nur im Anschluß an dieses Form-Mittel zu denken waren. Der Kopf- oder Schädelindex, dessen Bedeutung für die heutige Zeit gewiß nicht überschätzt werden darf, war nach allen erhaltenen Resten doch als lang-mittelköpfig zu bezeichnen. Alle verwertbaren Funde bleiben eigentlich im Index unter 80; ein Wert von 78 mußte schon als „hoch“ bezeichnet werden. Jetzt sind — scheinbar mit einem Male — alle Formen vorhanden. Am Bestehen der Hauptrassen und an einem großen Teil der Unterrassen ist nun kein Zweifel mehr möglich.

Eine zeitliche Einordnung und sichere Ansetzung ist aber für dieses Kapitel besonders schwierig oder unmöglich. Das wird einmal bedingt durch die genannte Variationsbreite. Wir können jetzt im Menschen selbst bestimmt kein Leitfossil mehr erblicken. Dann wirkt sich die genannte Zeitnähe auch dahin aus, daß für das Mesolithikum selbst nur wenige tausend Jahre übrigbleiben. Die Behauptung, daß ein Fossilfund genau in diese verhältnismäßig kurze Zeitspanne hineingehört, ist natürlich nicht leicht zu beweisen. Es kommt noch hinzu, daß sowohl die Abgrenzung gegen das Diluvium wie gegen das Alluvium nicht genau möglich ist.

Auch kulturell finden wir auf weiten Gebieten der Erde Ähnlichkeiten, die überraschen. Gedacht wird dabei u. a. an die Muschelhaufen, die vorher noch nicht genannt worden waren. Im Lebensablauf der Menschen hat sich gegen die letzte Eiszeitperiode wenig verändert. Der Mensch ist Sammler und Jäger geblieben. Vielfach wird in seinen Kunst- und Kulturhinterlassenschaften ein Rückschritt festgestellt, obwohl nicht alles schlechthin als rückschrittlich aufgefaßt werden darf; zum Beispiel der Übergang von der naturalistischen Darstellung zur Stilisierung. Dagegen sind die Steinwerkzeuge häufig plump und grob: „wenig typisch“ möchte man sagen. Als neu kommt hinzu die Erfindung des Steinschliffes, die wenigstens in den späteren Perioden des Mesolithikums neben dem behauenen Stein stellenweise auftritt. Wichtiger ist wohl, daß der Hund als erstes Haustier erscheint und auch die Ansätze zur Flechtkunst und zur Töpferei entstehen.

Europa

Für Europa ist das Auftreten der kurzköpfigen Schädelformen bedeutungsvoll. Die alten Langköpfe, besonders durch die Cro-Magnon-Form charakterisiert, bleiben natürlich bestehen und beherrschen das Rassenbild an vielen Stellen bis in die Jetztzeit hinein. Die Langköpfigen besiedeln die Küsten des Nordens, also Nord- und Ostsee. Sie bleiben auffallend „Cro-Magnon-ähnlich“. Im Süden sind es die Küsten des ganzen Mittelmeeres, einschließlich die Nordafrikas und Vorderasiens. Auch hier sehen wir den Anschluß an Cro-Magnon-Vorfahren. So kommt es, daß die Rassenspaltung für Europa uns erst im Neolithikum deutlich entgegentritt; vor allem nach dem Abschluß der Neulandbesetzung des eisfrei gewordenen Nordens. Zwischen diesen beiden langköpfigen Rassen, in denen wir nach den jetzt gebräuchlichen Bezeichnungen die Nordischen, Fälischen und Westischen finden, treten nun die ersten Kurzköpfe auf, nach den Fundplätzen am nördlichen Alpenrand als „alpine“ Rasse bezeichnet. Es wäre besser, diesen Namen beizubehalten; denn, wenn heute nach Günther dafür „ostisch“ gesagt wird, so liegt darin eine Hypothese, die gerade in diesen Ausführungen vermieden werden soll. Sehen wir die ganze Rassenspaltung

Europas palä-anthropologisch, so haben wir das Fortbestehen des jungpaläolithischen Cro-Magnon-Menschen einschließlich seiner immer zahlreicher werdenden Abweichungen im Norden und Süden unseres Kontinents. Und danach sind die alten Rassenbezeichnungen „nordisch“ und „mediterran“ im Anschluß an die Namen der Meere gerechtfertigt. Wir dürfen aber

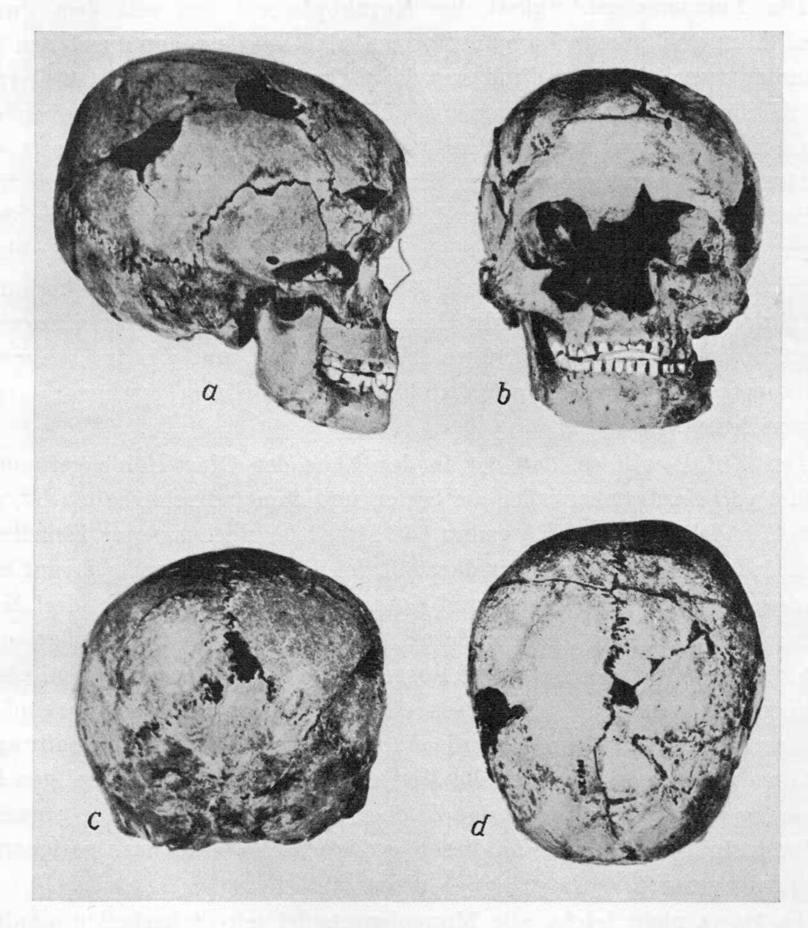


Abb. 50. Ein Kurzkopfschädel aus der Ofnet-Höhle (nach Scheidt).

„mediterran“ nicht mit „mittelländisch“ übersetzen, denn das wäre ja gerade die Bezeichnung für die Alpinen. Sachlich richtig ist für Europa die Kennzeichnung als Nord- und Süd-Rasse; bei beiden ist der Anschluß an den Homo sapiens diluvialis Europas gegeben. Nun tritt zwischen ihnen im mittleren Europa bis nach Mittelfrankreich hinein die kurzköpfige Menschenform auf, die aber trotzdem der verallgemeinerten Cro-Magnon-Form nicht unvermittelt gegenübersteht. Es sind alle Übergänge vorhanden und — das

kann hier schon gesagt werden — wir haben keinen Hinweis, auf den wir die Einwanderung aus dem Osten, also aus Asien her, stützen können. Leider fehlen uns Andeutungen für die Ausbildung der Weichteile vollständig, denn die reichhaltige, naturalistische Kunst ist, wie gesagt, mit dem Paläolithikum verschwunden.

Die Zusammengehörigkeit der Kurzköpfe mit den seit dem Jungpaläolithikum bekannten Langkopfformen wird bereits schon durch den altbekannten mesolithischen Fund aus der Ofnethöhle beleuchtet. Gerade hier ist die zeitliche Datierung einwandfrei festzustellen; wir haben ein frühes Mesolithikum, das sich an das Magdalénien anschließt. Trotz der Zertrümmerung und schadhaften Erhaltung der 33 Schädel ist es doch zweifellos, daß wir unter ihnen Langköpfe, Mittelköpfe und Kurzköpfe haben. Die errechneten Indizes (die wohl nicht alle richtig sind) weisen immerhin eine Variationsbreite von 70 bis annähernd 90 auf. Also ist unter Anrechnung der durch die Verdrückung bedingten Fehler doch ein Formenreichtum vorhanden, der weit über das hinausgeht, was wir im Jungpaläolithikum kannten und der alle durch unsere Einteilung gegebenen Gruppen umschließt.

Der Zufall will es, daß der in der Nähe der Ofnet-Höhle gefundene Schädel von Kaufertsberg, der am besten und einwandfrei erhalten ist, mit einem Schädelindex von 77,5 genau das Mittel der nach unserer Einteilung mittelköpfigen Schädel im Index darstellt. Ich habe schon immer darauf hingewiesen, daß uns Ofnet-Höhle und Kaufertsberg natürlich nicht drei Menschenrassen überliefert haben; derart, als ob hier eine langköpfige, eine mittelköpfige und eine kurzköpfige Rasse zusammengekommen wären. Ebenso haben wir auch nicht zwei Rassen, eine langköpfige und eine kurzköpfige, die dann die mittelköpfigen Bastarde erzeugt haben. Die Schädelbestattungen der Ofnet zeigen uns natürlich die Menschen so, wie sie zur damaligen Bevölkerung gehörten; und es ist das Zeichen der neuen Zeit, daß die genannte Variationsbreite uns gerade an dieser prähistorisch vollkommen gesicherten Stätte entgegentritt.

Es ist ja nicht leicht, alle Mongolenschädel mit Sicherheit als solche zu erkennen. Aber bei den genannten Mesolith-Funden ist doch noch niemals der Gedanke aufgetaucht, sie gerade als mongolisch zu bezeichnen. Daß der Index darüber gar nichts aussagen kann, sei hier schon dem späteren Kapitel vorweggenommen. Mongolenschädel gelten als kurzköpfig, die Eskimiden sind ausgesprochen langköpfig, und tatsächlich kommen in der großen mongolischen Hauptrasse alle Indizes genau so vor wie bei uns in Europa. Viel eher war die Zuordnung der Männer von Chancelade oder Oberkassel zu den Eskimos berechtigt, als daß man in den mesolithischen Kurzköpfen Mongolen erkennen könnte.

Selbstverständlich hören die Cro-Magnons, wie bereits gesagt, im Mesolithikum nicht plötzlich auf. Wenn wir sie in der heutigen Zeit noch so vor uns haben, daß man sie ruhig in das Magdalénien stellen könnte, dann müssen wir natürlich auch in der mittleren Steinzeit ihre Reste finden. Und das trifft tatsächlich zu, und zwar sowohl im nördlichen Mitteleuropa wie

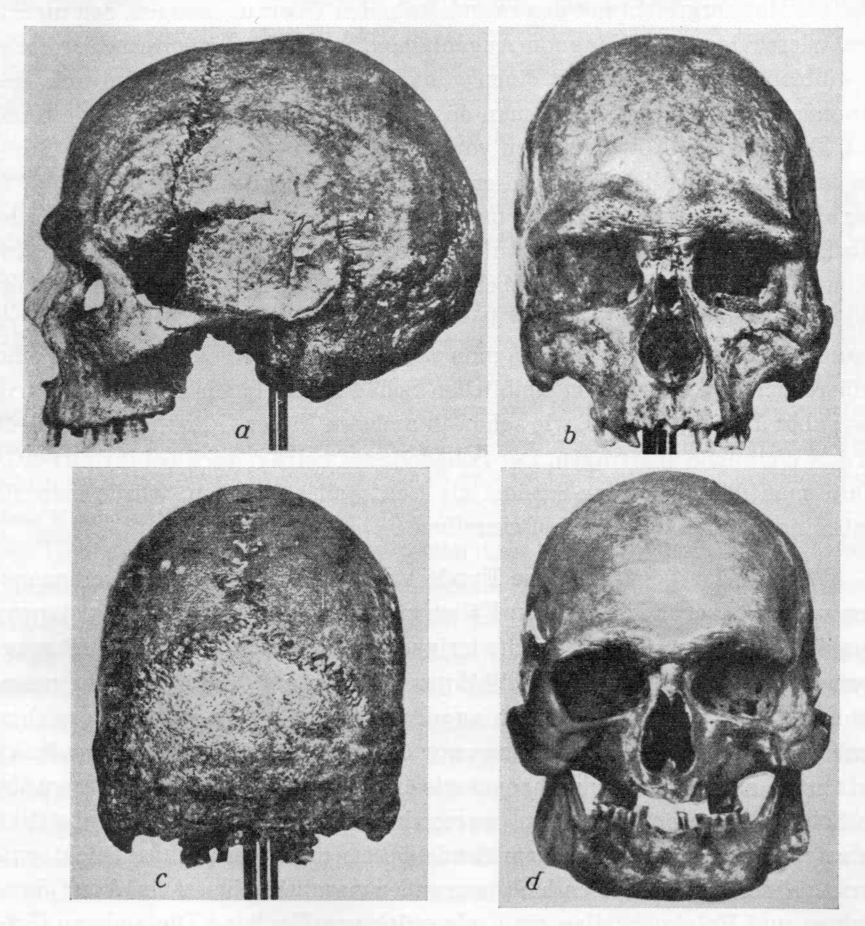


Abb. 51 a, b, c. Männerschädel von Biscordine (nach Montandon), d Schädel des Mannes von Obercassel-Bonn (nach Bonnet).

im alten Cro-Magnon-Paradies, in Frankreich, und an den Küsten rings um das Mittelmeer.

Aus der Dordogne sollen hier die beiden Schädel der Biscordine-Höhle genannt werden. Entdeckt waren sie schon 1907; beschrieben sind sie aber erst 1936 durch Montandon. Ganz sicher ist ihre zeitliche Einordnung nicht. Während der Entdecker A. Viré sie in die Endperiode des Magdalénien stellt, muß man heute zugeben, daß sie ebensogut neolithisch

wie paläolithisch sein können. Deshalb sind sie hier unter den Mesolithikern genannt; irgend welche Bedeutung in rassischer Hinsicht kommt dieser kleinen zeitlichen Unsicherheit nicht zu. Auf jeden Fall sind es Schädel (der eines Mannes und der einer Frau), die als gute Gegenstücke zu Mann und Frau von Cro-Magnon oder Oberkassel hingestellt werden können. Das brutale Männergesicht mit den neandertaloiden Überaugenbögen, den niedrigen viereckigen Cro-Magnon-Augenhöhlen und der entsprechend hochgewölbten Stirnkurve ergibt einen ganz klaren Cro-Magnon-Eindruck, der besonders wirksam ist, wenn man das Original zum erstenmal in der Hand hat. Daß gewisse Abweichungen vorliegen, ist selbstverständlich. Der Schädel ist außerordentlich lang und erreicht dadurch nur einen Index von 69 5, der also eher zum Aurignac-Typus als zur Cro-Magnon-Form passen würde. Die Schläfenschuppennaht verläuft so niedrig, daß wir sie lieber beim Steinheim-Schädel sehen würden als bei einem Menschen aus dem Ende der Magdalénien-Periode. Dagegen ist der Oberkiefer so orthognath, wie wir es kaum bei einem anderen Cro-Magnon wiederfinden. Die Schädelknochen sind außerordentlich dick. Vom weiblichen Schädel liegt leider nur die Calvaria vor; aber die zeigt wieder, wie schon in anderen Fällen, Familienähnlichkeit in das Weibliche übertragen. Der Schädelindex beträgt auch bei ihr nur 69.0. Hätte man die Biscordine-Schädel als Leitfossil angesehen, würde man sie unbedingt in das Magdalénien einreihen.

Wir werden gewiß manche Funde haben, die zeitlich ebenso einzuordnen wären. Aber in den meisten Fällen macht die genaue Chronologisierung aus den genannten Gründen Schwierigkeiten. Es gehen zu viele Werkzeugformen noch in das ältere Neolithikum hinüber, als daß nicht jeder mesolithische Fund von Widersachern angezweifelt werden könnte. Ich erwähne deshalb in diesem Zusammenhange nur die Teilbestattung von S c h m ö c k - w i t z, die mir selber zur anthropologischen Bearbeitung übertragen wurde. In Schmöckwitz, östlich Berlin, waren durch H o h m a n n vier Grabstellen in rotgefärbtem eisenschüssigem Sande, 50 cm unter der Kulturschicht, entdeckt. Eines der Gräber enthielt nur außer mesolithischen Artefakten Setzsteinen und Holzkohleteilen, ein Kieferstück vom Torfrind. Die anderen Gräber bargen auch Menschenknochen. In dem einen lag auf einem Häufchen von Röhrenknochen, absichtlich oben hinaufgestellt, der Schädel; leider in so brüchigem Zustand, daß eine Wiederherstellung nicht möglich ist. Ähnlich stand es bei dem zweiten Grabe, das einen Kinderschädel enthielt. Das dritte Grab ist das wichtigste; in ihm lag die zerstückelte Leiche eines kräftigen erwachsenen Mannes. Die rote Sandschüttung stellt ein längliches Trapez von etwa 72 cm Länge, 33 cm Breite dar. Darin liegen in der Längsrichtung die Beinknochen. Die Gelenkköpfe beider Femora berühren einander, so daß sie in der gleichen Stellung liegen wie im Leben, als das Becken sich noch

zwischen ihnen befand. Das rechte Bein ist im Knie so stark gebogen, daß die Ferse des Fußes den großen Trochanter berührt; und hier liegt, an der anatomisch richtigen Stelle, das Sprungbein. Die nach oben gerichtet gewesenen Fußwurzel- und Zehenknochen fehlen heute. Das ganze Grab ist ja ausgehoben und im prähistorischen Museum-Berlin aufgestellt worden. Die rote Sandschicht ist so weit abgetragen, daß die Knochen reliefartig daraus hervorstehen. Im Winkel zwischen Schenkelknochen und Schädel liegt der Unterkiefer, mit den Zahnkronen nach unten gerichtet. Und vor den Beinknochen ist senkrecht zu ihrer Längsrichtung der große Schädel in genauer Mediansagittalebene und „Einstellung in die Ohr-Augen-Ebene" beigesetzt worden.

Die ganze Beschreibung gehörte eigentlich nicht an diese Stelle. Da aber die Hauptarbeit mit meiner eigenen Beschreibung noch nicht erschienen ist, sollte einmal etwas Genaueres über diesen Fund gesagt werden. Das mesolithische Alter ist ja auch hier in Frage gezogen worden, jedoch die getrennte Beisetzung der Leichenteile, eingebettet in rote Ockererde, die zahlreich mitgefundenen mesolithischen Geräte sind ein so deutliches Zeichen für die Zeitansetzung, daß mir aus ganz Deutschland kein besserer Fund genannt worden ist. Obgleich der Schädel durch Erddruck auseinandergesprengt worden ist, läßt er sich, auch ohne daß er aus der Bestattung herausgenommen wird, charakterisieren.

Und dann finden wir wieder einen Cro-Magnon-Schädel mit starkem Überaugenwulst und großen Stirnhöhlen, hoch geschwungener Mediansagittalkurve, mit vorstehendem Gesicht und kräftigen Kiefern. Die Schädellänge kann nicht unter 200 mm betragen haben, und die Schädelhöhe muß etwa 150 mm erreichen, wie wir es von den Cro-Magnons aus den Mentone-Höhlen gewohnt sind. Der Schädelindex wird, nach der Ohrstellung zu urteilen, einen Langschädel ergeben. Das ganze Obergesicht ist sehr niedrig, mehr als 65 mm lassen sich kaum errechnen. Für die Augenhöhlen war also wenig Platz vorhanden. Dem Cro-Magnon entsprechend haben wir eine tief eingezogene Nasenwurzel. Auffällig ist die Größe des Weisheitszahnes; im Unterkiefer übertrifft er sogar die anderen Molaren. Die Schädelnähte waren noch offen. Es handelt sich also um einen adulten Mann.

Ganz unpassend für die, die einen Cro-Magnon-Schädel immer mit großer Statur verbunden wissen wollen, ist aber die Körperhöhe. Die Länge des Oberschenkels muß zwischen 390 und 400 mm, die des Schienbeines zwischen 330 und 340 mm betragen haben. Das ergibt eine Körperhöhe von nur 155—160 mm. Der Mann ist also trotz des klobigen Cro-Magnon-Kopfes verhältnismäßig klein gewesen. Eine ähnliche Beschreibung haben wir von Chancelade schon einmal gehört! Genauere Schlußfolgerungen auf Rasseneinordnung brauchen nicht gegeben zu werden. Daß wir wieder Eskimide vor uns hätten, könnte dadurch an Berechtigung verlieren, daß uns die ge-

ringe Körperhöhe häufiger entgegentritt. Trotzdem spräche nichts dagegen, daß die Leute von Schmöckwitz mit zu der Gruppe gehörten, die beim Abklingen der Eiszeit hinter dem Rentier her nordostwärts gezogen wären. Unmöglich ist es auch nicht, daß ein Teil ihrer Nachkommen uns heute noch in den Lappen des nördlichsten Europas entgegentritt; denn die Abänderung des Schädelindexes zur Kurzköpfigkeit ist ja nicht nur im mittleren Europa einmalig eingetreten.

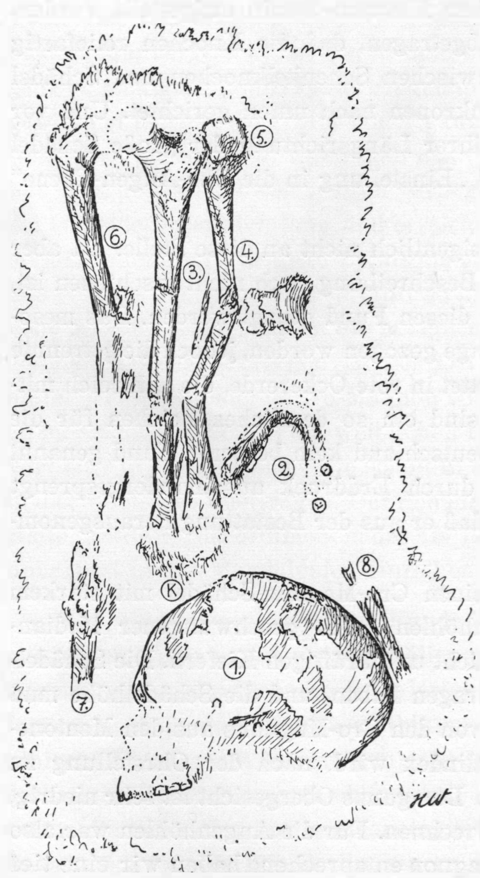


Abb. 52. Die Teilbestattung von Schmöckwitz, Berlin (aus Weinert: Ursprung).

Hinsichtlich der Körperhöhe haben wir ebenfalls in den nordischen Resten neolithischer Skelette ähnliche Maße. Damals diente mir zum Vergleichsobjekt im Berliner Museum eins der Skelette aus den berühmten Gräbern von Rössen. Auch hier hatten wir bei großen kräftigen Cro-Magnon-Schädeln untere Gliedmaßen, die ebenfalls keinen größeren Mann als den von Schmöckwitz ergaben. Die Teilbestattung und die Abtrennung des Schädels vom Leichnam, die Einbettung in rote Ockererde erinnern doch so deutlich an den Bestattungsritus der Ofnethöhle, daß die Umlagerung der Gräber mit mesolithischen Artefakten (Mikrolithen sowohl wie primitives Kernbeil) nur eine Bestätigung für das ist, was uns die Art der Beisetzung so schon vermuten ließ. Wir haben nördlich vom Kaufertsberg nichts Ähnliches bisher in Deutschland; und aus diesem Grunde verdient Schmöckwitz ganz besondere Beachtung.

Wenn also davon die Rede war, daß die jungpaläolithischen Langkopf-Rassen an den Küsten weiter fortbestehen und sich zu der rezenten mediterranen und nordischen Rasse entwickeln, während im Binnenland die alpinen Kurzköpfe auftreten, dann darf das nicht so aufgefaßt werden, als wenn die beiden langköpfigen Küstengruppen durch eine kurzköpfige Inlandsform getrennt worden seien. Wir finden auch im Binnenland die Langköpfe oder

die ausgeprägten Cro-Magnon-Formen unverändert weiter; und da das seit dem Ende der Eiszeit bereits so gewesen ist, kann man natürlich gar nicht leicht heutige Unterrassen Europas bis zu ihrem Ursprung hin getrennt verfolgen.

Die Bezeichnung „alpine Rasse“ ist darum historisch berechtigt, weil ihre älteste Datierung im Alpen- und Alpenvorland bis nach Mittel-

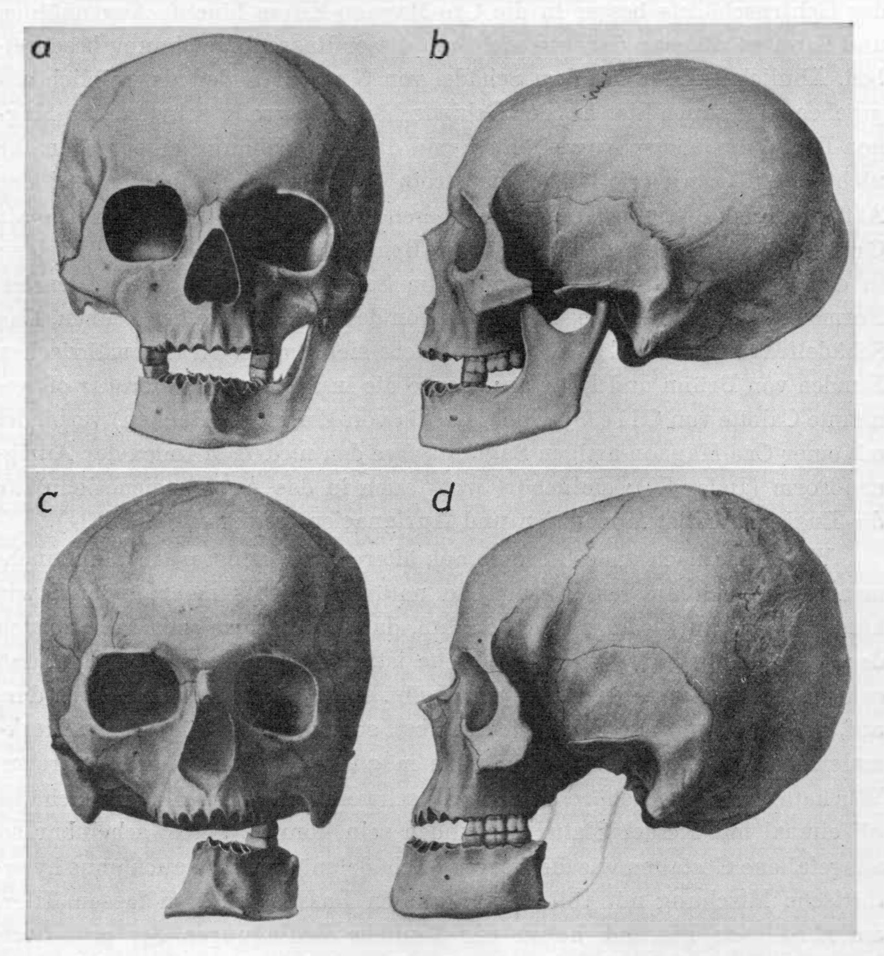


Abb. 53. Die Schädel von Furfooz — Belgien; a, b Schädel I; c, d Schädel II (nach Quatrefages und Hamy).

frankreich hinein möglich war. Andererseits haben wir im Mesolithikum des Nordens Schädel mit deutlichen Cro-Magnon-Merkmalen in Verbindung mit kurzköpfigen. So lassen sich nun die Funde aus Frankreich und Belgien, die immer in mesolithische Zeit gestellt werden, auch wenn ihre Datierung nicht ganz einwandfrei ist, keineswegs in eine bestimmte

Rassengruppe einordnen. Es ist z. B. der Schädel von Furfooz Nr. II dem Index nach kurzschädlig. Dabei könnte man sein Gesicht in der Vorderansicht beinahe mit dem Alten von Cro-Magnon verwechseln. Selbst die Form des Kinnes entspricht durchaus der Cro-Magnon-Rasse, und die Mediansagittalkurve weicht nur dadurch von der Cro-Magnon-Form ab, daß das Hinterhaupt kürzer gerundet ist. Furfooz Nr. I paßt in der Seitenansicht des Gehirnschädels besser in die Cro-Magnon-Kurve hinein; Augenhöhlen und Kinn würde man dagegen nicht mit dieser Rassenbezeichnung beschreiben. Ähnlich steht es mit dem Schädel von Grenelle, der als weiblich angesehen wird; auch hier hat der Gehirnschädel die große, schwere Cro-Magnon-Form, die hohen Augenhöhlen und die Kieferbildung entsprechen ihr nicht. La Truchère läßt ebenso trotz der hohen Augenhöhlen und der Abflachung des Hinterhauptes im oberen Teil die Cro-Magnon-Form als Grundlage durchaus erkennen. Andere Bruchstücke von Grenelle zeigen in der Oberansicht und damit auch im Schädelindex die verschiedensten Formen, d.h. also dasselbe, wie wir es von der Ofnet-Höhle her kennen. Das Schädelfragment von Egisheim schließt sich am besten den mährischen Funden von Brünn und Brüx an; ebenso die in der älteren Literatur oft genannte Calotte von Clichy; die Calvaria von Engis I (Belgien) verbindet mit einer Cro-Magnon-artigen Sagittalkurve den niedrigen Index der Aurignac-Form (Index 70); sie gehört wohl auch in das Aurignacien, denn für die Engis-Höhle ist Moustérien und Aurignacien festgestellt (Abb. 34).

Wenn wir noch andere Funde aus älterer oder neuerer Zeit hinzunehmen, kann sich an dem Gesamtbild natürlich nichts mehr ändern; wir kämen doch nur wieder zu dem Schluß, daß das Kennzeichen im Anbruch der Jetztzeit die große Variationsbreite ist, oder mit anderen Worten, daß es kein bestimmtes Kennzeichen mehr gibt. Das bezieht sich also auch darauf, daß nicht nur die Schädelteile selbst, sondern viele körperliche Merkmale am Schädel und Skelett in allen möglichen Verbindungen auftreten. Wir hatten ja schon gehört, daß überall schwere, grobe Cro-Magnon-Schädel oft einmal mit kleiner Statur verbunden sein können. Selbst scheinbar so ausgefallene Gestalten wie die Borreby-Schädel müssen sich auch ohne hypothetische Mischung mit völlig unbekannten Rassen erklären lassen. Hier, am nördlichen Eisrand, haben wir ähnliche Bedingungen des primitiven Jägerlebens, wie beim Neandertaler. Der Mensch konnte noch gar nicht dazu kommen, so wie in der Dordogne und in Spanien, und zwar hier bereits vom Aurignacien ab, von der ärgsten Not im Kampf ums Dasein sich freizumachen. Die Lebensführung gestattete nur kleine Hordenbildung, in der durch Inzucht genau so wie früher Spezialisierung möglich und erklärbar wurde.

Man kann deshalb den Namen „Cro-Magnon“ ganz eng fassen. Dann gehören natürlich nur wenige Personen dazu; denn wir sehen ja, daß selbst

innerhalb der jungpaläolithischen Cro-Magnon-Gruppen nicht alle Individuen gleich waren und damit auch vollkommen den Anforderungen der „Cro-Magnon-Rasse“ entsprachen. Die notwendige Folgerung bei darauf gerichteten Untersuchungen war bekanntlich die, daß fast mehr Unterrassen entstanden, als Schädel zur Bearbeitung vorlagen; oder daß bei engsten Familienangehörigen die Merkmale verschiedenster Unterrassen festgestellt wurden.

Eine solche Rassen-„Diagnose“ ist m. E. von vornherein zwecklos, und sie wird bestimmt falsch, wenn man nun noch versuchen will, in Einzelfunden die bestimmten Vorläufer für heutige Unterrassen zu erkennen.

Wir müssen diese Frage aber in einem anderen Zusammenhang ernstlich prüfen: das ist die Hypothese von der Verbindung Ostisch-Mongolisch. Darüber soll bei der Mongolenrasse noch einmal gesprochen werden. Hier kann nur darauf hingewiesen werden, daß man aus den Funden selbst den Zustrom einer fremden außereuropäischen Hauptrasse nicht erkennen kann. Die Abweichungen vom alten, eiszeitlichen Jungpaläolithiker-Typus treten dafür viel zu vereinzelt in Verbindung mit der Grundform auf und sind auch viel zu weit zerstreut an allen Fundstätten festzustellen. Wir müssen mindestens für unsere jetzige Kenntnis zugestehen, daß die Art des Auftretens der neuen Variationen eher den Schluß auf Mutation als auf Rassenkreuzung mit Mongolen zuläßt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß heute unter den Alpinen oder Ostischen kein Mongolen-Einschlag zu finden wäre; denn daß solche Einströmungen tatsächlich stattgefunden haben, wissen wir ja aus geschichtlicher Zeit, und wo bei einem ostischen Habitus wirklich mongolische Gesichtsmerkmale hinzutreten, ist man gewiß leicht davon überzeugt, daß der Alpin-Europide seine Herkunft mongolischer Einkreuzung verdanken müsse. Den gleichen Eindruck ruft ein nordischer Typus mit einem Mongolen-Merkmal nicht hervor.

Man ist wahrscheinlich durch die ältere Literatur zu sehr von der klaren Einteilung der europiden Unterrassen beeinflußt worden, so daß alle später kommenden Untersuchungen der Rassen der mittleren und jüngeren Steinzeit nicht die Erwartungen erfüllten, die manche an sie gestellt hatten. Es ist aber unmöglich, bei einer kritischen Durchsicht Dinge, die nicht stimmen, weiter mitzuführen. Schon die zeitliche Einreihung muß sich manche Korrektur oder wenigstens Anzweiflung gefallen lassen. Das macht sich ganz besonders für den europäischen Norden bemerkbar, soweit dieser besiedelt werden konnte. Man wird vielleicht manchen Widerspruch erwecken, wenn man die seit einiger Zeit angewandte Pollen-Analyse auch nicht als sicher maßgebend anerkennt. Ein Leichnam, der im Moor versinkt oder sonst irgend wie in eine tiefere Lagerung kommt, wird später an seinen Knochen und am Schädel die Erde haften haben, in der er schließlich abgelagert wurde. Und es ist dann selbstverständlich, daß uns die Pollen-Analyse auch

nur darüber Auskunft geben kann; sie besagt aber keineswegs, daß der Knochenrest unbedingt gleichaltrig mit dem umgebenden Boden sein muß. Wenn weiter noch hinzukommt, daß nicht in die Zeit passende Pollenkörner durch „Ferntransport“ erklärt werden müssen, dann ist damit der angesetzte Zweifel an die Zuverlässigkeit der Methode nur noch mehr unterstrichen.

Es mag richtig sein, daß die frühesten Funde in Norddeutschland und damit in Nordeuropa wirklich die ältesten Menschenreste aus dieser Gegend sind. Die Schädel von Grube in Schleswig-Holstein, aus dem Kaiser-Wilhelm-Kanal oder auch noch von Friesack in der Mark und von anderen Orten können also tatsächlich in das Mesolithikum gehören. Die Überzeugung davon habe ich selbst allerdings nur bei Schmöckwitz. Aber diese Fragen interessieren mehr prähistorisch als rassenkundlich; und zwar deshalb, weil man für die Rassendiagnose in Beziehung zu der heutigen Rasseneinteilung nicht allzuviel anfangen kann. Aichel führte bei seiner Untersuchung der norddeutschen Schädel die Kennzeichnung „planoccipital“ ein; denn manche Schädel zeigten hinter dem Calotten-Höhepunkt eine auffällige Abflachung, die sich sowohl auf den hinteren Teil der Scheitelbeine wie auch auf den oberen Teil des Hinterhauptbeines bezog. Diese Kopfform findet sich in der jetzigen Bevölkerung noch häufig und sicher nicht nur in Norddeutschland. Sie läßt sich aber gar nicht genau abgrenzen, und Aichel selbst hat, von dem Merkmal ausgehend, verschiedene Schädel noch als planoccipital bezeichnet, die es dem Sinne nach gar nicht mehr sind. Wenn man dann noch mit den Planoccipitalen den Begriff der Kurzköpfigkeit verbindet, kommt man zu Zusammenstellungen, die den Tatsachen nicht entsprechen. Ein „planoccipitaler“ Kurzkopf mit dem Index 76,7 ist kein Kurzkopf, auch wenn er durch die Flachheit seiner oberen Hinterhauptgegend zu dem Eindruck verleitet (Abb. 61). Deshalb ist es ausgeschlossen, in den Planoccipitalen „Dinarier“ zu erkennen und etwa eine bereits mesolithische Einströmung von Vorderasien aus in die gerade erschlossenen Gebiete des Nordens anzunehmen. Ein dinarischer oder vorderasiatischer Schädel sieht anders aus; die Trennung wird allerdings dadurch erschwert, daß die Unterscheidung der knöchernen Nase bei der Cro-Magnon- und bei der dinarischen Rasse nicht möglich ist. Hier ist allein die Sagittale des Gehirn-Schädels ausschlaggebend, und ein Schädel mit einem flachen Hinterhaupt als einziges „dinarisches“ Merkmal ist für das Mesolithikum ebenso wenig als Dinarier bestimmt, wie es in der heutigen Zeit der Fall ist. Auch darauf soll im Kapitel der Lebenden noch genauer eingegangen sein.

Genannt seien wenigstens noch die Muschelhaufen, im Norden als Kjökkenmödinger bezeichnet. Für unsere Rassenfrage können sie zwar nichts Neues hinzubringen, aber sie sind als Zeitzeichen wichtig. Als meso-

lithisch und frühneolithisch haben sie nicht nur für unsere Gegend Bedeutung, sondern wir finden sie auch an anderen weit entfernten Stellen der Erde, wo sie in Verbindung mit weiteren Datierungsmöglichkeiten auf eine entsprechende Epoche hinweisen (wobei immer zu beachten ist, daß solche Muschelhaufen bis in die heutige Zeit hinein entstehen).

Im Zusammenhang mit Europa ist natürlich Nordafrika und Kleinasien zu nennen. Hier im Grenzgebiet anderer Hauptrassen hat die Rassendiagnose auch andere Ziele. Allerdings kann diese Aufgabe z. B. in Nordafrika nicht darin erblickt werden, an mesolithisch-neolithischen Schädeln Kennzeichen für die Entstehung der Negerrasse zu suchen. Wenn man jetzt negride Züge an solchen Skeletten findet, dann wird man das nur als Beweis dafür ansehen können, daß in der genannten Zeit bereits Vermischungen zwischen Negern und Europiden eingetreten sind. Für die europide Rasse gilt hier in Nordafrika dasselbe, was schon für Europa selbst gesagt war: Die Grundlage bietet wieder die Cro-Magnon-Form, die sogar in den Berbern verhältnismäßig rein erhalten ist. Und darin liegt ein Grund, der die Rassenunterscheidung erschwert. Ein sehr auffälliges Negermerkmal, die flache Nasenwurzel und der glatte Übergang ohne Glabellarwulst in die Stirn, ist wohl kaum anzutreffen, so daß wir immer die eingezogene Nasenwurzel, die hochgeschwungene Nase und die Cro-Magnon-Stirn als Merkmale finden. Die Prognathie aber, die wir als weiteres Negerkennzeichen verwerten könnten, ist im Oberkiefer nicht nur auf Neger beschränkt. Der Patenfund von Cro-Magnon selbst zeigt ja bereits eine Schrägstellung des Oberkiefers, wie wir sie auch beim Neger oft nicht stärker ausgeprägt finden. Es wird also eine genaue Abwägung notwendig sein, wenn man das Negerische im Mesolithikum Nordafrikas nachweisen will; und wenn man es mit Berechtigung wirklich kann, ist damit eigentlich nichts Besonderes gesagt. Denn daß der „Neger" jetzt vorhanden ist, ist nun nach Funden aus dem anthropologischen Afrika nicht mehr zu bezweifeln.

Besondere Erwähnung verdient hier das Skelett von Asselar in der Sahara, das 1927 gefunden wurde. Es wäre möglich, daß dieser Fund schon im Jungpaläolithikum hätte behandelt werden müssen, denn aus seiner Lagerung selbst ließen sich keine bestimmten Datierungen herleiten. Dann würde er aber in den letzten Abschnitt gehören, andererseits könnte er möglicherweise auch neolithisch sein. Wenn wir ihn hier im Mesolithikum mit aufzählen, wird man keinen bedeutenden Fehler machen; und für die Rassenfrage kommt die Datierung schließlich auf dasselbe hinaus.

Als negerisch könnte am Asselar-Schädel vielleicht die niedrige und verhältnismäßig breite Nasenöffnung auffallen. Die Prognathie, die nach Ersatz der künstlich ausgebrochenen vorderen Schneidezähne rekonstruierbar ist, braucht nach dem Vorhergesagten nicht unbedingt als negrid an-

gesehen zu werden. Sie könnte auch zum Cro-Magnon-Typus passen, dem die meisten anderen Merkmale entsprechen. Wir haben wieder den geschwungenen Nasenrücken, die eingezogene Nasenwurzel, Glabellarvorwölbung und eine hochgeschwungene Mediansagittale. Die geringe Breite des Schädels (137 mm), die bei der Länge von 193 mm nur einen Index von 70,9 ergibt, paßt mehr zur Aurignac-Form als zum eigentlichen Cro-Magnon-Typus. In Einklang damit steht noch die Schlankheit der Gliedmaßenknochen.

So stehen wir vor einer ähnlichen Schwierigkeit wie bei der Rassendiagnose der Grimaldi-Skelette. Negroid kann man den Asselar-Menschen ohne weiteres nennen, aber damit ist natürlich nichts gewonnen; denn negerähnliche Formen finden wir ja bei allen Rassen — man denke an Verneaus Grimaldi-Untersuchungen. Der Fundort nötigt mit dazu, in dieser Ähnlichkeit auch wirkliche Beziehungen zu vermuten. Boule und Vallois weisen in ihrer Bearbeitung auf südafrikanische Rassen, speziell Hottentotten und Buschmänner hin. Dagegen braucht nicht nur die große Entfernung zu sprechen; der Schädel selbst zeigt ja Merkmale genug, die nicht negerisch sind. Und auch für die ausgefeilten oberen Schneidezähne braucht man nicht in das eigentliche Afrika zu gehen, um Parallelen zu finden; wir werden die gleiche Erscheinung noch bei Schädeln aus derselben Zeit in Vorderasien wiederfinden. Deshalb mögen die dortigen Funde im Anschluß an die nordafrikanischen behandelt werden. Aus der gleichen Provinz Constantin (zwischen Algerien und Tunesien) werden noch weitere Funde gemeldet, die bis zu den Arbeiten von Frobenius im italienischen Lybien die einzigen afrikanischen Skelette aus dieser Zeit waren. Bei Ali-Bacha wurden 15 Individuen festgestellt, die nach Angaben Obermaiers von F. Dlisle als Berbertypus hingestellt werden; bei ihnen ist also der Cro-Magnon-Typus das hervorstechendste Merkmal. Hier an der nordafrikanischen Küste gibt es wieder Muschelhaufen, die etwas weiter im Innern des Landes durch Schneckenschalen-Haufen ersetzt werden. In der Gegend von Setif beim Dorfe Mesloug wurden in solchen Molluskenhaufen Menschenskelette beigesetzt, die nach Obermaier sogar bis in das mittlere Capsien hinabreichen können. Das würde einem weiterentwickelten Aurignacien Westeuropas entsprechen. Die Fundstätte kann aber hier im Zusammenhang mit den anderen nordafrikanischen genannt werden, weil sich aus den stark zertrümmerten Resten doch keine Rassendiagnose herleiten läßt. Andere Orte, wie die Grotte des Hyènes, die Höhle Djebel-Fartas und Mechta-el-Arbi lieferten besser erhaltene Skelette, jedoch mit zeitlicher Ungenauigkeit. Obermaier nennt in seiner Aufzählung noch als Fundstätten Ain-Bida und Tebessa. Es liegt überall die Möglichkeit vor, daß die Kulturen bis in das Capsien zurückreichen, oder auch neolithisch sein können. Das Skelettmaterial, das von allen Stellen als schlecht erhalten

gemeldet wird, zeigt überall höchstens negroide Anklänge, im allgemeinen aber Cro-Magnon-Merkmale, natürlich mit der nötigen Abweichung, die bei so vielen Individuen selbstverständlich ist.

Weit besser steht es in der Beziehung mit dem Fundplatz Beni-Seghoual an der Küste des Golfes von Bougie; von den vielen Bezeichnungen für den gleichen Fundkomplex ist durch die umfassende Arbeit von Vaufrey der Name Afalou bekanntgeworden. Auch hier wird Capsien als Kulturperiode angegeben. Es ist m. E. aber sehr wohl möglich, daß wir damit doch wohl in eine Zeit hineinreichen, die unseren Ofnet-Funden entspricht. Die große Serie der Afalou-Schädel (es sind etwa 50 Stück) konnte ich in Paris selbst besichtigen. Der Gesamteindruck ist wieder der der Cro-Magnon-Form. Einzelne Schädel starker Männer entsprechen ihr sogar sehr genau; negroide Merkmale finden sich zerstreut in derselben Weise, wie sie schon vorher genannt waren.

Es sei also nochmals betont, daß diese nordafrikanischen Küstenfunde zum Teil schon im vorigen Kapitel hätten erwähnt werden müssen. Sie sind erst an dieser Stelle genannt worden, weil mit den bis in das Neolithikum reichenden Skelettresten sicher ein rassischer Zusammenhang besteht. Wir sind jedenfalls nicht in der Lage, in dieser Hinsicht Einteilungen zu machen. Am Gesamtbild der letzteiszeitlichen Mittelmeerbevölkerung hat sich nicht allzu viel geändert. Auf der Grundlage einer nicht zu enggefaßten Cro-Magnon-Rasse haben wir Merkmale, die wir ebenso negroid wie negrid nennen können. Das bedeutet also, daß die Negerähnlichkeiten auch als wirkliche Negerbeziehungen erklärbar sind; denn es ist selbstverständlich, daß wir die geographische Lage mit berücksichtigen dürfen. Und es ist wohl ebenso sicher anzunehmen, daß uns späteiszeitliche oder gar nacheiszeitliche Negermerkmale an Schädeln und Skeletten keine Anzeichen für Neger*entstehung* mehr sein können.

Eine ähnliche Frage nach Negervermischung tritt uns in den reichhaltigen Funden von *Palästina* entgegen. Hier mögen die Ausgrabungen von D. Garrod von Shukbah und vom Mount Carmel wie auch die von M. R. Neuville bei Erq-el-Ahmar bei Bethlehem genannt sein. Die englischen Funde konnte ich in London, die französischen in Paris sehen. Bei beiden ist die Frage der Negervermischung als möglich zu beantworten, und zwar kommt dann *der* Neger in Frage, der uns noch im heutigen Ostafrika nicht als reiner Neger, sondern irgend wie hamitisch beeinflußt entgegentritt. Das Bild des Schädels von Erq-el-Ahmar mag das Gesagte kennzeichnen. Vallois schreibt dazu, daß er die beste Ähnlichkeit aus gleicher mesolithischer Periode mit diesen Palästina-Schädeln bei den Dolichocephalen bei Mugem in Portugal findet. Das mag als Zeichen dafür gelten, daß die am stärksten hervortretenden Züge auch hier wieder bei den mediterranen Cro-Magnons zu finden sind.

Die Ausgrabungen der englischen und amerikanischen prähistorischen Schule am Mount Karmel (Mugharet-el-Wad und bei Shukbah) ergaben in großen Begräbnisplätzen einmal 87 Individuen und an der zweiten Stelle 45 Personen. Hier ist das Zeitalter als späteiszeitlich oder nacheiszeitlich bestimmt und die Kulturperiode mit dem Namen „Natufien“ dem europä-

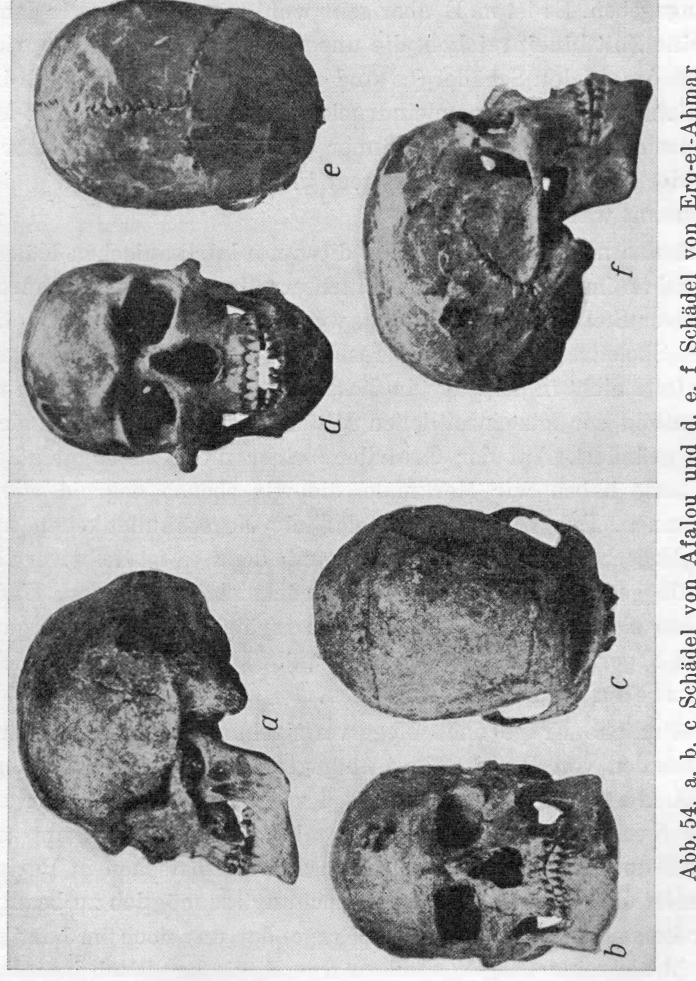


Abb. 54. a, b, c Schädel von Afalou und d, e, f Schädel von Erq-el-Ahmar (nach Vaufrey und Vallois).

ischen Mesolithikum gleichgesetzt worden. (Aus diesem Grunde waren ja die afrikanischen Funde nicht schon früher behandelt worden.) Auch hier in Palästina haben wir, abgesehen von der gleichen rassischen Grundlage, mehrfach die Erscheinung angetroffen, daß besonders bei Frauen im Oberkiefer die mittleren Schneidezähne künstlich entfernt worden sind.

Wir haben also wieder mediterrane Cro-Magnons mit den überall erkennbaren Abweichungen. D. Garrod beschreibt Beziehungen zu den verschiedensten Bevölkerungen, die sich aber alle am Mittelmeer vorfinden. Dazu kommt ungleich stark ausgebildete Prognathie, vielfach auch schwach ausgebildetes Kinn, ein breites Gesicht, verbunden mit Langschädeligkeit. Das sind Merkmale, die wir in derselben Gegend ebenso heute noch antreffen. Daß die Beisetzungen oftmals Spuren von Kannibalismus zeigen, mag nebenher erwähnt sein. Auffällig waren viereckige Löcher, die in das Stirnbein eingeschnitten waren; sicher um das Gehirn daraus zu entfernen; in ähnlicher Weise waren auch die Röhrenknochen angeschnitten, um das Mark zu bekommen.

Wenn wahrscheinlich nicht alles hier angeführt ist, was im europiden Kreis als Mesolithikum gemeldet wird und wirklich Mesolithikum sein mag, so ist diese ganze Erörterung doch damit zu schließen, daß wir Negride im Gesamteuropa einschließlich Nordafrika und Vorderasien nicht finden. Negroide Merkmale kommen andererseits seit der Zeit der Grimaldi-Leute überall und dauernd vor; erinnert sei nur an den Alemannen-Schädel aus Heidelberg. Aber dann müssen wir unsere Ausdrucksweise ändern oder das Wort „negroid“ richtig verstehen; d. h. in dem Sinne: Merkmale, die wir beim Neger als typisch ansehen, kommen vereinzelt auch bei anderen Rassen vor und erwecken dann den Eindruck „negerähnlich“. In der Hauptsache bezieht sich das auf die alveolare Prognathie des Oberkiefers.

Wenn im negerischen Grenzgebiet, d. h. in Nordafrika und Vorderasien, negerische Anzeichen zu finden sind, dann müssen wir hier also, wie schon gesagt, auch mit der Tatsache rechnen, daß diese Merkmale wirklich negrid und durch Rassenmischung entstanden sind.

Ost- und Süd-Afrika

Nach dem letzten Schluß können wir also mit besonderer Berechtigung den Neger auch stammesgeschichtlich als Rassenform des eigentlichen Afrikas ansehen — so wie es ohne große Überlegung allgemein der Fall ist. Dabei muß aber noch einmal darauf hingewiesen werden, daß für alle bisher besprochenen Rassenkarten noch kein triftiger Grund zur Eintragung von Negerfunden vorlag. In der Zeitansetzung des Mesolithikums gilt auch für das anthropologische Afrika dasselbe wie für Europa. Es wird vielfach bei afrikanischen Funden ein höheres Alter angegeben; z. B. in Südafrika Acheuléen. Es war schon gesagt, daß auch die Florisbad-Schädel nicht als Urmenschen angesprochen werden können. Der Ausdruck „fossil“, so wie er eben gebraucht war, kann sich darum nur auf jüngeres Paläolithikum und Mesolithikum beziehen. Wenn die betreffenden Funde deshalb an dieser Stelle zum Rassenvergleich herangezogen werden, so soll damit

nicht die Möglichkeit einer jungpaläolithischen Einreihung abgestritten werden. Es genügt aber, sie hier im Mesolithikum zusammenzufassen, da die Schlußfolgerung doch die gleiche ist. Denn es ist auffallend, daß alle diese afrikanischen Diluvial- und End-Diluvial-Menschen uns keinen „echten“ Neger vorführen. Sie sind meistens gekennzeichnet durch eine starke Glabella und eingezogene Nasenwurzel — also Kennzeichen der mittleren Linie — im Gegensatz zum heutigen Neger. Deshalb müssen wir auch immer wieder die europide Cro-Magnon-Rasse zum Vergleich heranziehen.

Nun können uns die alten Schädel jedoch bisher keine Auskunft über die beiden Fragen geben: 1. Ob die Glabellarform des europiden Cro-Magnon-Typus oder wenigstens überhaupt der mittleren Linie im Jungpaläolithikum und im Mesolithikum noch zum Neger gehörte. 2. Ob neben dieser europiden Stirnbildung bereits — nur uns noch nicht durch Funde bekannt — die negride glatte Stirnform vorhanden war; so daß afrikanische Schädel mit negriden Merkmalen, aber mit europider Glabella, Mischformen wären. Solche Hypothesen von Rassen-Mischformen sind an sich wenig erfreulich; man wird verleitet, zu viel Unerklärbares damit zu erklären. Aber für Afrika trifft es doch zu, daß wir die genannte Zusammenstellung im Zuge der hamitischen Wanderung finden; also gerade in den Gegenden, wo uns auch kulturell nordafrikanisch-europider Einfluß bewiesen wird. Das wäre also von Nordafrika her Ostafrika und Südafrika.

Die eingezogene Nasenwurzel und die vorgetriebene Glabella ist natürlich die ältere Form, die auch der Negervorfahre einmal gehabt haben muß. Aber erst im Neolithikum sind wir doch so weit, daß wir mit Sicherheit reine „Neger“ feststellen können. Wann demnach die Mutation zum Negerschädel eingetreten ist, kann nur soweit sicher festgestellt werden, daß sie in einer Zeit, die unserem Neolithikum entspricht, bestimmt vorhanden war. Ob sie sich danach erst im Mesolithikum überhaupt herausgebildet hätte, könnte nicht mehr als Behauptung sein. Nur deutet wohl alles darauf hin, daß als Ausbildungsperiode frühestens das Jungpaläolithikum in Frage kommt, daß also am Ende der Neandertaler-Zeit, im letzten Moustérien, der Neger noch nicht vorhanden war. Eine weitere wichtige, aber nicht zu lösende Frage ist die, wie wir uns die Bildung der Weichteile und der Haare vorzustellen haben. Das war schon bei der Rekonstruktions-Büste des Homo Rhodesiensis besprochen worden. Man kann natürlich einen Neandertaler-Schädel ebenso gut mit der Kopfhaut eines Negers wie eines Australiers überziehen. Und der Gesamteindruck wird trotz der gleichen knöchernen Unterlage entweder negerisch oder australierhaft sein. Es ist vollkommen zwecklos, dieses Problem mit Für und Wider zu verfolgen.

Von Bedeutung wäre vielmehr, das Gesamtskelett und vor allen Dingen die Körperproportionen afrikanischer Fossil-Menschen kennen zu lernen.

Aber auch dabei werden wir auf das gleiche Dilemma stoßen, das vorhin genannt war. Denn der Urneger muß einmal die für die mittlere Linie normale Proportion gehabt haben; überlange Gliedmaßen, besonders in den unteren Abschnitten, sind erst spätere Erscheinungen, die wieder im Gebiet hamitischen Einflusses besonders auffallend sind.

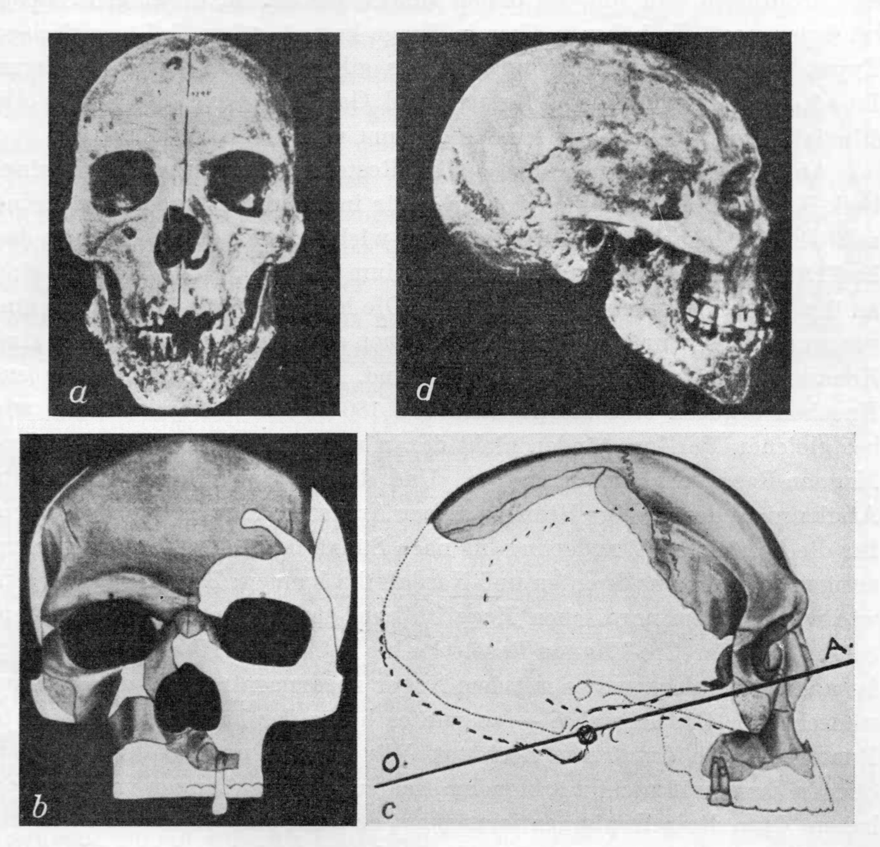


Abb. 55. Oben: Der Schädel von Elmenteita vorn und seitlich. Er könnte in seiner Verbindung von primitiven und negerischen Merkmalen vielleicht einen Urneger darstellen (nach Leakey, aus Reche). — Unten: Der Schädel von Florisbad, vorn und seitlich (nach Dreyer). In der Seitenansicht eigene Korrektur der Ergänzung. Die Stirn erscheint mir zu sehr geneigt zu sein, wodurch auch die Oberkiefer-Prognathie übertrieben wird.

Ich selbst habe schon immer darauf hingewiesen, wie auffällig Cro-Magnon-artig die alten afrikanischen Menschenfunde sind. Es darf diese Diagnose aber auch nicht zu weit gehen. Reche schreibt über den von Leakey gefundenen Elmenteita-Schädel aus Britisch-Ost-Afrika, daß an den Neger keine Einzelheiten erinnern. Dabei ist der erste Eindruck, den

dieser in das Mesolithikum (Makalian) angesetzte Schädel macht, wohl derjenige eines Negers. Was nicht dazu paßt, ist vor allen Dingen die fliehende Stirn. Aber im ganzen wird man hier eher an Neger- als an Cro-Magnon-Rasse denken. Auch die Funde von Kohl-Larsen aus dem ostafrikanischen Graben zeigen ein ähnliches Ergebnis. Man wird alles, was neolithisch sein soll, am besten zum Neger stellen; diejenigen Stücke, bei denen noch ein höheres Alter in Frage kommt, zeigen bei negerischem Typus verschiedene Abweichungen. Das gilt gleichfalls für die anderen Leakeyschen Funde von Nakuru und Gamble's Cave, die bereits als diluvial beim Homo sapiens fossilis genannt waren.

Auffällig Cro-Magnon-ähnlich sind Reste aus Südafrika. Den Springbock-Schädel habe ich schon früher dafür in Anspruch genommen. Seine zeitliche Unsicherheit ist dabei nicht so wichtig; mag er also noch in das End-Diluvium oder bereits in das Alluvium gehören, auf jeden Fall sind an ihm Negermerkmale nicht auffällig. Die hohe Schädelwölbung, die eingezogene Nasenwurzel und der vollkommen orthognathe Unterkiefer sind Kennzeichen, die durchaus europid sind. Die Reste der Gliedmaßen-Knochen ergeben eine Körperhöhe von 180 cm; in Europa würden wir bei gleichen Fundumständen nicht daran zweifeln, einen Mann der Cro-Magnon-Rasse vor uns zu haben. Und da der Springbock-Mensch für Afrika nicht der einzige Hinweis dieser Art ist, so mag er uns als Beweis für die hamitische Wanderung bis nach Südafrika gelten. Die Felszeichnungen, die wir aus Spanien und Nordafrika kennen; Bestattungsweisen, wie wir sie, dem nordischen Megalithikum ähnlich, in Ostafrika haben, zeigen, daß der Cro-Magnon-Rassische bis nach Südafrika vorgedrungen ist und daß er dort, wo er mit dem Neger zusammentraf, als der Herrenmensch über ihn herrschte — so wie es heute der hamitisch vermischte Ruanda-Mensch Ostafrikas noch tut. Wir werden uns den Cro-Magnon Südafrikas gewiß nicht mit blondem Haar und blauen Augen vorzustellen haben; denn diese Depigmentierung hat er auch am Mittelmeer nicht als bodenständiges Merkmal gehabt. Aber andererseits ist es nicht leicht denkbar, auf diesem Schädel negerisches Kraushaar und aufgeworfene dicke Negerlippen zu vermuten.

Dasselbe gilt für den Schädel von Cape Flats. Beim Boskop- und Fishhoek-Schädel werden ja bekanntlich Beziehungen zu den Buschmännern der heutigen Kalahari vermutet. Als Vorläufer der Buschmänner jedoch hätte sowohl der Fishhoek- wie auch der Boskop-Schädel noch allerlei Umwandlungen durchzumachen. Jedenfalls scheinen mir die rassischen Beziehungen zu ihnen so unsicher, daß ich den Ursprung der Buschmänner damit noch nicht als gefunden ansehen möchte. Würde das gleiche Verbreitungsgebiet (unter Berücksichtigung, daß die Buschmänner früher diese Gegenden mit besessen haben) nicht vorliegen, so würde man

vielleicht nicht gerade an diese Ahnenschaft denken. Und trotzdem passen die südafrikanischen Schädelfunde am besten in diese Gegend der Erde. Das gilt auch für die neuerdings durch Meiring und Dreyer bekannt gewordenen Wilton-Schädel. Für die Ähnlichkeit dieser afrikanischen Funde mit europäischen Cro-Magnons, die von den Bearbeitern in das Mesolithikum gesetzt werden und deshalb an dieser Stelle ihren richtigen Platz haben, werde ich selbst als Gewährsmann zitiert. Es ist gewiß manches Merkmal vorhanden, das an Cro-Magnon erinnert; vor allen Dingen bei den Schädeln mit eingezogener Nasenwurzel und vorgetriebener Glabella. Daneben finden sich aber auch Formen, die wir doch wohl als negerisch ansprechen würden; allerdings sind das ja die weiblichen Schädel, die mit ihren Geschlechtsmerkmalen (Prognathie, flache Nasenwurzel, steile Stirn und rechteckig abgebogene Scheitelkurve) an sich schon in die Entwicklungsrichtung des Negers fallen. Die beigegebenen Bilder zeigen uns doch, daß die Beziehungen zwischen den Wiltons und den anderen Schädeln der Südspitze Afrikas deutlicher sind als die zu den europäischen Cro-Magnons. Wir brauchen m. E. jedenfalls nicht nach allzu weit gelegenen Verbindungen mit außerafrikanischen Rassen zu suchen, um diese Südafrikaner rassisch unterzubringen. Eine genauere Diagnose, ob Neger oder Buschmänner als Nachkommen anzunehmen wären, möchte ich, nur auf Literatur-Kenntnisse gestützt, nicht vornehmen. Wichtiger ist wohl das vorhin genannte Problem, wann der typische Negerschädel aufgetreten ist. Wenn die alten Südafrikaner mit Einschluß der Wiltons zeitlich richtig angesetzt sind und auch rassisch der großen negriden Hauptrasse zugeordnet werden dürfen, dann zeigen uns die Männer die Ähnlichkeit mit Cro-Magnon und Aurignac, während die Frauen den Negereindruck nicht übersehen lassen.

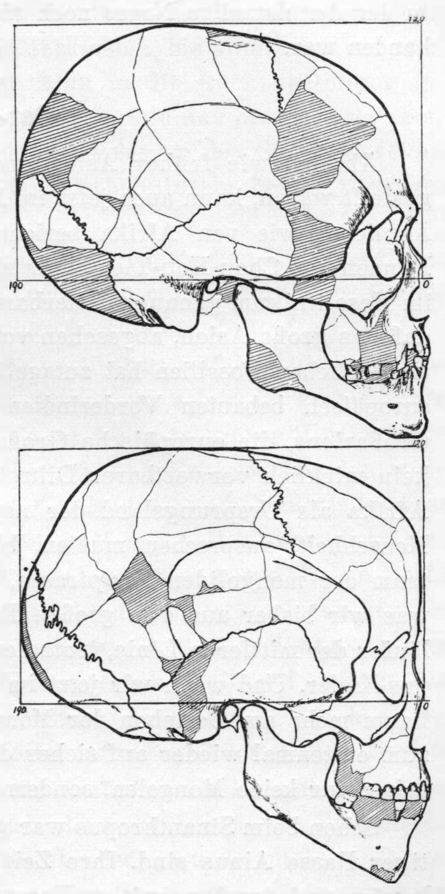


Abb. 56. Zwei Wilton-Schädel (nach Meiring). Oben männl., unten weibl. und daher mehr Neger- oder Buschmann-ähnlich.

Das spräche dafür, daß erst nach dem Ausgang des Jungpaläolithikums der für die heutige Zeit typische Negerschädel manifest geworden ist. Dann brauchen aber auch die in der Jetztzeit noch vorkommenden Ausbildungen europider Glabella und Nasenwurzel nicht nur auf Vermischung zu beruhen, sondern können als altes Erbgut auf die Zeit zurückgehen, in der der damalige Neger noch nicht in der heutigen Einseitigkeit vorhanden war.

Ost-Asien

Ähnlich wie früher Asien und Afrika schon einander gegenübergestellt waren, kann auch jetzt im Mesolithikum von Asien wieder etwas Ähnliches wie von Afrika berichtet werden. Nach den wirklich alten Funden von Chou-Kou-Tien bleibt eine große Lücke bestehen, bis endlich im Mesolithikum genauer datierbare Reste auftauchen. Auffällig ist nur, daß das große Asien, abgesehen vom europiden Westteil, nichts mehr an menschlichen Fossilien hat zutage kommen lassen. Denn selbst aus dem europäisch bebauten Vorderindien und ebenso aus anderen Gegenden Großasiens, die europäische Großstädte und Kultur tragen, ist bislang kein wirklich verwertbarer Diluvialfund gemeldet worden. So wie wir Afrika als Ursprungsland der negriden Rasse, einer Wärmeform der Menschheit, ansprechen mußten, bleibt natürlich auch Asien das Zentrum der mongoliden Hauptrasse, der Kälteform der Menschheit. Aber was wir bisher aus dem großen Erdteil feststellen konnten, waren Vorläufer der mittleren Linie, trotz des Torus mandibularis beim Sinanthropus-Kiefer. Und wenn wir jetzt im Mesolithikum, zu einer Zeit, wo doch kaum mehr am Bestehen der Mongolen-Rasse gezweifelt werden kann, zum erstenmal wieder auf sicher datierbare Menschenreste stoßen, dann haben wir keine Mongolen, sondern Angehörige der mittleren Linie.

Schon beim Sinanthropus war gesagt, daß diese ältesten Asiaten heutiger Rasse Ainus sind. Ihre Zeit wird charakterisiert durch Muschelhaufen und durch primitive Keramik mit Flechtwerkabdruck. Wenn es uns nicht möglich ist, auf Jahrhunderte genau mit Europa zu parallelisieren, so haben wir es doch hier auch mit einem länger dauernden Zeitabschnitt zu tun. Der älteste Teil davon mag zeitlich bis in das europäische Mesolithikum zurückgehen, er wird noch auf dem asiatischen Festland angetroffen. Von da aus gingen, über Korea kommend, diese Alt-Ainus vielleicht als erste Besiedler auf die japanischen Inseln über, so daß wir eine ununterbrochene Kulturfolge für diese sichergestellte Wanderung nachweisen können. Es kommt deshalb auch hier wieder mit dem Wort Mesolithikum nicht auf ganz bestimmte Jahrtausende an. Es würde also nicht falsch sein, auf den japanischen Inseln selbst vom

Mesolithikum der Ainus zu sprechen. Die Ähnlichkeit mit Europa geht ja sogar so weit, daß wir auch hier im östlichen Asien Hockerbestattung mit Ockereinreibung haben. Koganei berichtet ferner über Deformationen des Gebisses; und das Ausbrechen der mittleren Schneidezähne erinnert ohne weiteres an das, was wir aus der gleichen Zeit in Palästina feststellen konnten. Im Neolithikum zeigen sich dann Vermischungen von Ainu- und Mongolen-Merkmalen, bis allmählich der mongolische Japaner überwiegt und der Ainu in die Rückzugstellung gedrängt wurde, die er heute noch einnimmt — und aus der er wohl ebenfalls verdrängt worden wäre, wenn der teilweise an den Süden gewöhnte Japaner das Klima der nördlichen japanischen Inseln besser vertragen könnte.

Daß von der jüngeren Steinzeit an alle europäischen Kulturperioden bei den Japanern angetroffen werden, mag hier mit erwähnt sein; für die Rassenentstehung hat es ja nichts mehr zu sagen.

So sind wir also in dieser Frage noch mehr auf Hypothesen angewiesen als in Afrika. Die wichtigste davon war schon im europäischen Jungpaläolithikum berührt worden. Es ist die in mehrerer Hinsicht auffällige Übereinstimmung der Nordsibiriden und Eskimos mit den westeuropäischen Menschen von Aurignac, Cro-Magnon und Chancelade. Aber das sind Gedanken, die sich auf die heutige Menschheit insofern beziehen, als wir in Sibirien, Nordamerika und Grönland keine menschlichen Reste aus dem Jungpaläolithikum und Mesolithikum bis jetzt vorlegen können. Was in Westeuropa bei dieser angenommenen Rassenbeziehung mit dem Ende des Jungpaläolithikums anthropologisch und kulturell aufhört, das findet seine Fortsetzung im nordöstlichen Asien erst in der heutigen Zeit. Deshalb soll in dem späteren Kapitel darauf zurückgegriffen werden.

Da der mesolithische Ainu nicht als Vorläufer des Mongolen oder des Japaners aufzufassen ist, sondern nach allen prähistorischen Zeugnissen von ihm zurückgedrängt und kulturell überdeckt wurde, muß die Entstehung des mongolischen Rassentypus neben der Stammeslinie der Ainu gedacht werden. Vorgeschichtlich können wir also nur vermuten, daß auf einer hypothetischen Ostwanderung aus dem westlichen Europa her Menschengruppen in Sibirien hängen blieben, die auf alter Grundlage der mittleren Rassenlinie zum mongoliden Sibirier wurden. Daß während dieser Zeit Ostasien menschenleer gewesen sein sollte, ist natürlich nicht anzunehmen. Aber seit den frühdiluvialen Zeiten des Sinanthropus können wir bis heute nicht feststellen, was für Formen dem Affenmenschen dort folgten.

Im südlichen Ostasien waren, wie wir vom Pithecanthropus und vom Ngandong-Menschen her wissen, ebenfalls Urbewohner ansässig,

aber alles, was wir über sie aussagen konnten, schlug nur in die mittlere Linie und zeigt in ihrer Form seine Nachkommen bis in die heutige Zeit. Urmongolen waren dort nicht zu erkennen. Wenn wir also das südliche Element im Chinesen wie im Japaner erklären wollen, dann kann sich auch das nur auf den Vergleich heutiger Rassen stützen. Für diese Leere im großen asiatischen Kontinent wird immer wieder der besser durchforschte europäische Boden verantwortlich gemacht. Ich kann mir aber nicht denken, daß das allein der Grund ist. Auch in Asien hat ja der Europäer genügend gegraben und gebaut, und Chinesen wie Japaner waren wohl imstande, europäische Forschungsinteressen und -methoden aufzunehmen und auf die Urgeschichte ihres eigenen Landes zu achten.

In diesem Kapitel kann also nicht mehr gesagt werden, als daß Angehörige der mittleren Linie im östlichsten Asien gefunden werden, aber keine erkennbaren Vorfahren der großen Rasse, die heute den Erdteil beherrscht.

Amerika

Wenn wir der an das Rentier anschließenden Wanderung folgen, so erreichen wir über die Behringstraße den amerikanischen Kontinent. Man ist sich heute wohl im wesentlichsten darüber einig, daß für eine Besiedelung Amerikas vor dem Ende des Jungpaläolithikums alle Zeugen fehlen. Es ist deshalb auch überflüssig, einzelne Schädelfunde, die aus diesem oder jenem Grunde für altpaläolithisch angesprochen werden, erst aufzuzählen und dann abzulehnen. Und ein Zusammenleben des Menschen mit dem Megatherium ist kein Beweis für ein hochdiluviales Alter des Menschen, sondern eher für ein Überleben dieses heute ausgestorbenen Urtieres. Und Zeichnungen von Elefanten — wenn es sich wirklich um Elefanten handelt — sind auf keinen Fall ein Zeugnis dafür, daß der Mensch Elefantiden in Amerika noch erlebt hat. Urtümliche Schädelformen, selbst wenn sie zweifellos an den Neandertaler erinnern, sind wohl ein Anhalt dafür, daß auch der amerikanische Mensch einmal eine Neandertaler Stufe durchlaufen hat; aber das braucht durchaus nicht auf amerikanischem Gebiet gewesen zu sein. Catarrhine Affen und Menschenaffen haben beide Erdteile Amerikas nie gehabt; der Mensch war der erste Catarrhine, der amerikanischen Boden betrat, und zwar als Homo sapiens.

Und das Haupteinfallstor nach Amerika ist sicher von Nordostsibirien über die Behringstraße Alaska gewesen. Nach H r d l i c k a s Untersuchungen gehen die ältesten Funde auf Alaska auch nur bis in den Beginn der christlichen Zeit zurück, obwohl ganz bestimmt viel frühere

Übergänge stattgefunden haben. Das heutige Küstenbild an der Behring-See hat sich aber so verändert, daß eine Auffindung von Resten der ältesten Einwanderer nicht zu erhoffen ist. In diesem Abschnitt kann deshalb darüber nichts gesagt werden.

Sonst werden aus Nord- und aus Südamerika Fossilfunde bekanntgegeben, die von den Zeiten des Mesolithikums an wohl als unzweifelhaft gelten können. Die sonderbare Übereinstimmung mit dem mesolithischen Europa ist auch hier wieder u. a. durch Muschelhaufen an den Küsten gegeben. Für Südamerika könnten diese „Sambaquis“ überhaupt das älteste Zeichen menschlicher Anwesenheit sein. Dabei mag, rein zeitlich genommen, die Periode sogar unserem Neolithikum entsprechen. Und was wir dabei an menschlichen Resten finden, sind Indianer, also Menschen vorwiegend mongolider Rassenform. Ich selbst erwähnte bereits im „Ursprung“ einen Sambaqui-Schädel von Santa Maria, Brasilien. Daß auch primitivere Formen gefunden werden, ist selbstverständlich, wenn unter den heute lebenden Indianern noch solche Typen anzutreffen sind. Der schon 1896 von Nehring bekanntgegebene Schädel aus einem Sambaqui von Santos in Brasilien macht mit seiner Prognathie und seiner fliehenden Stirn einen urtümlicheren Eindruck als der von Santa Maria, ohne daß er deswegen zeitlich älter zu sein braucht. In Ecuador wurde von Anthony 1923 der Punin-Schädel gefunden; das Stück ist sicher weiblich und gleicht am meisten dem Schädel einer rezenten Australierin. Auch dieser Schädel von Punin mag „eiszeitlich“ sein, wenn der Ausgang des Pleistozäns damit gemeint ist, doch er ist Homo sapiens — und australoide Formen finden wir ja nicht nur in Australien. Wir werden dabei noch zu besprechen haben, daß wir in Südamerika zwar nicht mit Australiern, wohl aber mit melanesischen Einwanderern rechnen müssen.

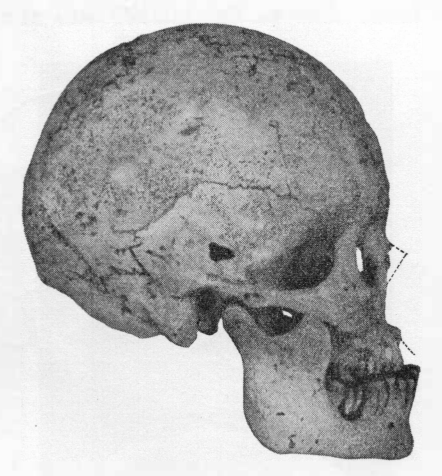


Abb. 57. Indianer-Schädel aus einem Sambaqui von Santa Maria, Brasilien (aus Weinert „Ursprung“).

Die Hypothese, daß sich an der Südspitze Südamerikas sogar die primitivsten Menschen heutiger Zeit fänden, wird in dem späteren Kapitel behandelt werden. Es ist jedenfalls verständlich, daß im äußersten Winkel des Doppelerdteiles scheinbare Primitivformen häufiger als anderswo vorkommen.

Was für Asien gesagt war, gilt nun für Amerika ganz besonders. Amerika ist schon länger das Wohngebiet europider Hochrassen, als es überhaupt eine Urmenschenforschung gibt. Und die Durchwühlung amerikanischen Bodens ist weder der Ausdehnung noch der Tiefe nach hinter der Europas zurückgeblieben. Wenn also kein Neandertaler oder überhaupt kein wirklich eiszeitlicher Menschenrest auf amerikanischem Bo-

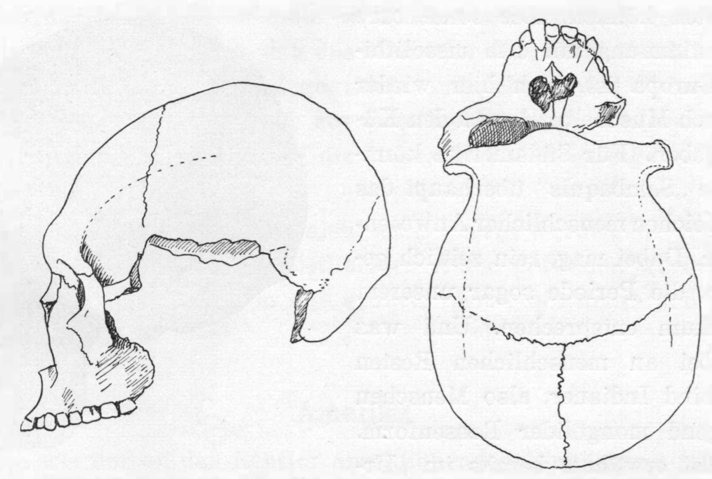


Abb. 58. „Urtümlicher“ Indianer-Schädel aus einem Sambaqui von Santos, Brasilien (nach Nehring). (Die Prognathie ist pathologisch, Vermehrung der Schneidezähne.)

den ausgegraben worden ist, dann kann die Erklärung doch nicht darin liegen, daß nicht genügend gegraben wurde, sondern darin, daß man nichts finden kann, wo nichts ist.

Die mesolithische Rassenkarte Amerikas kann wenigstens zum ersten Mal Menschen feststellen, und zwar gleich in der rassischen Zugehörigkeit, die wir heute „Indianer“ nennen.

Australien

In diesem Kapitel kann nun auch der letzte Erdteil, als vom Menschen erreicht, angeführt werden. Wieder darf Mesolithikum nicht in genauer zeitlicher Abgrenzung verstanden werden. Jedenfalls ist nun Australien vom Menschen bewohnt. Und jetzt ist dieser Mensch nicht nur der erste Catarrhine, auch nicht der erste Primate, sondern das erste echte Säugetier, das Australien betrat. Hier kommt uns die Tiergeographie entscheidend zu Hilfe. Australien hat keine höheren Säugetiere; seine tierische Stammesentwicklung schließt mit den Beuteltieren ab. Dann kommt unvermittelt der Mensch und als erster Begleiter der Haushund, der heute verwildert als Dingo Australien belebt. Das geschah

bereits in prähistorischer Zeit, und wieder mögen mehr als zehntausend Jahre vergangen sein, bis der Mensch noch einmal Australien entdeckte, dabei absichtlich und unfreiwillig als Haustiere und als Schmarotzer weitere Säugetiere nach Australien brachte und damit die Fauna schuf, die seit kaum 200 Jahren Australien ein neues Gesicht gab.

Nun wiederholt sich endlich das noch einmal, was wir für Europa feststellen konnten. Es ist vielleicht nur ein Zufall, daß es sich dabei

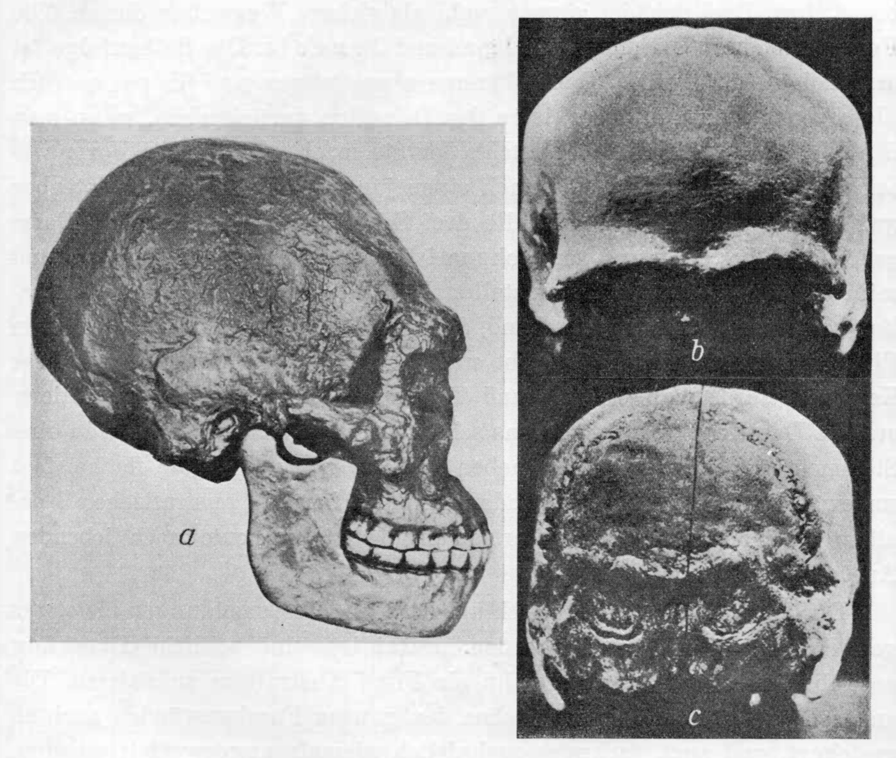


Abb. 59. Älteste Schädelfunde aus Australien, a Schädel von Cohuna (Aufn. nach Abguß aus dem Americ. Mus. Nat. Hist. New York). Unterkiefer ergänzt. Urtümliche Wirkung durch Stirn, Überaugenbögen und Prognathie, aber Homo sapiens. b und c Schädel von Jervois, rezente Gehirn-Schädelform (aus W e i n e r t, Umschau 1932).

wieder um die mittlere Linie handelt: Der Mensch, den wir als ersten Besiedler Australiens antreffen, läßt nicht nur seinen Anschluß an die Bewohner des benachbarten Festlandes vermuten, sondern kann über sie hinaus seinen Rassenstammbaum wahrscheinlich bis zur Affenmenschform verfolgen lassen. Wir können jetzt an das anschließen, was wir im Jungpaläolithikum Javas verließen. Bis zum Wadjak-Menschen konnten wir in den Stufen Pithecanthropus, Homo soloensis von Ngandong und Homo sapiens diluvialis von Wadjak eine Ahnenreihe aufstellen, die

natürlich nicht ganz unbeeinflußt von späteren, nachfolgenden Menschenwellen geblieben war, aber im wesentlichen doch die Theorie einer Weiterentwicklung rechtfertigen ließ. Im Proto-Australier von Wadjak mag die Menschheitsstufe erreicht worden sein, der es möglich war, auf irgendeine urtümliche Art, freiwillig oder unfreiwillig, das Torres-Meer zu überqueren und den australischen Kontinent zu erreichen. Auf Australien selbst setzt sich dann die Stammesentwicklung, durch fossile Funde belegt, fort. Drei Schädel können wohl als sichere Wegweiser dienen. Die Fundstätten sind Cohuna, Talgai und Jervois. Die Reihenfolge ist morphologisch gewählt. Dabei können aber Cohuna und Talgai zeitlich gleichaltrig sein und noch bis in das Diluvium zurückgehen, wenn man den Endabschnitt darunter versteht. Jervois macht sowohl der Form wie auch dem Erhaltungszustand nach einen jüngeren Eindruck. Es ist aber gar kein Zweifel daran, daß alle drei Schädel zur Homo-sapiens-Form gehören. Selbst der Fund von Cohuna ist trotz seiner fliehenden Stirn und seines Prognathismus dahin zu stellen. Für die Rassendiagnose ist Australien selbstverständlich maßgebend, da es in diesem Erdteil keine anderen Eingeborenen als Australier gibt und je gegeben hat. Auch ohne diese Kenntnis würde man Cohuna und Talgai unbedingt zu den Australiern stellen. Das Kennzeichen, das uns schon die javanischen Fossilien in eine Stammesfolge stellen ließ, ist neben anderen Merkmalen die flache, fast ungewölbte Stirnbildung; sie findet sich nun bei den australischen Fossilien wieder und hat ihre Fortsetzung in vielen heute noch lebenden Australiern.

Der Jervois-Schädel ist durch unsachliche Pressemeldungen als etwas ganz Primitives hingestellt worden. Dabei ist seine zeitliche Datierung so unbestimmt, daß es genügt, ihn als Fund Australiens zu zitieren. Die anderen beiden Fossilien sind schon den ganzen Fundumständen nach so gesichert, und auch fachwissenschaftlich niemals angezweifelt worden, daß die kurze Aufzählung hier genügt, um festzustellen, daß Australien mit dem Ende der Eiszeit von der australischen Rasse allein besiedelt worden ist. Die genannten Fossilfunde sind als „diluvial" aber schlecht datiert und auch anthropologisch so wenig als „neandertaloid" gekennzeichnet, daß eine Eigenentwicklung der Australier auf Australien selbst seit frühem Diluvium abgelehnt werden muß. Die Tatsache, daß der Schädel von Jervois — der den rezentesten Eindruck macht — gerade ganz uralt sein soll, zeigt die unsachliche Berichterstattung und fehlende wissenschaftliche Bearbeitung. Auch die Begleitfunde, als pleistozän oder gar als pliozän angesehener Tiere — wie Nototherium — sind nicht ausschlaggebend; fraglich ist ihre zeitliche Gleichaltrigkeit und besonders die Feststellung, wie lange sie sich auf Australien lebend erhalten haben.

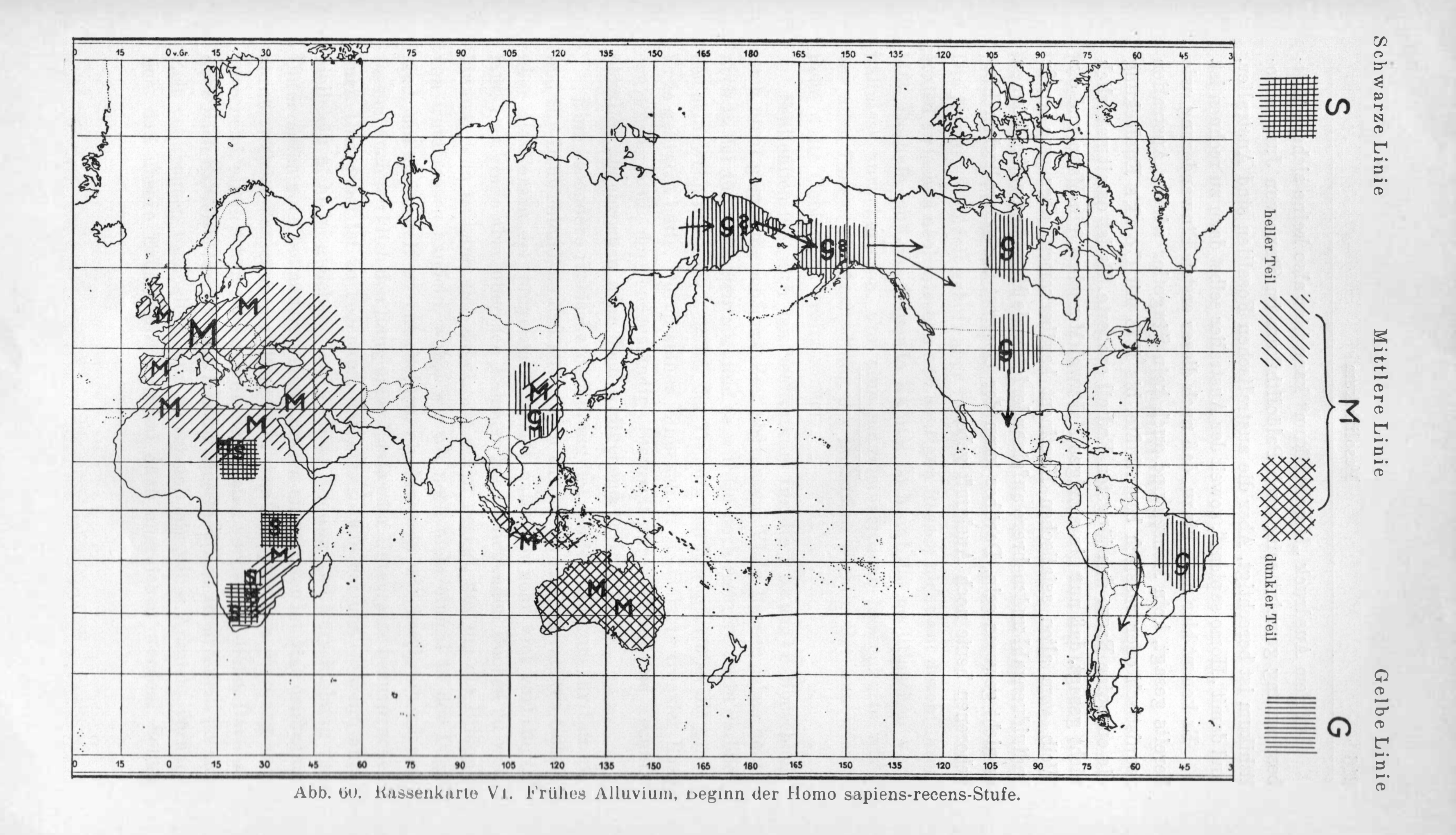


Abb. 60. Rassenkarte VI. Frühes Alluvium, Beginn der Homo sapiens-recens-Stufe.

Mit dem Ausdruck „Mesolithikum“ kann hier also keine sichere Zeitbestimmung gemeint sein; auch Paläolithikum im Sinne von Jungpaläolithikum ist berechtigt. Aber die australischen Fossilien sind Australier, und damit „Homo sapiens“, soweit der Australier selbst dazu zu rechnen ist.

Es kommt hier noch hinzu, daß nach dieser ersten Einwanderung, wie bereits gesagt, kein Mensch und auch kein Säugetier wieder Australien faunistisch oder rassisch beeinflußte, bis 1778 mit Cooks Entdeckung die europide Rasse den jüngsten Erdteil eroberte. Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß nur ein einziges Mal zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, vom alten asiatischen Kontinent herüberkamen, aber eine große Individuenzahl und mehrere aufeinanderfolgende Menschenwellen können es nicht gewesen sein. Darüber kann der Überrest der australischen Eingeborenen heute noch Auskunft geben.

VIII. Neolithikum

Ein eigenes Kapitel über Neolithikum im Zusammenhang mit unserer Frage kann nur kurz sein. Denn für die Rassenentstehung hat das Neolithikum insofern keine Bedeutung, als die heutigen großen Rassen ja bereits entstanden sind. Trotzdem findet natürlich eine Bildung von Unterrassen statt, die zu weiterer, neuer Rassenentstehung Anlaß geben kann. Die jüngere Steinzeit gehört aber voll zur Jetztzeit, so daß sich ein Unterschied zwischen neolithischen und heutigen Rassen nicht gut durchführen läßt. Deshalb muß das folgende Kapitel doch auf die neolithischen Verhältnisse zurückgreifen. Für eine jungsteinzeitliche Rassenkarte wäre vor allen Dingen die Ausbreitung des Menschen wichtig, der nun wieder neue weite Gebiete in Besitz nimmt.

Schließlich läßt sich das Neolithikum für die gesamte Menschheit auch nicht gegen die moderne Zeit abgrenzen. Viele Rassen leben heute noch in der jüngeren Steinzeit; und es würden noch mehrere darin verblieben sein, wenn nicht das Zeitalter der Technik den Europäer über die ganze Erde gebracht hätte. Durch seinen Einbruch in die Gebiete fremder Rassen wurde ja die dort bodenständige Steinzeit durch Metall und Technik plötzlich abgebrochen oder doch weitgehend beeinflußt.

Eine besondere rassische Bedeutung hat das Neolithikum für Europa und für Deutschland, so daß sich allein für ein so eng begrenztes Gebiet über die Rassen der jüngeren Steinzeit natürlich sehr viel vorbringen läßt. Das ginge aber über den Rahmen des vorliegenden Buches zu weit hinaus; denn es kann sich dabei, wie schon gesagt, nur um die Bildung von Unterrassen handeln, wobei wir oft noch nicht einmal in der Lage sind, mit Sicherheit zu entscheiden, ob das, was wir beschreibend umfassen, auch wirklich den Rang einer Rasse oder Unterrasse beanspruchen darf. Und dabei ist zu bedenken, daß ebenso wie bei uns — wenn auch vielleicht nicht im gleichen Maße — eine Bildung und Verschiebung von Unterrassen auch bei anderen Hauptrassen eingetreten ist. Man denke nur daran, welche Rassenunterteilung sich, dem europäischen Vorgang entsprechend, allein schon im mongolischen Asien vornehmen ließe. Darüber aber nach Skelettbefunden entwicklungsgeschichtlich zu urteilen, ist zur Zeit vollkommen unmöglich, und es scheint mir keine Aussicht vorhanden, daß unsere Erkenntnisse einmal dazu ausreichen werden. Selbst

für Europa oder gar für Deutschland wird ja eine Einigkeit über die Abgrenzung und Bewertung neolithischer Bevölkerungen nicht zu erlangen sein.

Das liegt zunächst an den biologischen Bedingungen für die Rassenentstehung überhaupt. Es war absichtlich vermieden, bei diesen Ausführungen hierauf zu weit einzugehen. Aber es war doch schon gesagt, daß selbst Merkmale der Hauptrassen sehr wohl polygenistisch entstanden sein können. Dann sind wir nicht in der Lage, aus Gleichheit oder Ähnlichkeit erscheinungsbildlicher Formen stammesgeschichtliche Beziehungen zu begründen. Wenn z. B. selbst ein Rassenmerkmal wie Kraushaarigkeit kein Anlaß sein dürfte, alle kraushaarigen Menschen auf eine Stammeslinie zurückzuführen, ist es besonders schwierig, auf oft viel weniger bestimmte Kriterien, etwa einen Schädelindex, Verwandtschaftsbeziehungen zu begründen.

Dagegen spricht auch eine Tatsache, die glücklicherweise heute allgemeiner bekannt wird, da sie keinem wirklichen Beobachter entgehen konnte. Das ist die große Variationsbreite, die das menschliche Erscheinungsbild bis in kleinste Stammesgruppen hinab aufweist. Und das trifft nicht nur für den Menschen allein zu. Es ist, ohne daß wir einen Grund dafür angeben können, eine Eigenheit, die besonders bei den Herrentieren, den Primaten, in mit der Entwicklung steigendem Maße auffällt — im Gegensatz zu anderen Säugetier-Ordnungen. Wenn man z. B. eine größere Sammlung von Raubtierschädeln einer Art vor sich hat, dann sehen (um einen Ausspruch Remanes zu zitieren) alle Schädel aus wie der Abguß von einem Stück. Die einzige Variation, die einem auffällt, sind geringe Unterschiede in der Größe. Würde ein Schädel morphologisch anders sein als die anderen, so würde dieser sofort unsere Aufmerksamkeit erregen. Hat man aber eine entsprechende Anzahl Affenschädel einer höheren Art vor sich, so ist das Gegenteil der Fall. Bei einer größeren Reihe von Schimpansen-Schädeln würden diejenigen auffallen, die gleich oder außerordentlich ähnlich sind, weil man es hier als selbstverständlich empfindet, daß überall Unterschiede vorliegen. Daher kam es auch, daß man früher (P. Matschi) versuchte, auf Grund von Schädel-Untersuchungen viele Schimpansen*arten* aufzustellen. Dabei war man verleitet, diejenigen Schädel, die durch ihre Ähnlichkeit hervorstachen, als besonders artverwandt zu bezeichnen. Den gleichen Versuch finden wir natürlich auch bei anderen Affenarten, beim Orang-Utan z. B. durch Selenka. Erst wenn man zu amerikanischen Breitnasenaffen oder gar zu Halbaffen kommt, trifft man wieder auffälligere Ähnlichkeiten wie bei anderen Säugerordnungen. Woran das Variieren bei den Primaten liegt, wird sich kaum ausreichend begründen lassen;

Domestikation fällt dafür aus, denn die Affen sind keine Haustiere; und umgekehrt zeigt unsere Hauskatze noch dieselbe Formähnlichkeit im Schädel und Skelett, die eben von Wildraubtieren erwähnt war. Eine größere Vielfältigkeit des Genoms für die Variation verantwortlich zu machen, wäre möglich; es bleibt aber Hypothese, weil die Chromosomenzahl bei allen höheren Säugetieren keine größeren Schwankungen zeigt.

Für das Neolithikum wird man sich zur Rassenunterscheidung weitgehend des Arbeitsgebietes der Prähistorie bedienen; d. h. man schließt von den kulturellen Hinterlassenschaften, die ja zahlreicher sind als die Menschenreste selbst, auf die Träger der Kulturen; und sieht in solchen kulturellen Unterschieden den Beweis für Rassenverschiedenheit. Das ist natürlich oftmals berechtigt, es trifft jedoch nicht immer zu. Spengler wies schon darauf hin, daß Waffen, aber keine Töpfe Geschichte machen. Es wäre demnach sehr wohl möglich, daß tüchtige Handwerker zwangsweise oder friedlich von fremden Bevölkerungen übernommen wurden, um dort ihre Ware, die Gefallen gefunden hat — z. B. Keramik —, herzustellen. Wenn da der Prähistoriker nach mehreren tausend Jahren die ihm von anderer Stelle her bekannten Topfscherben wiederfindet, so liegt der Gedanke nahe, daß eine Rassenwanderung oder Bevölkerungsverschiebung stattgefunden hat. Natürlich ist das nicht der einzige Schluß; man weiß, daß Handel vorliegen kann, oder daß speziell Töpferware, von Frauen hergestellt, auf verschiedene Weise zu fremden Stämmen gekommen sein kann. Trotzdem ist man geneigt, in dem nach seiner Kultur benannten Schnurkeramiker z. B. eine andere Rasse zu sehen als im Megalithiker.

Wenn wir uns einmal vorstellen, nach Tausenden von Jahren würde ein Vorgeschichtler in Ostasien ausgraben und auf die dort gefundenen Kulturhinterlassenschaften seine Rassentheorien aufbauen, dann würde er zu dem Ergebnis kommen müssen, daß zu unserer Zeit dort die mongolische Rasse vom Europäer abgelöst worden sei. Das wäre also ein falscher Schluß und trotzdem ist er richtig begründet; denn was der Zukunftsprähistoriker dort gefunden hat, ist zwar keine europide Rasse, jedoch europäischer Geist. Europäische Menschen waren in Ostasien und haben der fremden Rasse das gegeben, was ihre eigene an Kultur hervorgebracht hat. Aber die mongolische Rasse ist geblieben und selbst Träger der europäischen Kultur geworden.

Ähnlich ist es natürlich auch im Neolithikum schon gewesen; und da in der vorliegenden Arbeit nur die menschlichen Reste selbst als Zeugnisse für die Rassenentstehung herangezogen werden sollen, würde auch damit ein großer Teil neolithischer Rassenhypothesen hier keinen Platz haben.

Wegen der Bedeutung der Rassen der jüngeren Steinzeit für Europa mag aber doch kurz darauf eingegangen werden; zugleich als Beispiel dafür, wie auch in anderen Erdteilen Rassenveränderungen und Rassenverschiebungen vor sich gegangen sein werden.

Nordische Rassenentstehung

Schon im Kapitel Jungpaläolithikum und später im Mesolithikum war darauf hingewiesen worden, daß der für den Ausgang der Eiszeit charakteristische Typus, nämlich der von Cro-Magnon, durch die genannten Kulturen auch als Rassentypus hindurchgeht. Und da wir nun für die Cro-Magnon-Form, im weitesten Sinne, einen Anschluß an die Neandertaler Stufe des Moustérien nicht ablehnen konnten, so haben wir jetzt im Neolithikum und von da aus weitergehend bis in die heutige Zeit die fortlaufende Stammesreihe der mittleren Linie, von der bereits im Anfang gesprochen war.

Schon in mehreren Einzelarbeiten hatte ich selber darauf hingewiesen, daß es nicht nur in der Alluvialzeit, sondern bereits im Jungpaläolithikum nicht möglich ist, nordische und fälische Rasse (im Diluvium also Cro-Magnon-Rasse) voneinander zu trennen. Beide kommen zeitlich und räumlich stets nebeneinander vor; und zwar in der Weise, daß der ursprünglichere und auch weiter verbreitete Typus der der Cro-Magnon-Rasse ist. Es muß zugegeben werden, daß hinsichtlich der Augenhöhlen dabei ein fließender Übergang vom Neandertaler zum Cro-Magnon nicht leicht aufzustellen ist. Denn die Orbita des Neandertalers war ja hoch, bei mehreren Individuen mit dem Index 100. Und trotzdem finden sich aber, vor allem bei älteren Personen, auch rechteckig abgeknickte Augenhöhlen, besonders am oberen Augenhöhlenrand tritt die Abknickung zuerst auf. Andererseits sind dagegen die niedrigen, rechteckigen Augenhöhlen des Alten von Cro-Magnon, wie an der betreffenden Stelle schon gesagt, ein Extrem, das nicht oft wieder erreicht wird. Wenn wir nun für den eigentlich nordischen Schädel hohe Augenhöhlen verlangen, so sind auch diese nicht ohne weiteres an die rundlichen Orbitae des Neandertalers anzuschließen, sondern selbst erst wieder als eine Variante der Cro-Magnon-Form aufzufassen. Daß diese Variation bereits schon im Jungpaläolithikum einsetzt, war nicht nur an dem Cro-Magnon-Schädel von Chancelade, sondern noch besser an dem von Brünn III gezeigt worden.

Ob sich der nordische Mensch des Neolithikums als Langschädel-Form an die Jungpaläolithiker anschließt, ist ja niemals bezweifelt worden. Es muß nur immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die nordische Langschädeligkeit von vornherein nicht so einheitlich gewesen ist wie die mediterrane. Daraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß die

heutige nordische Rasse im Gesamtdurchschnitt viel weniger langschädelig als die mediterrane oder westische Rasse ist. Wir werden später sehen, daß das Mittel des nordischen Schädelindexes überhaupt nicht mehr in den Bereich der eigentlichen Langschädeligkeit fällt.

Die Annahme, daß das Neolithikum auch rassisch dem Mesolithikum und Jungpaläolithikum in Europa folgt, enthält sogleich eine Theorie für den Ursprung der nordischen Rasse und ebenso für die mediterrane. Ich wiederhole nur schon immer von mir vertretene Ansichten, daß diese beiden europäischen Langkopf-Rassen auf europäischem Boden selber entstanden sind. Die mediterrane dadurch, daß sie in den Mittelmeergebieten blieb, die die jungpaläolithischen Cro-Magnons bereits innegehabt hatten; die nordische Rasse dadurch, daß sie mit dem Eisfreiwerden des Landes dem Rentier und damit auch den weichenden Gletschern nach Norden und nach Osten folgte. Es hat nichts mit Politik zu tun, wenn ich den asiatischen Ursprung der nordischen Rasse ebenso wie den Ursprung der Menschheit in den gleichen Gebieten ablehne. Die europäische Urheimat ist in beiden Fällen einfach aus den gegebenen Tatsachen am besten zu erschließen, während die Herkunft aus Asien Hypothesen notwendig macht, die eben nur Hypothesen sind.

Der nordische Mensch ist ja nicht nur durch Schädel- und Skelettbau charakterisiert; das auffälligste und sicher auf der ganzen Erde nur einmal aufgetretene Rassenmerkmal ist seine Depigmentierung: Also die Aufhellung in Haut-, Haar- und Augenfarbe. Es ist sehr wohl vorstellbar, daß diese Mutation klimatisch bedingt im eisfrei werdenden Nordeuropa entstanden ist, wenn wir uns auch keine Vorstellung davon machen können, wodurch letzten Endes diese Verlustmutante eingetreten ist. Es ist ebenso denkbar, daß bei der Mittelmeer-Küsten-Rasse diese Aufhellung nur zum Teil eintrat. Es soll später besprochen werden, daß der heutige nordische Mensch insofern ein Extrem in der Entfärbung ist, daß bei ihm nicht nur die Haut, wie bei der gesamten europiden Rasse, aufgehellt wurde, sondern daß auch die Haare blond und die Augen blau wurden.

Wenn wir so an eine bodenständige Entwicklung der mediterranen und der nordischen Rasse glauben und dabei für die letztere ein Eindringen in neue Wohngebiete annehmen, dann liegt es nahe, nach den ältesten Zeugen der Einwanderung und denen der Rassenbildung zu suchen. Das ist von verschiedenen Seiten auch bereits geschehen, so daß hier eine kurze Übersicht über die Ergebnisse gegeben werden kann. Wenn wir von der Hoffnung absehen, im nördlichen Europa aus dem letzten Interglazialgebiet einmal auf Neandertaler-Reste zu stoßen, so könnten in den Gebieten, die von den Gletschern der Würmvereisung bedeckt waren, erst nach dem Rückgang des Eises Menschenreste

angetroffen werden. Die Funde, die aus dem eigentlichen nordischen Raum angegeben werden, gehen also im Anschluß an das letzte Jungpaläolithikum bis in das frühe Mesolithikum zurück. Leider ist von allen diesen Schädel- oder Skelettfunden keiner so datiert, daß er mit Sicherheit in die früheste Einwanderungszeit angesetzt werden kann. Meiner Ansicht nach haben wir im nördlichen Deutschland und damit zugleich in allen Gebieten, die noch weiter nördlich liegen, nichts, was so gut den Anspruch, mesolithisch zu sein, erheben kann, als der in dem betreffenden Kapitel beschriebene Fund von Schmöckwitz bei Berlin. Die als ebenso alt angesehenen oder gar allein als mesolithischen Funde behaupteten Schädel aus dem Pritzerber See (Mark Brandenburg) haben für ihr angenommenes Alter keinerlei Unterlagen. Die Lagerung in Haveltonen besagt gar nichts, besonders wenn es sich, wie an vielen anderen Stellen, ja noch um Baggerfunde handelt. Wir brauchen zur Datierung in dieser Periode Kulturbeigaben, da der Schädel selbst kein Leitfossil mehr ist. Leider kann ich auch einer anderen Altersbestimmung, die gerade für diese Zeit angewandt wird, nicht ohne weiteres zustimmen, das ist die schon genannte Pollenanalyse. Es fehlt meistens der Beweis, daß die Schichten wirklich ungestört waren, oder daß die am Schädel haftende Erde aus der Zeit stammt, in die der Schädel gehört[1]).

Trotz dieser allgemeinen Zweifel können wir aber die meisten Schädelfunde aus der nordischen Urzeit ruhig auch rassenkundlich verwerten; denn sie geben uns auf unsere Frage immer wieder dieselbe Auskunft: Es handelt sich um Formen, die wir allgemein als Cro-Magnon-Nordisch bezeichnen müssen, und zwar in dem Sinne, daß man bei dieser Bezeichnung mehr das Cro-Magnon-Ähnliche als das typisch Nordische hervorheben möchte. Die entsprechenden Funde aus Dänemark sind dabei mehr breitschädelig, die aus Schweden mehr langschädelig. Es handelt sich jetzt also um Neolithiker der Megalithkultur, speziell der Ganggrab- und Steinkistenzeit.

Es ist mehrfach betont worden, daß Cro-Magnon-Rassisch und -Nordisch nicht im strengen Sinne als Rasse zu trennen ist. Aber damit ist nicht die ganze Variationsbreite dieses Rassenstammes umfaßt. Was vorhin für die Primaten, im engeren Sinne für die Menschen gesagt wurde, trifft noch einmal besonders für die nordische Stammrasse zu: Das ist ihre Variationsbreite, die für alle diejenigen überraschend sein mag, die sich diese Rasse zu eng nach einem idealen Vorbild gedacht haben. Aber jeder Forscher, der sich mit dem Material selbst befaßt hat, mußte zu dem gleichen Ergebnis kommen, weil die Tatsache gar nicht zu

---

[1]) Hierhin gehören vor allen Dingen die von Aichel zuerst genannten Schädel aus dem Kaiser-Wilhelm-Kanal (B1) und die von Grube (B33 und B36).

übersehen ist. In dieser Variationsmöglichkeit hinsichtlich des Schädel- und Skelettbaues liegt, wie überall, die Fähigkeit zu einer Ausbreitung und Weiterentwicklung, die eine einseitig spezialisierte Rasse nicht mehr besitzt. Es ist natürlich nicht alles an der nordischen Rasse so variabel; die Aufhellung in Haut, Haar und Auge ist im Gegenteil eine Einseitigkeit, die aus diesem Grunde sowohl für die räumliche Verbreitung wie

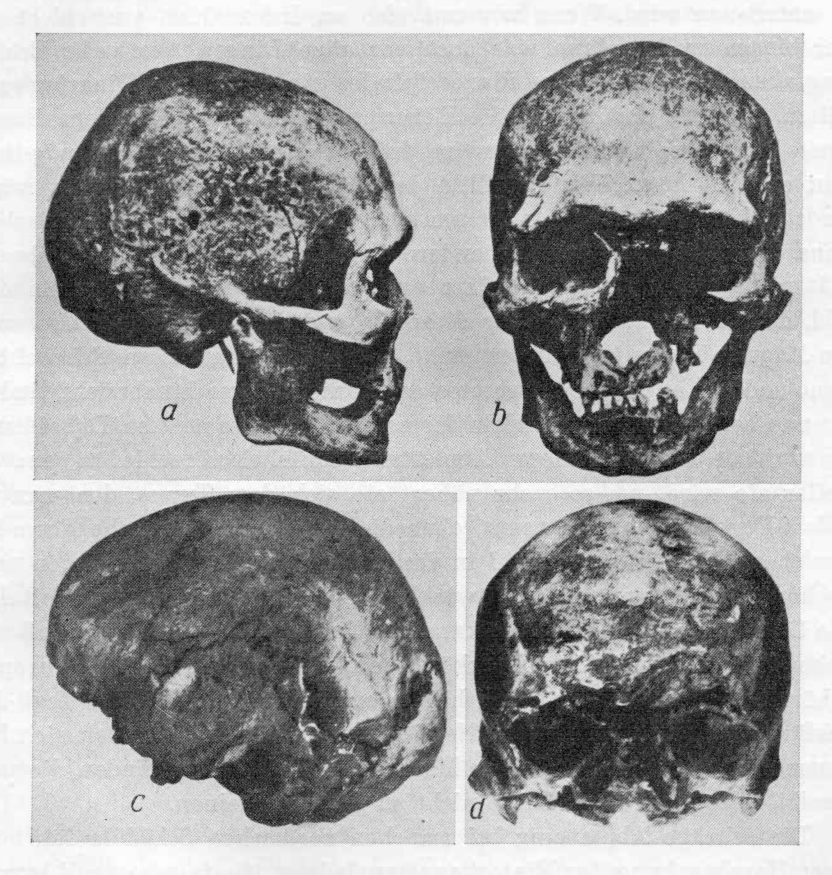


Abb. 61. a und b Schädel von Hvellinge (nach F ü r s t, aus Aichel). Ähnlichkeit mit dem Borreby-Schädel. c, d Schädel von Grube II, Schleswig-Holstein (nach A i c h e l).

auch für die damit verbundene Leistungsfähigkeit dem nordischen Menschen engere Grenzen zieht als anderen Rassen. Wo der hellfarbige Nordische daher in Gegenden kam, die seiner Depigmentation nicht entsprachen, ist aus seinem Erbgut wenigstens die Einseitigkeit seiner Färbung wieder verschwunden.

Am auffälligsten ist die Variation hinsichtlich der Schädelform. Sie hat hierbei schon zu Erklärungen geführt, die nur dadurch denkbar wur-

den, daß man sich an ein zu enges Rassenschema klammerte. Gemeint ist die im nordischen Raum auftretende „Kurzköpfigkeit", nach Aichel als „planoccistitaler Kurzkopf" schon zitiert mit dem Hinweis, daß die unter dieser Bezeichnung angeführten Schädel aber keineswegs alle brachykran sind. Der Schädel Grube Nr. II hat einen Längen-Breiten-Index von 76,7, das ist eine Indexzahl, die von der heutigen Bevölkerung gar nicht oft unterboten wird. Wenn wir uns also an Indexzahlen auch nicht zu sehr binden wollen, dann war doch vor allen Dingen Aichels Erklärung abzulehnen, daß diese Planoccipitalen eingewanderte Dinarier sein sollten. Es fällt damit auch die Behauptung, daß die dinarische Rasse bereits im Mesolithikum oder im frühen Neolithikum Schleswig-Holstein erreicht hätte. Wie das Bild des „planoccipitalen" Schädels zeigt, handelt es sich überhaupt nicht um einen Planoccipitalen im dinarischen Sinne. Dasselbe gilt auch für andere Schädel. Der Fund von Grube II paßt nicht nur im Index, sondern auch in seiner ganzen Form in das Bild, das als grundständig für diese Gegend angegeben war: also zum Cro-Magnon-Typus im weiteren Sinne. Die Abplattung, die am Scheitel beginnt und bis auf die Oberschuppe des Hinterhauptes hinabreicht, finden wir nun bei sehr vielen Schädeln der nordischen Gesamtrasse. Dabei kann die sagittale Richtung dieser Abplattung natürlich verschieden sein. Je steiler sie wird, um so mehr nähert sie sich dem Typus, den man in Südost-Europa dinarisch nennt, ohne die eigentlich dinarische Form zu erreichen. Wir sind aber wohl in der Lage, zwischen dem steilsten nordischen Hinterhaupt und dem wirklich langschädligen, kurvoccipitalen alle Übergänge zu belegen. Es kann also keine Rede davon sein, daß mit einem Male planoccipitale Kurzköpfe, die nicht in den Norden Europas gehören, hier bereits im Neolithikum auftauchen. Und darin liegt die Erklärung, daß vom frühesten Neolithikum an bis zur Jetztzeit sich bei stammesgeschichtlich nordischen Menschen Schädelindizes finden, die zum Idealbild der nordischen Rasse nicht zu passen scheinen.

Die schräge Abplattung bei manchen nordischen Schädeln führt zu einer Herabsenkung der Hinterhauptsausladung, die ja schon seit langer Zeit in der Literatur zitiert wird (Froriep). Auch bei der Beschreibung der heutigen Rassen ist gerade bei Schleswig-Holstein auf diese Bildung zurückzukommen.

Eine eigenartige Abwandlung des Cro-Magnon-Typus, die aber durchaus noch die Grundform erkennen läßt, finden wir bei manchen Schädeln des nordischen Kreises, unter denen der von Hvellinge Nr. I als Beispiel gegeben werden mag. Das brutale Cro-Magnon-Gesicht entspricht ganz der jungpaläolithischen Form. Dazu kommt jedoch eine Schädelbreite, die zur Brachykranie führt. Über diese Funde kommt man dann auch zu der seltsamsten Schädelform, die sich überhaupt im nordischen Kreis findet,

und die als „Borreby-Typ“ bekannt geworden ist. Für die Rassenentstehung braucht dieser Typus aber nicht herangezogen zu werden, da es sich offensichtlich nur um eine in dem einen Ganggrab auf Seeland gefundene Gruppe handelt, die am besten durch Sippenverwandtschaft erklärt wird.

Der Ausdruck „nordischer Megalith-Typ“ bedeutet also im Grunde nichts anderes, als nordische Cro-Magnon-Form im weiteren Sinne. Und wenn wir von da auf das Neolithikum Mitteldeutschlands übergehen, für das der „Schnurkeramiker“ als Leittypus gilt, dann kommen wir damit rassisch in eine nicht wesentlich andere Form. Auch hier haben wir Schädel, die im allgemeinen ebenfalls in die nordisch-fälische Rasse einzusetzen sind; vielleicht mit einer Variationsbreite, die an Reichhaltigkeit die Megalithiker übertrifft. Hier mag, dem Verbreitungsgebiet entsprechend, dieser oder jener fremde Einfluß dazukommen. Aber wenn ein schnurkeramischer Schädel in einem Megalithgrab gefunden wird, dann würde nur in den seltensten Fällen seine Form Anlaß zu Zweifeln geben können, falls ein Verdacht auf Nichtzugehörigkeit überhaupt auftauchen würde. Wir stimmen deshalb den Ergebnissen von Heberer durchaus zu, wonach auch der mitteldeutsche Schnurkeramiker im weiteren Sinne nordisch ist, d. h. unter Einschluß der fälischen Cro-Magnon-Rassenmerkmale. Dabei muß Heberer sogar betonen, daß gerade diese Merkmale besonders auffällig sind.

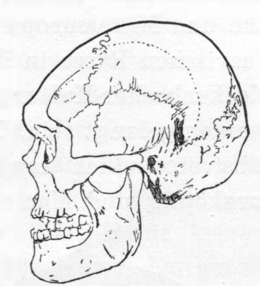


Abb. 62. Schädel von Borreby (n. Hamy, aus Aichel).

Es braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, wie im Neolithikum die nordische Rasse sich nach Süden und Osten ausbreitete.

Wie weit die mediterrane Rasse, die sich ebenfalls auf den jungpaläolithischen Cro-Magnon-Typus gründet, in ihrem heutigen Gebiet variiert, ist durch Untersuchungen des mediterranen Neolithikums ebenfalls bearbeitet. Daß auch dort neben dem eigentlich Mediterranen (unserm eigentlich Nordischen entsprechend), der große und schwere Cro-Magnon-Schlag vorkommt, soll im Kapitel der heutigen Rassen ausgeführt werden.

Mit Beginn des Mesolithikums war mit dem Auftreten der Kurzköpfe die alpine Rasse zum erstenmal gemeldet worden. Es ist auffällig, daß diese wirkliche Kurzkopf-Form im Neolithikum uns verhältnismäßig so selten entgegentritt, daß man dazu passende Schädel suchen muß. Auf jeden Fall wird ja das neolithische Zeitbild in Europa von Langköpfen beherrscht. Trotzdem liegt natürlich für die Brachykranen am Alpenrand nicht eine plötzliche Einwanderung vor, die nur vorübergehend gewesen ist. Seit ihrem ersten Auftreten sind die Kurzköpfe bei uns geblieben; dafür liegen bekanntlich Funde als Beweisstücke vor.

Als Leittypus scheinen die Kurzköpfe mit der Glockenbecher-Kultur verbunden zu sein. Wo wir aber zusammen mit ihr brachykrane Schädel antreffen, ist man immer geneigt, diese der dinarischen Rasse, weniger der alpinen zuzuschreiben. Wenn man die Funde mit den heutigen Rassen vergleicht, ist diese Diagnose auch durchaus berechtigt. Wir finden vielfach Schädel mit sehr stark markiertem Gesichtsprofil und steilem Hinterhaupt. Dabei wird jedoch prähistorisch festgestellt, daß die Glockenbecher-Leute aus Spanien durch Frankreich nach Deutschland und Mitteleuropa gekommen sind. Wenn das mit der Herkunft der dinarischen Rasse in Einklang stehen soll, dann müßten die Träger der Glockenbecher-Kultur aus dem östlichen Mittelmeer zunächst nach Spanien gelangt sein. Daß nicht alle Kurzschädel dinarisch sind, mag als selbstverständlich erwähnt sein; ebenso, daß auch nicht alle Funde kurzköpfig sind. Man sieht sich aber in der einschlägigen Literatur doch

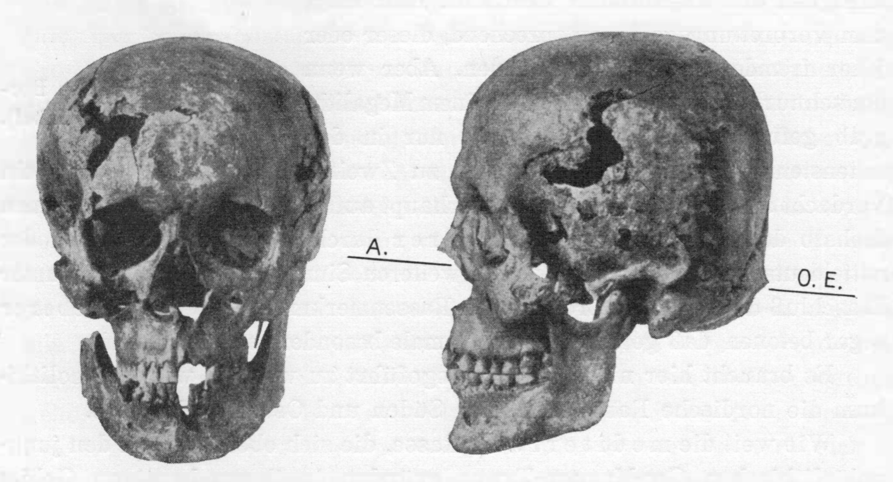


Abb. 63. Schädel von dinarischem Typus aus einem bronzezeitlichen Grab in Glockenbecher-Siedlung im Nördlinger Ries. (Aufn. Ehrhardt und Breitinger, Anthr. Inst. München, aus Frickhinger, Germanenerbe.)

veranlaßt, die dinarische Form wenigstens mit zu betonen und höchstens von dinarisch-ostisch zu sprechen. Wenn H. F. K. Günther dabei annimmt, daß die Dinarier dann die Herrenschicht gewesen sind, so ist diese Schlußfolgerung wohl vornehmlich aus dem heutigen Rassencharakter gezogen worden. Aus den wenigen Schädeln selbst möchte ich jedenfalls nicht das Zusammenleben zweier verschiedener Unterrassen herleiten. Wir kommen mit diesen Fragen auch aus dem Neolithikum heraus; denn die Glockenbecher-Kultur leitet ja schon zur Bronzezeit über. Der abgebildete Schädel aus dem Nördlinger Ries lag zwar in einer Sied-

lung neolithischer Glockenbecher, war aber von nachkommenden frühbronzezeitlichen Bewohnern in dem alten Siedlungsgrund bestattet worden; und ich möchte Breitinger und Ehrhardt darin zustimmen, daß eine Rassenänderung mit dem Kulturübergang nicht vorgelegen haben muß.

Bekanntlich ist besonders der westliche Teil des jungsteinzeitlichen Pfahlbau-Gebietes von kurzköpfigen Menschen besiedelt gewesen; aber auch hier kann man nach unserer Rassentheorie zwischen ostisch-alpin und dinarisch nicht sicher trennen. Die Frage nach der Herkunft ist wohl ohne die heutigen Rassenformen nicht gut zu erörtern und soll deshalb besser erst in dem entsprechenden Kapitel gebracht werden. Hier interessiert uns doch das alte Problem, ob als Heimat der alpinen Kurzkopf-Menschen west- oder gar innerasiatische Gebiete und damit mongolische Abstammung anzunehmen sind. Ich habe dazu immer betont, daß uns die Schädelfunde wie ihre prähistorische Verteilung dafür keinen Beweis liefern; auch wenn wir wissen, daß in sibirischen Kurganen Kurzköpfe gefunden worden sind. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß (zitiert nach v. Merhart und Scheidt) die Indizes der Schädel zwischen 80 und 81 liegen, so daß die Erinnerung an nordische Brachykrane durchaus verständlich ist. Wenn man bei späteren Ausgrabungen Schädel der heutigen deutschen oder auch norddeutschen Bevölkerung findet, dann würde man sie sicher weitgehend als ostisch oder alpin bezeichnen — falls man sich nur nach dem Schädelindex oder überhaupt nach der Rundköpfigkeit richten würde. Schädel mit einem Index von 80 würden dann sogar mehr nach der langköpfigen Seite als nach der kurzköpfigen hinleiten. Indessen soll darüber hier noch nicht zuviel vorweggenommen werden. Aber daß wir im Neolithikum auch in Rußland und Südsibirien Kurzköpfe finden, ist eigentlich selbstverständlich und besagt noch nichts dafür, daß die gleichzeitigen und älteren Brachykranen Mittel- und Westeuropas nun von Sibirien her eingewandert sein müßten.

Wenn wir nicht die Schädelbestattungen aus der Ofnet-Höhle hätten, wäre wohl die Einwanderung der Kurzköpfigen aus Asien noch eher denkbar; und das sogar dann noch, wenn hier bei Nördlingen Kurz- und Langköpfe als Fremdlinge nebeneinander vorkämen. Aber bei dem glatten Übergang aller Schädelformen von der Langköpfigkeit über die Mittelköpfigkeit zur Kurzköpfigkeit ist doch nur eine Bevölkerung denkbar. Und das spricht gewiß nicht dafür, daß gerade die Kurzköpfe zugewandert sein müßten, während die anderen als bodenständig vom Jungpaläolithikum her verblieben wären. Denn die Ofnetbestattung wird heute ja aus prähistorischen Gründen mehr dem Spät-Magdalénien als dem Mesolithikum zugeschrieben. Infolgedessen ist es doch naheliegend. auch

die Brachykranen des Neolithikums und der Bronzezeit an die vorhergehenden der mittleren und der ausgehenden Altsteinzeit anzuschließen. Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß Wanderungen und Verschiebungen nicht hätten vorkommen können. Vielmehr ist es im Neolithikum eigentlich selbstverständlich, daß für die damaligen Bevölkerungen irgendeine Grenze zwischen Asien und Europa gar nicht bestanden hat. Aber aus den steinzeitlichen Resten kann man m. E. nichts herleiten, was den Ursprung einer oder einiger europider Unterrassen aus der großen mongolischen Hauptrasse beweisbar macht.

Es sei also noch einmal betont, daß ähnliche Untersuchungen wie für Europa oder gar nur für Deutschland vom Neolithikum an sich auf der ganzen, nun bis auf die Polargebiete bewohnten Erde vornehmen ließen. Wenn gesagt war, daß diese Bildung von Unterrassen in anderen Erdteilen vielleicht nicht so weitgehend war wie gerade in Europa, so könnte das in der besonderen Domestikation, wir sagen dafür in der Höhe der Zivilisation, seinen Grund haben. Denn es tritt auch jetzt schon der Vorrang der europiden Hauptrasse immer deutlicher hervor; es zeigt sich ein Kulturfortschritt, der im nordischen Neolithikum als einer bäuerlichen Siedlungskultur nach dem Vorgang Cossinnas heute ja seine volle Würdigung gefunden hat, und der in den vorderasiatischen und mediterranen Teilen der europiden Rasse unter nordischer Beeinflussung zu den großen Herrscherreichen mit städtischer Hochkultur geführt hat.

Aber mangelnde Kenntnisse über die dem europäischen Neolithikum entsprechenden Zeiten fremder Rassen bilden den hauptsächlichsten Hinderungsgrund, über die in der jetzigen Zeit vorliegende Verbreitung der Menschheit etwas Abschließendes auszusagen. Es ist erstaunlich, für wie weite Gebiete der Erde und für wie große Rassenanteile der Menschheit wir gerade über diese Frage auf Vermutungen angewiesen sind. Damit kommen wir zu dem Kapitel über die heutigen Menschenrassen.

IX. Heutige Rassen

Methoden der Unterscheidung

Bei einer Untersuchung über die Entstehung der Rassen kann man natürlich das heutige Rassenbild der Menschheit nicht entbehren; liegt doch darin der Grund, daß wir überhaupt von Rassen sprechen. Und alle Hindernisse, die sich unserer Erkenntnis über die Rassenbildung entgegenstellen, sind trotzdem nie ein Grund dafür, das Bestehen der Rassen als solche zu leugnen oder zu verkennen.

Der erste Weg zur Rassenunterscheidung ist natürlich der des morphologischen Vergleichs; d. h. also, wir versuchen, aus der Tatsache, die uns überhaupt auf das Bestehen verschiedener Rassen hinweist, zugleich ihre Unterscheidungsmerkmale festzulegen und zu verwerten. Wenn man in früherer Zeit nur mit der Rassenbeschreibung zufrieden war, so ist es für eine biologische Forschung doch selbstverständlich, daß man mit der Frage nach der Unterscheidung der Rassen auch die nach ihrer Herkunft verbindet. Wir wollen also, wie auf allen anderen Gebieten der Biologie, kein künstliches, sondern ein natürliches System haben. Es war schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß es aus mancherlei Gründen keinen klaren Rassenstammbaum geben kann, so wie wir von einem Stammbaum der Arten sprechen können. Es war ja das eigenartige Vorrecht der Menschheit, daß sie nach ihrem einheitlichen, monophyletischen Ursprung und der darauf einsetzenden Rassenspaltung sich zwar befehdete und ausrottete, wo sie konnte, zu gleicher Zeit aber sich stets wieder zur Bastardierung verband. Dadurch wird die graphische Darstellung der Rassenbildung und Weiterentwicklung immer wieder gestört oder wenigstens weitgehend erschwert. Denn mit der Erkenntnis, daß fremde Einflüsse dauernd möglich sind, werden uns zur Rassenerklärung Handhaben gegeben, die oft nicht mehr als Spekulationen sind.

Es braucht nur noch einmal darauf hingewiesen zu werden, daß der einfache Vergleich von Rassenmerkmalen nicht ohne weiteres wie beim Artenstammbaum als Kennzeichen für stammesgeschichtliche Verbindungen verwendbar ist. Ist die Menschheit auch monophyletisch entstanden, die Erwerbung von Rassenmerkmalen kann auf jeden Fall polygenistisch vor sich gehen. Und wir haben aus der einfachen Feststellung der Kriterien nicht die Möglichkeit zu erkennen, ob ihr Ursprung einmalig oder

unabhängig voneinander mehrmalig zu denken ist. E. Fischer wies darauf hin, daß dieser Mangel der Verwendbarkeit der Methode durch erbbiologische Untersuchung ausgeglichen werden kann. Wir hätten also nicht das Erscheinungsbild selbst zu untersuchen, sondern seinen Erbgang. Der Weg dazu ist die Bastardierung. Damit sind auch zu gleicher Zeit die Schwierigkeiten dieser Arbeitsweise gegeben. Bastarde können nur dort untersucht werden, wo sie vorhanden sind; und wenn man etwas über den Erbgang eines Merkmals aussagen will, müssen genügend Individuen zur Untersuchung vorhanden sein. Und wenn es schließlich glückt, erbmäßige Unterschiede zwischen zwei vielleicht als einheitlich angesehenen Rassengruppen festzustellen, dann sind damit die Erklärungsmöglichkeiten für das Zustandekommen eines verschiedenen Erbganges auch noch mehrdeutig. Auf ein passendes Beispiel zu diesem Fall wird bei der betreffenden Rasse hingewiesen werden.

Blutgruppen

Der Versuch, physiologische Vorgänge zur Rassendiagnose heranzuziehen, braucht deshalb nicht weiter ausgeführt zu werden, weil die gesamte Rassenphysiologie einschließlich der Rassenpathologie eine Wissenschaft ist, die noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen ist. Nur auf ein Gebiet der Rassenphysiologie mag hier eingegangen werden. Es handelt sich um die Anwendung der Blutgruppenbestimmung als rassendiagnostisches Mittel. Wir wissen, daß die Blutgruppe erblich ist und kennen ihren Erbgang in multipler Allelie. Wir wissen auch, daß es Ausnahmen davon nicht gibt, so daß die Blutgruppenbestimmung heute mit das beste und sicherste Mittel ist, um ein einzelnes Individuum von einer Familienzugehörigkeit auszuschließen. Bei Vaterschaftsbestimmungen ist deshalb an der Richtigkeit des Ergebnisses nicht zu zweifeln, wenn die Blutgruppe die Unmöglichkeit der Vaterschaft erkennen läßt.

Anders ist es jedoch mit der Anwendung bei der Rassendiagnose; dadurch, daß wir bei den Menschenaffen alle vier menschlichen Blutgruppen finden, müssen wir vollkommen im unklaren darüber bleiben, wie die verschiedenen Blutgruppen bei den menschlichen Rassen entstanden sind. Ausgeschlossen ist, nach unseren ganz sicheren Kenntnissen über den monophyletischen Ursprung der Menschheit, daß einzelne Menschenrassen von verschiedenen Anthropoiden-Vorfahren her schon verschiedene Blutgruppen übernommen haben sollten. Aber dadurch, daß auch die Summoprimaten, wenigstens der Schimpanse, schon die Blutgruppenzugehörigkeit O und A zeigen, ist es ebensogut möglich, daß die Urmenschheit noch eine gemeinsame Blutgruppe gehabt hat, wie daß sie selbst bereits die entsprechenden serologischen Unterschiede aufwies. Es ist ja bekannt, daß es sich nicht nur um Gruppenunterschiede im Blut handelt,

sondern um Gegensätzlichkeiten allgemeinen serologischen Charakters. Wir können dennoch das ganze Problem für die Blutgruppen allein behandeln, wenn wir uns der genannten Tatsache bewußt sind.

Menschenrassen, die ganz einheitlich nur einer Blutgruppe zugehören, gibt es heute wohl nicht mehr. Trotzdem scheinen die Eskimos und im Anschluß an sie die nordamerikanischen Indianer ursprünglich nur der Gruppe O angehört zu haben. Durch die Eingeborenen beider amerikanischen Erdteile zieht sich ja die Vorherrschaft der Gruppe O hindurch. Auch die Australier sind vorwiegend O-blütig.

Man könnte daraus schließen, daß die Urmenschheit einheitlich zur Gruppe O gehört hat; das heißt also, daß ihr Blutserum beide Agglutinine α und β besessen hat. Man könnte sich ferner vorstellen, daß danach durch Verlustmutanten die Gruppen A und B entstanden sind, die nur noch je ein Agglutinin enthalten. Daß die überall selten auftretende Gruppe AB durch Kreuzung von A und B entstanden ist, ist wohl sicher.

Dieser Hypothese — denn mehr als eine Hypothese kann es gar nicht sein — widerspricht aber die Tatsache, daß die heutigen Anthropoiden überwiegend A-blütig sind. Doch auch hier ist der Zusatz „heutige" zu betonen. Wir kennen die Gruppenzugehörigkeit der schimpansoiden Dryopithecusformen Mitteleuropas, von denen ich die Menschheit herleiten möchte, nicht; und es ist vollkommen zwecklos, darüber irgendwelche Mutmaßungen anzustellen.

Da beim Orang-Utan in Südost-Asien auch die Gruppen B und AB in der Literatur genannt werden, wäre es weiter denkbar, daß bereits die Urmenschheit, als sie in diese Gegenden kam, ebenfalls teilweise zur Gruppe B gekommen wäre, vielleicht durch Verlust des Agglutinins β. Eine Stütze für diese Hypothese könnte man darin erblicken, daß auch die in Süd-Asien wohnenden Menschen den höchsten Prozentsatz an B haben, den wir überhaupt auf der Erde finden. Und bezeichnenderweise handelt es sich nicht dabei um die mongolide Hauptrasse, sondern um die europiden Inder, deren Stammrasse in Europa gerade die Gruppen O und A vorherrschend zeigt. Darin läge also ein Hinweis, daß geographische Beziehungen für das Auftreten der Blutgruppe maßgeblich sind. Es würden danach sowohl die Menschenaffen wie auch die Menschen mit ihrer gleichmäßigen serologischen Grundlage nun in gleicher Weise zur Erlangung ihrer Blutgruppen veranlaßt. Daß selbst gegen diese Hypothese etwas Wichtiges zu sagen ist, soll noch betont werden. Ebensogut wie dieser Hergang denkbar ist, wäre es aber auch möglich, daß die menschenäffischen Vorfahren bereits serologisch verschieden waren. Es hätte sich dann bei der Menschwerdung der Unterschied gleichfalls auf die ersten Affenmenschen der Pithecanthropus-Form übertragen können. Dann wäre die heutige Einheitlichkeit der serologischen Gruppe, wie bei

den Eskimos und vielleicht noch bei den Australiern, nicht das Zeichen eines ursprünglichen Zustandes, sondern das Ergebnis einer frühzeitigen und langdauernden Isolierung. Zugleich wäre es auch ein Hinweis auf die sehr wohl denkbare Tatsache, daß die Zahl der rassenbildenden Individuen anfangs sehr gering war, und daß sie vielleicht sippschaftsweise zufällig nur der einen Gruppe O angehört haben. Ebenso könnten andere Auslesewirkungen, entweder zufällig oder in einem Zusammenhang mit der serologischen Beschaffenheit, das Ergebnis der Einheitlichkeit bewirkt haben.

Man sieht, daß der eine Hergang ebenso gut gedacht werden kann wie der andere; und da es sich überhaupt nur um Hypothesen handelt, muß schließlich darauf hingewiesen werden, daß wir uns den tatsächlichen Vorgang nicht erklären können. Das hervorstechendste Merkmal der serologischen Gruppenunterschiede ist, wie oben gesagt wurde, ihre unbedingte Erblichkeit. Heute kann man also seine Blutgruppe nicht anders erhalten, als daß man von seinen Eltern im einfachen monomeren Erbgang die Gene für die Blutgruppe bekommt. Es ist ausgeschlossen, daß ein Mensch, der in seiner Jugend zur Gruppe A gehörte, später die Gruppe B zeigen könnte. Alle derartigen Behauptungen haben sich nicht aufrechterhalten lassen.

Und trotzdem ist die serologische Beschaffenheit aller Menschen auch heute nichts Endgültiges, sowie es bei einem der Entwicklung unterworfenen Organismus überhaupt nichts Feststehendes gibt. Wir kennen die Unterschiede der Gruppe A, die wir mit A_1 und A_2 bezeichnen; ebenso müssen wir annehmen, daß das Agglutinogen B aus mehreren verschiedenen Teilen besteht. Je weiter wir unsere Untersuchungsmethoden ausdehnen können, um so feinere Unterscheidungsmerkmale werden wir finden. Und wir können von allen nicht behaupten, wie alt sie sind und wie lange sie bestehen. Es ist aber hiernach wohl damit zu rechnen, daß serologische Unterschiede sich neu herausbilden können, ohne daß die jetzigen Blutgruppen einem Übergang von der einen zur anderen unterworfen werden.

Die Frage nach den Blutgruppenverhältnissen der Urmenschheit kann demnach also auch noch anders erklärt werden. Es ist überhaupt nicht notwendig, daß die Blutgruppenunterschiede der Formen, die wir Pithecanthropus nennen, schon mit den heutigen Blutgruppen völlig identisch waren; andererseits wäre diese Möglichkeit aber auch nicht auszuschließen, denn wir stammen ja nicht vom lebenden Schimpansen ab. Daß über die Gruppenzugehörigkeit der letzten menschenäffischen Vorfahren nur phantasiert werden kann, war ja vorher schon ausgeführt worden. In diesem Sinne verliert die Frage nach der Blutgruppenverteilung innerhalb der Urmenschheit wesentlich an Bedeutung. Wir können

es höchstens als ausgeschlossen bezeichnen, daß alle vier oder sechs Gruppen, die wir heute mit O, A_1, A_2, B, A_1B und A_2B bezeichnen, bei den Individuen, die an der Menschwerdung teilnahmen, bereits vorhanden gewesen sind. Diese Aufspaltung kann sich erst mit der einsetzenden Verteilung der Menschheit über die Erde und der damit verbundenen Rassenspaltung eingestellt haben. Daß dann ähnliche Gruppenunterschiede bei Anthropoiden und Hominiden vorkommen können, ist bei der weitgehend übereinstimmenden serologischen Grundlage wohl verständlich.

Mit dieser Erklärung ist aber zugleich die Schwierigkeit verbunden, bei den heutigen Menschenrassen sowohl durch die einfache Feststellung der Blutgruppen wie auch durch die gegenseitigen Prozentverhältnisse der verschiedenen Gruppen Rassenzugehörigkeit und Rassenverwandtschaft festzustellen. Wir können natürlich durch Indexberechnung für Nationen, größere und kleinere Bevölkerungskreise Werte feststellen, die als Unterscheidungsmerkmale verwandt werden. Auf diese Weise lassen sich also sehr wohl Blutgruppenkarten herstellen. Aber da dieselben Blutgruppen (bis auf die genannte Ausnahme der Eskimo und nordamerikanischen Indianer) überall vorkommen, müssen wir durch eine Kartierung auf Grund von Indexberechnung in Europa die gleichen Unterschiede und Zahlenverhältnisse erreichen, wie etwa bei Negern in Afrika. Es würde niemand auf den Gedanken kommen, eine europäische Bevölkerungsgruppe in einen rassischen Zusammenhang mit Negern zu bringen, nur weil sich bei ihnen dasselbe Verteilungsverhältnis ergibt. Daß trotzdem in einzelnen Fällen, wo es sich um ganz hervorstechende Merkmale handelt, auch ein rassischer Zusammenhang auf Grund der Blutgruppenprobe erschlossen werden kann, zeigen außer den genannten Eskimos und Indianern z. B. die indischen Hindus und die schon seit Jahrhunderten in Europa vagabundierenden Zigeuner. Bei den ersteren ist das fast 100%ige Vorkommen der Gruppe O ein Kennzeichen, während bei Hindus und Zigeunern die Gruppe B mit etwa 40% den höchsten Anteil der B-Blütigkeit auf der Erde anzeigt. Wenn wir aber aus anderen Gründen nicht schon diese Zusammengehörigkeit der genannten Rassenzweige erkennen würden, so wäre auch die Blutgruppe kein Mittel, um den genetischen Zusammenhang zu erweisen. Oder, um es anders auszudrücken, wenn wir bei zwei gänzlich verschiedenen Rassen eine Übereinstimmung in der Blutgruppenverteilung finden würden, dann wäre der Blutgruppennachweis kein Grund, andere sichere Erkenntnisse darum aufzugeben.

Es darf deshalb nicht als eine Beeinträchtigung der Blutgruppenbewertung angesehen werden, wenn wir sie als rassendiagnostisches Mittel nicht in dem Umfange anerkennen können, wie es häufig versucht

wird. Die größte Bedeutung der Blutgruppen liegt heute in ihrer unfehlbar sicheren Anwendung bei der Untersuchung von der Familienzugehörigkeit einzelner Personen. Wenn es nach dem uns bekannten Erbgang unmöglich ist, daß ein Mensch zu einer in Frage stehenden Familie durch elterliche Abstammung gehören kann, dann können wir sicher sein, daß die Blutgruppenbestimmung uns die richtige Auskunft gibt. Wenn wir jetzt daneben nach der Entstehung der Blutgruppen und nach ihrem Vorkommen bei den nächsten tierischen Verwandten des Menschen suchen, so sind das Fragen, die wir aus rein erkenntnis-theoretischen Gründen stellen, und die uns, weil wir als denkende Menschen nach Erweiterung unseres Wissens streben, innerlich nicht weniger wichtig sind als die wertvollen Ergebnisse, die wir aus der praktischen Anwendung der Blutgruppenforschung ziehen.

Kultur

Außer allen biologischen Vergleichsmethoden gibt es natürlich auch noch andere Möglichkeiten, rassische Zusammenhänge zu ergründen. Wir können sie unter dem Gebiet Kulturforschung zusammenfassen. In den vorhergehenden Kapiteln war in diesem Sinne schon auf die Hilfsmittel hingewiesen, die uns die Prähistorie in die Hand gibt. Das Gleiche würde für die heutige Zeit die Ethnologie leisten. Wir vergleichen demnach das Kulturgut verschiedener Rassen und schließen aus der Gleichartigkeit auf rassische Zusammenhänge. Ebenso wie in der Stammbaumforschung ist deshalb auch das Problem „Konvergenz oder Zusammenhang" als größtes Hindernis für die Schlußfolgerung bekannt. So wie es möglich ist, daß seelische Rassengleichheit zum gleichen Kulturgut führt, so läßt sich denken, daß die gleiche Not und die gleiche Gelegenheit verschiedene Menschen verschiedener Rassen auf denselben Gedanken im Kampf um das Dasein kommen läßt. Aber außer der Möglichkeit einer solchen Konvergenz oder Parallelität kommt noch hinzu, daß Rassen oder Völker von anderen Kulturgüter übernehmen, weil sie sie gebrauchen können, weil sie ihnen gefallen oder gar ohne daß ein erklärbarer Grund vorliegt.

Hierzu gehört auch die Sprache und alles, was mit ihr zusammenhängt. Gleiche Sprachbildung ist immer als ein Mittel für Rassenverbindungen angesehen worden. Und diese Methode wird bestimmt unentbehrlich bleiben. Trotzdem wissen wir, daß sie nicht allein ausschlaggebend ist. Die Aneignung fremden Sprachgutes kann ja so weit gehen, daß selbst bei feindlichem Zusammentreffen die Siegerrasse Sprache oder Spracheigentümlichkeiten der Unterworfenen übernimmt.

In all diesen Fällen schließen wir von den Dingen auf die Menschen. Oft mag der Schluß richtig sein; wenn aber andere Vorgänge die Gleich-

artigkeit erklären, können wir mit unserer Methode das Richtige nicht erkennen.

In besonderen Fällen scheinen uns die Menschen selbst über ihren rassischen Ursprung Auskunft geben zu können; nämlich dann, wenn Sagen und Märchen sich darauf beziehen. Doch auch hier muß gleich wieder gesagt werden, daß man weiß, wie vorsichtig man bei der Deutung solcher Überlieferungen sein muß. Wenn man sieht, wie ganz verschiedene Rassengruppen oft dieselben Sagen oder wenigstens den unverkennbar gleichen Gegenstand in ihren Mythologien haben, dann können wir höchstens versuchen, die Weitergabe zu verfolgen; als Beweismittel hat die Sage wesentlich an Wert verloren.

Die Forschungsmethoden für unser Gebiet sind damit sicherlich nicht erschöpft; aber es gibt keine, die als sicherer angesehen werden können. Deshalb war das Hauptgewicht dieser Arbeit auf die Zeugnisse gelegt, die uns die werdenden Rassen in ihrer Entwicklung von sich selbst hinterlassen haben. Auch das Ergebnis ist gewiß nicht befriedigend; es war ja von vornherein schon gesagt, daß in der ganzen Aufstellung zunächst ein Programm liegt, an dem weiter gearbeitet werden muß. Wenn jetzt zum Abschluß die heutigen Rassen zusammengestellt werden, dann soll das nicht nur eine Darstellung des bis jetzt erreichten Ausbildungsvorganges sein, sondern es muß natürlich an dem vorliegenden Zustand nachgeprüft werden, ob die dargelegten Entwicklungsgänge sich mit dem jetzigen Rassenbild in Einklang bringen lassen. Zu gleicher Zeit mag das in den einzelnen Erdschnitten für jede Rasse unterbrochene Bild ihres Werdeganges noch einmal fortlaufend zusammengefaßt werden.

Gruppierung der heutigen Rassen

Dazu ist es notwendig, eine Gruppierung der jetzt lebenden Rassen vorzunehmen. Die Versuche dazu sind alt, wenn auch erst in neuerer Zeit der stammesgeschichtliche Gedanke dabei aufgetreten ist. Ich selbst habe meine Ansichten darüber im „Ursprung der Menschheit“ und in „Die Rassen der Menschheit“ schon einmal dargelegt. Besonders in der letzten, kleineren Zusammenstellung, die hauptsächlich nur rassenbeschreibend sein sollte, war auf das Problem der Entstehung der Rassen vielfach hingewiesen worden. Der Stammesgeschichtsforscher kann wohl gar keine Beschreibung bringen, die einen bestehenden Entwicklungsvorgang einfach übersieht. Und so wie in der ganzen vorliegenden Erörterung mit dem wirklichen, biologischen Vorgang begonnen war, möchte man auch hier die niedrigste Rasse an den Anfang stellen und mit der höchsten enden. Es war an genannter Stelle schon gesagt, was unter „niedrigster“ und „höchster“ Rasse zu verstehen ist. Alles, was jetzt als Menschenrasse lebt, ist gleichaltrig

oder in diesem Sinne gleichwertig in bezug auf den Ursprung der Menschheit; keine heutige Rasse ist Vorfahre einer anderen; so wie ja niemals eine rezente Affenart als Ahne des Menschengeschlechtes aufgefaßt worden ist. Aber es gibt Menschengruppen, die dem mutmaßlichen Werdegang der Menschheit besser entsprechen als andere; Formen, die einen ursprünglichen Zustand immer noch besser verkörpern, als spezialisierte, einseitig entwickelte Rassen. Und wenn wir bei dieser Anordnung letzten Endes nicht irgend welche körperlichen Einseitigkeiten an die Spitze stellen, sondern das, was den Homo sapiens im wörtlichen Sinne über das Tier hinaushebt, dann kann es auch nicht zweifelhaft sein, was wir als höchste Rasse zu bezeichnen haben.

Man sprach schon immer von den drei großen Hauptrassen der Menschheit; wir wissen, daß die Zahl nicht wörtlich genommen werden darf. Aber wir können die alte Einteilung in die weiße, schwarze und gelbe Rasse beibehalten als große Rassenlinien. Es sei deshalb nochmals darauf hingewiesen, daß das nur eine Arbeitshypothese ist; als Versuch, Dinge einzuordnen, die sich letzten Endes gar nicht einordnen lassen. Die drei großen Rassenlinien sind keine Stammbaumäste; es ist ausgeschlossen, daß eine Rasse, die an höchster Stelle einer der Linien steht, vorher die anderen Rassen als Vorstufen durchlaufen hat. Und doch sind innerhalb jeder Linie neben den Konvergenzen auch wirkliche Zusammenhänge denkbar und möglich. Aus vielen Gründen, die sich gar nicht in Worte fassen lassen, mußte ich selbst unsere eigene Rassenlinie als die „mittlere" bezeichnen. Sie könnte in der graphischen Darstellung unserer Schreibweise gemäß wohl als die rechte Linie dargestellt werden. Aber es entspricht vielen Merkmalen ihrer Gestaltung, daß sie in der Mitte steht; und es kann gar kein Zweifel darüber sein, daß sie innerhalb dieser Mitte die Spitze einzunehmen hat. Die Mittelstellung ergibt sich auch daraus, daß wir die heute noch lebende urtümlichste Rasse nach denselben Vergleichsmethoden nicht rechts oder links unterbringen können, sondern daß wir sie ebenfalls nur unter die mittlere Linie stellen dürfen — und hier natürlich an tiefster Stelle (s. Abb. 16).

Diese bildhafte Darstellung findet ihren Niederschlag, wenn man die geographische Verteilung der angenommenen drei Linien betrachtet. Dann zieht sich für die „mittlere Linie" ein breiter Streifen von Europa und Nordafrika quer über Vorderasien und Indien bis nach Australien und weiterhin über den melanesischen und polynesischen Archipel. Südlich dieser Mittelgruppe bleibt für die schwarze Linie Afrika als der Kontinent für die Wärmeform der Menschheit, während nördlich davon in Nord- und Ostasien die Kälteform ihren Sitz hat, von wo aus auch die beiden Kontinente Amerikas eingenommen wurden. Es soll an dieser Stelle nicht darüber diskutiert werden, wie weit die Wiederholung unseres Rassenschemas

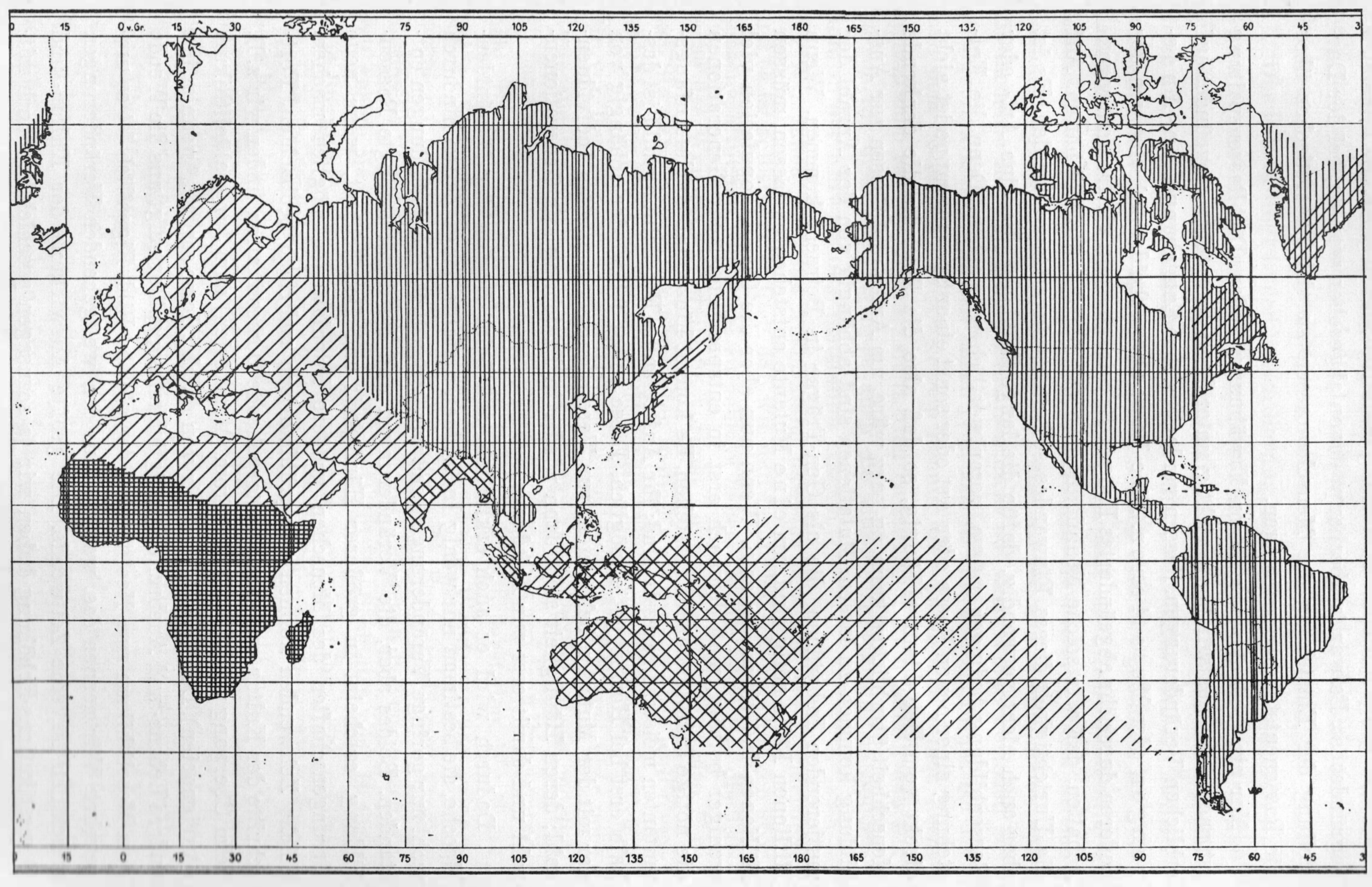


Abb. 64. Rassenkarte VII: Drei Rassenlinien der heutigen Zeit.

durch die geographische Verteilung zufällig oder irgend wie innerlich begründet ist. Es war ja überhaupt davon abgesehen worden, bei der Darstellung der Entstehung der Menschenrassen zu viel Theoretisches über die Rassenentstehung zu bringen.

Nur ein Gedanke mag davon Erwähnung finden. Die Rassenspaltung ist nach dem, was wir heute richtig unter Rasse verstehen, begründet auf erblichen Veränderungen. Rassen verdanken ihre Entstehung G e n - Ä n d e r u n g e n oder M u t a t i o n e n. Eine Rasse unterscheidet sich also von der anderen durch ihr abgeändertes Erbgut. Es wird uns nun vielfach entgegengehalten, daß wir solche Neubildungen noch niemals miterlebt hätten. Auf die Unrichtigkeit dieses Einwandes soll nicht eingegangen werden. Es ist aber auch nicht notwendig, dafür die lange Zeitdauer, die eine Art- oder Rassenbildung bedingen müsse, verantwortlich zu machen. Denn die Entstehung einer neuen Rasse oder Art oder sonst einer Systemgruppe ist nicht direkt vom Zeitablauf abhängig, so daß also die Zeit, die die denkende Menschheit überblicken kann, zu kurz wäre, um Arten und Rassen zur Ausbildung kommen zu lassen. Mutationen sind abhängig von der Anzahl der mutierenden Individuen, die als Gen-Träger in Betracht kommen. Wenn Millionen Fälle nötig sind, um e i n e Mutante entstehen zu lassen, müssen Millionen Individuen da sein. Wenn nun aber die Gesamtpopulation viel weniger beträgt, muß demnach erst in entsprechend mehr Generationen die nötige Individuenzahl entstehen. Es kommt hinzu, daß solche Anfangsmutanten meistens rezessiv sind; ihr Auftreten im Erscheinungsbild ist deshalb erst bei Homozygotie möglich. Diese selbst ist wieder abhängig von der mit der Mutation behafteten, zur Vereinigung kommenden Individuenzahl; deren Häufigkeit steht dann wieder in Beziehung zur Generationenzahl und damit erst zur Zeitdauer.

Dadurch wird es auch erklärlich, daß beim Beginn der Hominiden-Epoche, die bestimmt nur wenig Individuen umfaßte, lange Zeiten hindurch wohl nur geringe Veränderungen und wenig deutliche Rassenbildungen entstanden. Beides aber, die Veränderungen und die damit bedingte Rassenbildung, erscheint in größerer Häufigkeit und Deutlichkeit, wenn neue Errungenschaften des Menschen größere Populationen möglich machen. Solche Zeitwenden können wir prähistorisch mehrfach beobachten. Fortschritte der Kultur und damit weitergehende Domestikation finden wir z. B. beim Übergang vom Altpaläolithikum (Moustérien) zum Jungpaläolithikum (Aurignacien). Der Mensch, den wir von da ab „Homo sapiens" nennen, hat andere Lebens- und Ausbreitungsmöglichkeiten; später zeigt uns die Wende vom Mesolithikum zum Neolithikum das gleiche Bild. Eigentlich ist es umgekehrt: Wir nennen das, was uns aus den weitgehenden Veränderungen ersichtlich ist, eine Zeitwende. Die größte Auswirkung der Kultur- und Domestikations-Erhöhung haben wir ja sozusagen geschichtlich noch mit-

erlebt: Das Zeitalter der Technik, die damit verbundene weitere Ausbreitung der weißen Rasse und die Umwälzungen, die sich darauf innerhalb der ganzen lebenden Menschheit ergaben.

Der Erfolg liegt in der Bastardierung, die notwendig mit jeder Wanderung verbunden ist. Die Tatsache selbst, daß überall, wo fremdrassige Menschen aufeinander stoßen, nicht nur Bastarde auftreten, sondern daß diese auch wieder fruchtbar sind, ist ja ein Beweis dafür, daß die Menschheit hinsichtlich ihres Erbgefüges immer noch eine Art geblieben ist. Wir haben mehrfach mit Erstaunen festzustellen, daß eigentlich alle heutigen Menschenrassen trotz ihrer erdumspannenden Ausbreitung beim „Homo sapiens“ angekommen sind. Das legt uns wieder den Schluß nahe, daß die moderne Rassenspaltung genetisch nicht auf allzu lange Perioden zurückgreifen kann; denn wir haben ja höchstens eine Rassengruppe, bei der man dem Schädelbau nach zweifeln könnte, ob man sie mit vollem Recht zum „Homo sapiens recens“ stellt. Und es ist sicher kein Zufall, daß wir gerade für diese Rassengruppe auch die älteste urgeschichtliche Sonderlinie in der Entwicklung feststellen können.

Wir sahen also, daß Ausbreitung dasselbe bedeutet wie Wanderung; und es ist selbstverständlich, daß wir nun darauf bei Untersuchungen über Rassenspaltungen Rücksicht zu nehmen haben. Darum hätte also die Tatsache der Wanderung bereits im vorigen Abschnitt erwähnt werden können. Sie war sinngemäß einbegriffen in die Erörterungen über Kulturverschiebungen, sowie in Sagen und Märchen. Das waren Methoden, bei denen wir von den Dingen auf die Menschen schlossen. Nun kommt aber noch etwas anderes hinzu, was für Wanderungs-Feststellungen direkt möglich ist; das sind einmal die geographischen Bedingungen und dann Rassenmerkmale, die sich deutlich als Einfluß fremder Rassen darstellen. Wo Meere und große Gletscher gewesen sind, können keine Wanderstraßen gelegen haben. Es ist also gar kein Zweifel, daß jede Rassenerklärung geographische Bedingungen zu berücksichtigen hat. Doch man darf darin nicht zu weit gehen. Man kann auf der Erdkarte leicht Möglichkeiten oder Hindernisse für alte Wanderwege finden, und man kann daraufhin auch schließlich jede Rassenverschiebung auf irgendeine Weise erklären. Aber Hypothese bleibt das alles letzten Endes doch; und ich möchte mich hier davor hüten, ein „Unmöglich“ oder „Sicher“ allein auf geographische Dinge hin auszusprechen. Soweit die Wanderungen geschichtlich sind, sind sie selbstverständlich ohne weiteres zu gebrauchen; aber schon bei Sagen und mythischen Überlieferungen ist m. E. größte Vorsicht geboten. In manchen Fällen können wir annehmen, daß sie sich wirklich auf Geschehnisse zurückführen lassen und andererseits werden Geschichten erzählt, deren fremde Herkunft und Übernahme sich ebenfalls beweisen lassen.

Unbedingt zu verwerten sind natürlich somatische Merkmale, denn auf ihnen beruht ja das Hauptgewicht moderner Rassenuntersuchung. Aber da tritt uns die alte Frage entgegen: Was ist hier Konvergenz und was erblicher Zusammenhang? Auf die Schwierigkeit, darüber bei Rassen zu entscheiden, war bereits hingewiesen. Den Stellen, wo uns dieses Problem entgegentritt, braucht nicht vorgegriffen zu werden.

Rasseneinteilung

Es sollte also für die Rasseneinteilung das Drei-Linien-System als Schema zu Grunde gelegt werden, ohne daß damit Anspruch erhoben wird, einen Rassenstammbaum gegeben zu haben. Ich hatte als Arbeitshypothese diese Einteilung bereits in „Die Rassen der Menschheit“, Verlag Teubner, 1935, angewandt. Es kann in der jetzt vorliegenden Arbeit vielleicht doch noch mehr auf mutmaßliche Erbzusammenhänge eingegangen werden.

Die Aufstellung der m i t t l e r e n L i n i e hat nun aber vor allen Dingen ihre stammesgeschichtliche Berechtigung. Bis zum Neandertaler hin

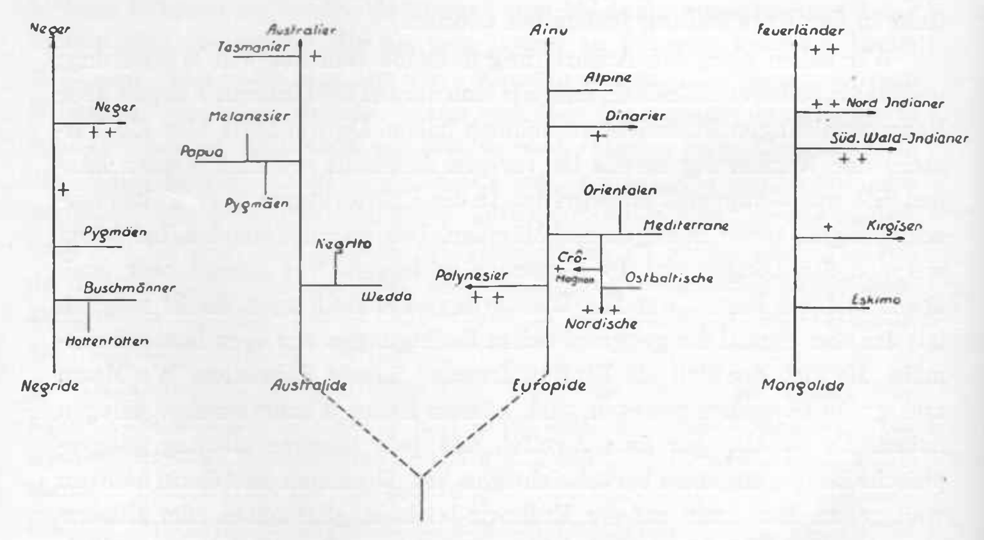


Abb. 65. Rassenschema auf Grund von Erbmerkmalen nach E. F i s c h e r.

konnten wir aus schimpansoiden Menschenaffen die fortlaufende Entwicklung über Pithecanthropus und Sinanthropus verfolgen. Aus der Neandertaler Form geht dann die gerade Fortsetzung über den europiden Homo sapiens diluvialis zur rezenten europiden Rasse, jedoch nicht zur negriden oder mongoliden Form. Und wenn wir uns danach auf der Erde umsehen, ob vielleicht noch weitere Gruppen an diese mittlere Linie gestellt werden müßten, dann gehören zweifellos dazu die Australier und die Australiden. Man kann natürlich die Australiden als eine 4. Linie selbständig neben die

anderen stellen; denn es ist ja keineswegs so zu verstehen, daß die Europiden oder gar die rezenten Europäer von Australiern abstammen. E. Fischer hatte 1931 in seiner Arbeit über „Die genetische Stellung der Menschenrassen auf Grund der Mendel'schen Merkmale" vier Linien oder Gruppen aufgestellt: Negride, Australide, Europide, Mongolide. Nach einer persönlichen Besprechung ist Fischer auch damit einverstanden, Australide und Europide am Grunde stammesgeschichtlich zu verbinden, so daß dann zwischen Negriden und Mongoliden die mittlere Doppellinie jedenfalls besteht. Es ist ausgeschlossen, die Australier vielleicht ihrer Hautfarbe wegen (der falsche Ausdruck Australneger sollte nicht mehr angewandt werden) auf die negride Seite zu stellen. Ihre charakteristischen erblichen Merkmale stellen sie, wie gesagt, ganz eindeutig zur europiden Linie; sie werden ja sogar immer noch als lebende Fossilien europider Urzustände angesehen. Wenn wir in den vorigen Kapiteln auch darauf hinweisen konnten, daß die älteste Rassenspaltung, die überhaupt nachweisbar ist, vielleicht gerade in der Entwicklung der Australier zu finden ist, dann ist das kein Widerspruch gegen die Zusammenstellung mit unserem eigenen Stamm — obgleich die Abzweigung zu den Negriden und Mongoliden erst viel später erfolgt sein kann.

Die geographische Verbreitung dieser mittleren Linie im weitesten Sinne — durch die ja wirklich eine Mittelstellung gegeben war — mag die Erklärung für unsere Hypothese geben: Die mittlere Linie schneidet den Äquator in Süd-Ost-Asien. Wir haben hier ähnliche tropische Umwelts-Bedingungen wie in Afrika für die Ausbildung einer menschlichen Wärmeform. Es wäre deshalb nicht verwunderlich, wenn durch Konvergenz oder Parallel-Entwicklung auch ähnliche Merkmale wie beim Neger ausgebildet würden. Die starke Pigmentation mag als selbstverständlich hingenommen werden; aber selbst Kraushaar und stärkere Lippenschwellung, die wir beim Melanesier, Negrito und später auch beim Malaien finden, können im gleichen Zusammenhang erklärlich werden. Noch an einer anderen Stelle der Erde schneidet die Menschheit den Äquator: in Südamerika. Und wieder haben wir äußere Merkmale, die innerhalb der großen mongoliden Hauptrasse doch negerähnlich wirken. Es muß deshalb schon hier darauf hingewiesen werden, daß die melanesischen Typen, die wir vereinzelt noch im Urwald Südamerikas treffen, uns vor die große Frage stellen, wie ihre garnicht passende Körperform in Amerika zu erklären ist. Aber die Indianer sind ja im ganzen mongolisch geblieben, d. h. sie haben ihren erkennbaren Zusammenhang mit der mongoliden Kälteform der Menschheit auch im Tropengebiet nicht verloren; bei ihnen ist allerdings damit zu rechnen, daß ihre Einwanderung zwischen die Wendekreise Amerikas viel später erfolgte als die Besiedelung der asiatischen und afrikanischen Äquator-Gegend Wir haben demnach einmal kürzere Generationsdauer für Aus-

lese und Umwandlung und ferner auch das Einwandern in das äquatoriale Gebiet auf einer rassisch einseitigen Grundlage, d. h. schon als ausgeprägte Mongolide. In Asien und Afrika wirkte also der geographisch-klimatische Einfluß auf mehr indifferente, z. T. sogar sehr primitive Formen, die oft noch nicht einmal Homo sapiens waren. Ein negrider Parallelismus ist in diesem Sinne also nicht verwunderlich.

Es ist deshalb nicht unberechtigt, die große melanesische Gruppe ebenfalls zur mittleren Linie zu stellen. Welche Schwierigkeiten sich dabei ergeben, soll bei den betreffenden Rassen selbst aufgeführt werden. Folgen wir aber dem genannten Vorschlag, können folgerichtig die südostasiatischen Negritos nicht aus diesem Zusammenhang gelöst werden.

Damit wird uns gleich eine andere schwierige Entscheidung zwischen Konvergenz und Zusammenhang auffällig. Auch diese Frage kann hier schon allgemein erörtert werden. Sind die zwergwüchsigen Rassen der Menschheit unabhängig voneinander aufgetretene Parallel-Entwicklungen, oder hat es einmal eine große gemeinsame Zwergrasse gegeben, deren Reste mehrfach in Süd-Ost-Asien, im melanesischen Gebiet und in Afrika hängen geblieben sind? Würden wir auf der Erde als Zwergwüchsige nur die Pygmäen des tropischen Afrikas und die asiatischen Negritos, womöglich nur die Negritos der Philippinen, haben, so wäre der Verdacht des Zusammenhangs berechtigt, und wir dürfen diesen Verdacht m. E. auch nicht wegen der heutigen geographischen Trennung zurückweisen. Aber wir haben außerdem melanesische Zwerge, Buschmänner in Südafrika, schließlich noch kleinwüchsige Eskimos und vereinzelt auftretende Zwerge anderer Rassen. Dadurch wird die polygenistische Entstehung der Kleinwüchsigen eigentlich vollauf bewiesen. Es soll hier nicht der Grund für die pygmoide Wuchsform gesucht werden. Es mag der Hinweis genügen, daß sie als Größenvariante in der Zoologie, allein schon in der Gruppe der Säugetiere und sogar nur in der Ordnung der Primaten, keineswegs etwas besonders Auffälliges darstellt. Nehmen wir als obere Grenze des Größenwachstums für die heutige Menschheit 200 cm an und für die untere 120 cm, wobei aber die Mitte von 160 cm vom größten Teile der Menschheit eingehalten wird, dann ist eine Plus-Minus-Streuung von 40 cm bestimmt nichts Bemerkenswertes.

Es ist nicht notwendig, aus der Kleinwüchsigkeit einen Grund zur besonderen Urtümlichkeit herzuleiten. Die Zeit, wo der Menschheitsstamm pygmäische Größenverhältnisse gehabt hat, lag sicher nicht mehr im Bereich der Hominiden. Das können nur Anthropoiden gewesen sein; denn die Anthropus-Formen zeigen bereits Größen, die nahe am genannten Mittel von 160 cm liegen. Ob wir also die Zwerghaftigkeit durch Hunger oder durch Verdrängung in schlechte Umweltsbedingung (was auf dasselbe hinauskommt) zu erklären haben, oder ob sie auf einer Mutation beruht,

für die wir keine Erklärung haben, ist für das Problem Konvergenz oder Zusammenhang bedeutungslos. Man könnte eher sagen, daß der Parallelismus dadurch nur wahrscheinlicher wird. Dann sind alle die auffälligen Übereinstimmungen zwischen Pygmäen und Negritos in den verschiedensten Merkmalen nur zu deuten als zwangsläufige Begleiterscheinungen, die mit dem Zwergwuchs korreliert sind. Kurzköpfigkeit, Kraushaar, konvexe Oberlippen und gewulstete Lippen können polyphäne Merkmale sein, die letzten Endes nur auf gemeinsame hormonale Wirkung zurückgehen.

Melanesische Pygmäen sind zwar Zwerge, dabei so deutlich Melanesier, daß an ihrer rassischen Gebundenheit an den melanesischen Hauptstamm kein Zweifel möglich ist. Manche Eskimiden sind so kleinwüchsig, daß sie mindestens an der Grenze unserer Größeneinteilung stehen, und schließlich sind Einzel-Mutationen überall möglich. Die neolithischen Zwerge in der Schweiz sind deshalb kein Anzeichen für eine besondere Rasse. Ob auch bei uns Europiden auffälliger Kleinwuchs besonders häufig mit Dunkelhaarigkeit korreliert ist, soll wenigstens als Frage angedeutet werden. Behauptungen darüber liegen vor (vgl. Januschke für Untersuchungen in Mähren); ob sie statistisch gesichert sind, kann so noch nicht entschieden werden. Auf jeden Fall müssen wir uns also dazu entschließen, die zwergwüchsigen Rassen getrennt zu behandeln.

Mittlere Linie

Zur mittleren Linie rechnen wir demnach als zwei schon urtümlich getrennte Gruppen die Australiden und die Europiden. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß wir die Australiden voranzustellen haben, wenn wir die urtümlichsten Menschen zuerst behandeln wollen. Es kommt unserer Einteilung sogar zugute, daß die primitivste Form der gesamten heutigen Menschheit im Australier selber liegt, so daß wir also auch urgeschichtlich an die große noch gemeinsame Entwicklungsrichtung der Hominiden erinnert werden. Das brauchte durchaus nicht so zu sein. Es könnte der Australier ja längst von der Erde verschwunden sein, so wie es bei anderen Rassengruppen der Fall ist. Dann wäre irgendein Rassenzweig einer anderen großen Hauptrasse als der urtümlichste Rest anzusehen. Zweifellos gehören zur nächsten Verwandtschaftsgruppe der Australier die vom Festland her benachbarten Weddas, so daß eine Zusammenfassung in Australo-Weddide durchaus berechtigt ist. Um nicht beim engeren Kreis der eigentlichen Weddas zu bleiben, haben wir also alle Weddiden mit hierher zu rechnen, d. h. alle Menschengruppen, die trotz späterer fremdrassiger Beimischungen oder auch trotz eigener Weiterentwicklung ihren Wedda-ähnlichen Ursprung nicht verleugnen können. Von ihnen geht die

Überleitung weiter zu Ur-Indern, bei denen es eine sichere Abgrenzung gegen den weit faßbaren Begriff „Weddide“ nicht gibt. Ihrer Verbreitung nach erklären die weddiden Rassengruppen ihren genetischen Zusammenhang. Sie sind vorgeschoben an den Südost-Rand Asiens, und nur der einzigen Gruppe der Australier ist einmal, freiwillig oder unfreiwillig, die Besiedelung des 5. Kontinents geglückt.

Schwieriger wird nun die Einbeziehung der östlich über Australien hinaus vorgedrungenen Rassengruppen. Es war schon gesagt, daß erbmäßig mehr dafür spricht, die Melanesier in diesen Zusammenhang zu bringen als bei den Negriden Afrikas. Dann können wir auch die Tasmanier nicht ausschließen, obwohl sie Variationen aufweisen, die eine Erklärung für ihre rassische Herkunft noch schwieriger machen. Und daß wir schließlich bei den Negritos (Andamanesen, Semangs und Aëtas) immer mehr in Bedrängnis kommen, war schon erwähnt worden. Bei der Beschreibung der einzelnen Rassen muß das erläutert werden.

Der andere Zweig der mittleren Linie darf auch dann noch nicht ohne Einschränkung als europid bezeichnet werden. Wenn wir jetzt wieder nach der urtümlichsten Gruppe suchen, können wir wohl mit Montandon die Ainus auf den japanischen Inseln als die „ältesten weißen Menschen“ bezeichnen. Danach kommen in ihrem großen Verbreitungsgebiet über den Stillen Ozean die Polynesier; bei weiterem Aufsteigen die Indiden als Hoch-Inder, bis schließlich die eigentlichen Europiden mit ihren Unterrassen die Spitze der mittleren Linie und damit auch die Spitze der gesamten Menschheit bilden.

Und wenn wir danach das ganze Vorkommen dieser großen mittleren Hauptrasse im weitesten Sinne auf der Erdkarte einzeichnen, dann ergibt sich — mit Ausnahme des Absprengsels der Ainus — der in sich geschlossene breite Streifen, der von Europa aus quer nach Südosten bis in die fernsten Ausläufer des polynesischen Archipels geht.

Negride Linie

In der Aufstellung, die sich bemüht, von unten nach oben Nachkommen aufzuzählen, muß nun wohl zweifellos die schwarze, links gezeichnete Seitenlinie zuerst genannt werden. Ihre gesamte Ausdehnung ist dann auf Afrika beschränkt. Es ist schwer, hier die primitivste Gruppe als solche wirklich zu begründen. Man folgt vielleicht mehr einer alten Gewohnheit, wenn man mit den Urwald-Pygmäen beginnt, von ihnen aus über die Buschmänner zu den Hottentotten überleitet und dann die eigentlichen Neger als „Hoch-Neger“ mit allen ihren Untergruppen anschließt.

Mongolide Linie

Viel weniger geschlossen ist dann die letzte große Hauptrasse, die wir als die rechts gezeichnete gelbe Linie zusammenfassen. Zunächst muß von ihr eine Gruppe abgetrennt werden, die lediglich durch Rassenmischung ihre Zugehörigkeit zur gelben Rasse andeutet: die Malaien Süd-Ost-Asiens. Wir sind also gar nicht berechtigt, von einer malaiischen Rasse zu sprechen. Ihre urtümlichere Gruppe, die Proto-Malaien, kennzeichnet sich durch ihren Anschluß an die primitiven Weddiden; und die höhere, die Deutero-Malaien, ist lediglich durch die zeitlich viel späteren Beimischungen wirklicher Mongolen unterschieden.

Wenn unter den eigentlichen Mongoliden, die ja bis vor nicht zu langer Zeit die zahlenmäßig größte Rasse der Menschheit bildeten, noch einmal wieder nach einer Primitiv-Gruppe gesucht werden soll, so muß es nach den verschieden anwendbaren Gesichtspunkten natürlich zu verschiedenen Ergebnissen kommen. Aber die Mongoliden bilden eher einen in sich geschlossenen Stamm. Besonders zu erwähnen sind neben ihnen, auch in stammesgeschichtlicher Beziehung, die Eskimos, die ja geographisch zu dem zuletzt besiedelten großen Erdteil Amerika überleiten. So können die Indianer von Nord- und Südamerika auch im Hinblick auf ihre geographische Verbreitung den Abschluß der gelben Seitenlinie bilden; denn Amerika ist trotz aller anderen Beimischungen, die das ursprünglich einheitliche Bild nicht stören können, ein Besitzteil dieser gelben Linie, die als Kälteform nordöstlich von der mittleren Linie ihren Sitz hat.

Europide

Wenn so in großen Zusammenhängen die heutige Rassenverteilung der Menschheit über die gesamte Erde aufgezählt ist, dann muß es berechtigt sein, für die Europiden noch einmal die Aufteilung in ihre Unterrassen besonders hervorzuheben und nach Möglichkeit auch stammesgeschichtlich zu begründen. Wenn wir hier als „den Europäer“ den Menschen nordischer Rassenprägung hinstellen, so ist das nur eine alte Gepflogenheit. Man hat als europäischen Typus nie einen dunkelhäutigen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Menschen bezeichnet, sondern im „Europäer“ stets die Form gesehen, die die europiden Merkmale in stärkster Konzentration oder in einseitigster Spitzenentwicklung zeigt; also einen Menschen mit weißer Haut, blondem Haar und blauen Augen.

X. Heutige Rassenformen

In einer kurzen Darstellung der heutigen Menschenrassen mag nun für jede einzelne Gruppe noch einmal zusammengefaßt werden, was über ihre stammesgeschichtliche Entstehung und Ausbildung vermutet werden kann. Es ist hier wohl angebracht, noch einmal darauf hinzuweisen, daß das Ganze nur eine Programmschrift sein kann, nur geeignet, um augenblickliche Erkenntnisse und ihre Verwertung zu erproben und neue hinzuzufügen.

Mittlere Linie

Australier

Es war mehrfach begründet, warum wir mit den Australiern beginnen. Daß auch diese Rasse trotz ihrer geographischen Abgeschlossenheit nicht ganz einheitlich ist, ist selbstverständlich. Aber was an Unterschieden zwischen den bewohnbaren Gegenden des kleinen Kontinents aufzuzählen ist, verschwindet doch gegenüber dem Gesamteindruck der Geschlossenheit.

Als tiefste Stufe der mittleren Linie hatten wir ja für den Australier wenigstens die Möglichkeit, uns seine Stammesgeschichte vorzustellen. Die Tierwelt Australiens verhalf uns zu der sicheren Schlußfolgerung, daß Australien von den übrigen Festländern seit alter Säugetierzeit getrennt gewesen ist. Nur über das Meer konnte Australien von Primaten erreicht werden; keinem Herrentier ist der Übergang möglich gewesen. Daß er vom Süd-Ost-Rand Asiens her einmal erfolgt ist, ist aus logischen Gründen naheliegend, und daß erst der Mensch diesen Übergang auf irgend welchen noch so primitiven Wasserfahrzeugen mit oder gegen seinen Willen durchgeführt hat, findet seine Erklärung in den genannten faunistischen Verhältnissen. Es paßt ferner zu dieser Annahme, daß der Mensch wenigstens die Stufe des Homo sapiens diluvialis erreicht haben mußte, ehe eine Seefahrt für ihn überhaupt in Frage kam. Alles, was der Homo primigenius oder Neandertaler uns über seinen geistigen Zustand erraten läßt, widerspricht dem Gedanken, daß er bereits den Schritt nach Australien getan haben könnte. Und die aufeinanderfolgenden Rassenkarten zeigen uns ja, daß immer wieder am südost-asiatischen Festlandsrand, der heute durch die großen Sunda-Inseln gebildet wird, sich menschliche Fossilreste finden ließen, die wenigstens in eine fortlaufende Reihe gebracht werden konnten.

Vom Pithecanthropus über den Ngandong-Menschen bis zur Sapiens-Diluvialis-Gruppe der Wadjak-Schädel mag die aufsteigende Entwicklung vor sich gegangen sein; natürlich nicht, ohne daß vom Kontinent selbst her neuer Zustrom dazu kam. Aber die wechselnde geographische Gliederung des Sunda-Archipels mag ebenso zur Isolierung wie auch zur verhältnismäßigen Reinhaltung urgeschichtlicher Rassengruppen geführt haben. Dann erscheint, bis jetzt durch keinen Fund eindeutig widerlegt, der Australier auf Australien selbst als primitiver Homo sapiens diluvialis während der letzten europäischen Vereisungsperiode. Er kam mit dem Körper eines Aurignac-Menschen, aber mit Schädel und Kopf von einer Prägung, die immer wieder zu dem unsachlichen Ausdruck „lebender Neandertaler" verführt. Und doch ist diese Bezeichnung nicht ganz ungerechtfertigt. Durch irgend etwas, was wir im Erbgang nicht ergründen können, hat sich hier eine Gestaltung des Kopfes erhalten, die als Vorbild zur Rekonstruktion des vergangenen europäischen Neandertalers dienen kann: Ein Kopf mit starken gradlinigen Überaugenbögen, dahinter eine häufig nicht nur außerordentlich fliehende, sondern vor allen Dingen auch wenig gewölbte, flache Stirn; darunter eine tief eingezogene Nasenwurzel, große tiefliegende Augen mit einer unbestimmbaren, im Bilde trüb glänzenden, in der Farbe violettbraunen Iris; die Nase selbst zwar gerade, aber grob geformt und breit, häufig vorgeschoben durch die Gesamtprognathie des Gesichts, darunter jedoch ein großer Mund mit großen, nicht aufgewulsteten Lippen, und schließlich mit fliehendem Kinn, das den Eindruck des Primitiven wesentlich erhöht; auch die Ohren groß, so daß das Ganze als Urtypus allgemein passen könnte. Dazu gehört aber eine Kopfbehaarung, die ganz eindeutig nur mit einer Rasse verglichen werden kann, so daß schließlich das ganze Haupt als heute noch urtümlichste Bildung der mittleren Rassenlinie gekennzeichnet werden muß. Dasselbe gilt für B a r t und Schnurrbart. Daß die Haarfarbe dunkelbraun bis schwarz ist, muß bekanntlich hier als allgemein menschliches Merkmal erwähnt werden, ohne daß man es bei den anderen Rassen, mit Ausnahme der europiden, zu wiederholen brauchte.

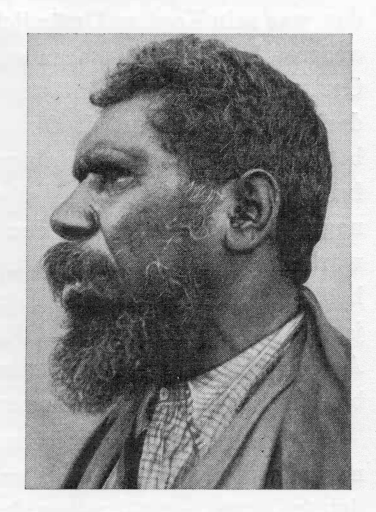


Abb. 66. Eingeborener Australier von europidem Aussehen (nach P ö c h).

Daß die Hautfarbe insofern kein Rassen-Kennzeichen ist, um alle schwarzen, in Wirklichkeit dunkelbraunen Menschen stammesgeschichtlich zusammenzuschließen, mag ebenfalls als allgemein gültig hier nur noch

einmal gesagt sein. Die Bezeichnung „schwarze Linie“ ist deshalb nicht wörtlich aufzufassen; wenn wir spezieller dafür „negrid“ einsetzen wollen, so ist das ja auch nur eine wörtliche Übersetzung der eigentlich unsachlichen Benennung. Wir verstehen darunter also die afrikanische Rassenlinie. Zu ihrer Diagnose gehört aber mehr, als das Hautmerkmal „schwarz“ oder „negrid“ besagt.

In der Körperform hält der Australier jedoch wie gesagt keineswegs das, was sein Kopf an Urtümlichkeit versprach; er ist Homo sapiens wie alle anderen heutigen Menschen auch, sogar in einer wohlgebildeten schlanken Gestalt, die nichts Primitives an sich hat, so daß andere Rassengruppen darin urtümlicher sind. Ob die vielfach angetroffene reichliche Körperbehaarung ohne weiteres als primitives Merkmal aufgefaßt werden darf, ist fraglich; sie ist auf jeden Fall ein Zeichen der mittleren Linie, da weder die negriden noch die mongoliden diese Körperbehaarung beibehalten oder erworben haben. Wir sind natürlich geneigt, uns die eiszeitliche Urmenschheit mit besonders starker Körperbehaarung vorzustellen; aber wir wissen ja, daß darin kein Beweis dafür liegt, daß dieses Merkmal einfach von den Anthropoiden her übernommen ist; denn gerade die Haarverteilung muß beim Menschen als eine Neuerrungenschaft aufgefaßt werden.

Diese kurze Körperbeschreibung, die sonst in der vorliegenden Arbeit nicht beabsichtigt ist, war hier nur im Hinblick auf den Ausdruck „urtümlichste Rasse“ erwähnt worden. Deshalb mag aus dem gleichen Grunde auch auf die Blutgruppen-Verteilung hingewiesen werden. Über die Hälfte, etwa 55%, der Australier gehören zur Gruppe O; fast 40% zu A, während B und AB sich auf den geringen Rest verteilen. Welche Schwierigkeiten sich der Ergründung der Rassen-Stammesgeschichte aus der Blutgruppen-Verteilung entgegenstellen, war ja bereits in einem eigenen Kapitel ausgeführt worden.

Wedda-Weddide

Die Hypothese über die Herkunft der Australier wird unterstützt durch die hinsichtlich ihres urtümlichen Aussehens an zweiter Stelle zu nennende Menschenrasse, die Weddas. Ihr einstiges Verbreitungsgebiet reichte ja über Vorderindien, Hinterindien bis über den ganzen Sunda-Archipel. Was heute den eigentlichen Namen „Wedda“ führt, ist nur ein ganz kleiner, auf Ceylon beschränkter Menschenrest, der nicht viel mehr als tausend Individuen zählt. Aber ihr Typus findet sich als weddide Rassenform jetzt noch in der genannten Ausbreitung am Rande des großen Festlandsblockes, der Australien benachbart ist. Rassengeschichtlich ist deshalb die engere Heimat der noch übriggebliebenen primitivsten Gruppe nicht bedeutungsvoll. Sie findet ihre Begründung ja nur darin, daß gerade an der betreffenden Stelle,

hier also auf Ceylon, ein kleiner Rassensplitter von höheren Menschengruppen zurückgedrängt und durch irgendeinen Zufall in besonders urtümlicher Form erhalten geblieben ist. Die Stammesgeschichte der Weddiden wird in Süd-Ost-Asien darum wohl dieselbe sein, die wir für die Australier annahmen, ehe sie Australien selbst erreichten. Durch diese Hypothese wird auch verständlich, daß die Gesamtheit der Weddiden in ihrer Kopfform dem urtümlichen Typus der Menschheit wohl nicht so gut entsprechen wie die

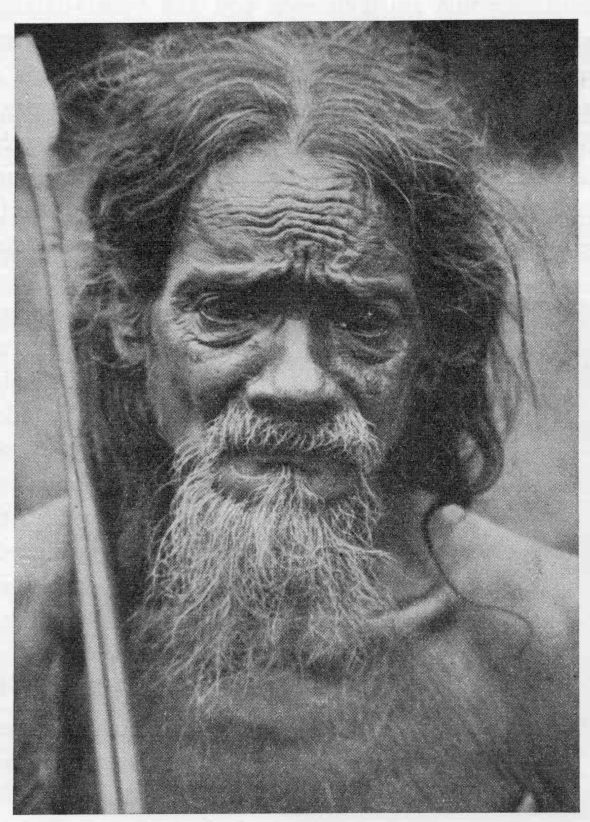


Abb. 67. Wedda-Mann (aus v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit).

Australier. Der Wedda war nicht abgeschlossen geblieben wie der Australier; und es ist sicher, daß die Beeinflussung jüngerer Rassen im Laufe der Zeit steigend zugenommen hat, so daß sie nach Abspaltung der Australier stärker war als vorher. Die Verachtung und Verdrängung, die der Wedda von den Höheren zu erleiden hat, ist ja kein Grund, daß er körperlich nun unbeeinflußt blieb. Aber die Beschränkung auf unwirtlichste Wohngebiete erklärt auch Eigenheiten der Weddas, die deshalb nicht unbedingt als urtümlich angesehen zu werden brauchen. Das ist vor allen Dingen ihre

Kleinwüchsigkeit, die mitunter die Grenzen des Zwergwuchses erreicht. Alte Wedda-Skelette, die aber bereits als Wedda erkenntlich sind, können uns eine greifbare Grundlage für ihre Rassenentstehung nicht geben, ohne darum der hier genannten Hypothese zu widersprechen. Farben von Haut, Haar und Augen sind, wie gesagt, kein Gegenbeweis zur Stellung der Weddas an der mittleren Linie, wohin Körperproportionen und Behaarung sie ohne Zweifel einreihen lassen. V. Eickstedt nennt alle Weddiden die „somatisch primitivste und am weitesten von den Spezialisierungszentren abgedrängte Schicht der Europiden". Unter ihnen hatte ich früher die Sakais oder Senois aus Malakka, die Kubus auf Sumatra und die Toala auf Celebes besonders hervorgehoben, ohne daß damit natürlich alle Gruppen aufgezählt sind, die den Namen „weddid" verdienen. Für ihre Rassengeschichte kann aber keiner dieser Einzelstämme etwas Bestimmtes aussagen; auch kulturell sind prähistorische Funde nicht besonders zu belegen, da wir in Südasien bekanntlich keine urgeschichtlich so gut gekennzeichnete steinzeitliche Gliederung haben wie in Europa, sondern schon lange mit Holz- oder Bambuskultur rechnen müssen, auf die sich keine Chronologisierung begründen läßt. Es kommt hinzu, daß wir bei allen Weddiden in Hinterindien und im Sunda-Archipel im malaiischen Verbreitungsgebiet sind, das ja auch heute keine abgrenzbare Rassenunterscheidung zuläßt.

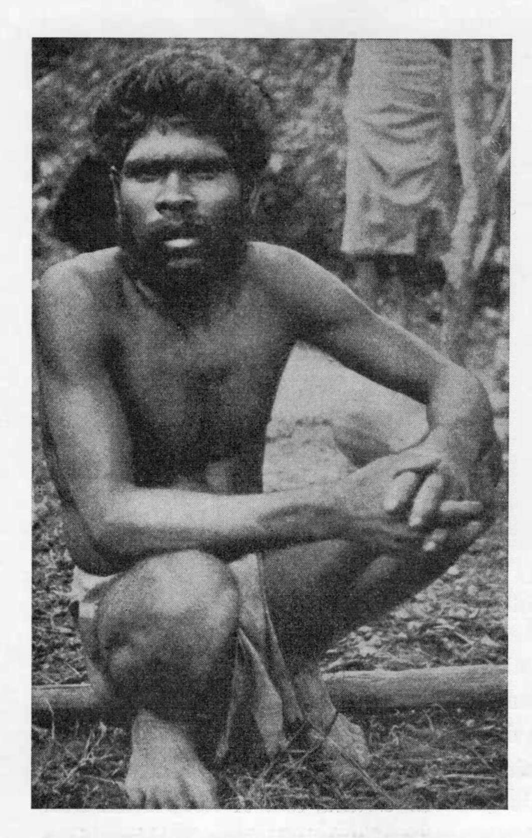


Abb. 68. Urtümlicher Inder, Mann aus dem Bora-Stamm (aus Weinert: Rassen der Menschheit, Aufn. Scherl-Verlag).

Ur-Indide

Im gleichen rassengeschichtlichen Zusammenhang sind dann wohl urtümliche Formen der Inder zu nennen, die aber nicht mehr die Bezeichnung „weddid" zulassen. Der Ausdruck „indo-australischer Typus" ist schon länger dafür im Gebrauch. Er ergibt sich einfach aus der Tatsache, daß wir Formen vor uns haben von australoidem Gepräge auf indischem Boden. Das Bild von dem Bora-Mann, das ich bereits früher zur Kenn-

zeichnung brachte, gibt wohl auch besonders gut das Gesagte wieder. Solche Menschen zeigen uns in ihrer Kopf- und Haar-Form etwas Urtümliches, das weder zum Neger noch zum Mongolen paßt, und verbinden damit einen Körper, der ebenso wie beim Australier vollendeter Homo sapiens ist. Daß wir sie im indischen Festland nicht durchgängig finden, wie auf dem australischen Kontinent, hat seine ausreichende Erklärung in der Isolierung, die nur in Australien eintreten konnte.

So zeigt die Gesamtheit der indo-australiden Rassengruppe mit Einschluß der Weddas und Weddiden einen anfänglich einheitlichen Stamm des südöstlichen Teiles der mittleren Linie. Durch die Eigenart der geographischen Verhältnisse konnte die eigentliche australische Rasse in ihrem urgeschichtlichen Verlauf bis zur Besiedelung des australischen Kontinents verfolgt werden; während die auf dem Festland verbliebenen Rassengruppen bei dauernder Beeinflussung und Zertrümmerung durch kulturell jüngere Menschenwellen nur als Ganzes rassengeschichtlich erfaßt werden können. Es ist schließlich auch nicht so belangvoll zu wissen, wann z. B. die Trennung in Weddas und Sakais vorgeschichtlich erfolgt ist.

Melanesier

Schon bei dem Gesamtüberblick über die heutigen Rassen war auf die Schwierigkeit hingewiesen, die Melanesier — oft nicht ganz richtig auch Papuas genannt — in das Drei-Linien-System unterzubringen. Ich habe sie in der zitierten Arbeit von 1935, die sich nur mehr beschreibend mit den jetzigen Rassen befaßte, zur schwarzen Rassenlinie gestellt. Auch v. Eickstedt spricht ja von der negriden Südmenschheit unter Einbeziehung der Schwarzhäutigen des indischen und pazifischen Archipels. Wenn aber jetzt „negrid" für die afrikanische schwarze Menschheitsgruppe vorbehalten bleiben soll, dann hat das auch seine stammesgeschichtliche Begründung. Eine gemeinsame, durch Ozeane getrennte Südmenschheit ist ja nur eine Hypothese, die allerdings über manche Schwierigkeit hinweghilft. Aber stammesgeschichtlich hat man doch bei den schwarzen Melanesiern immer auf die Unterschiede gegenüber den schwarzen Negern mit Recht hingewiesen. Die Hautfarbe ist belanglos, hinzu kommen noch Kraushaarigkeit und z. T. Lippenschwellung, die nicht nur an Neger erinnern läßt, sondern Verwechslungen möglich macht. Das ist besonders der Fall, wenn die betreffenden Personen kurz geschorenes Haupthaar haben und dazu im jugendlichen Alter stehen, in dem die Körperbehaarung noch fehlt. Wenn man aber die ganze Person, sei es nur in der Photographie, sieht, ist auch die Rassenbestimmung richtig zu treffen. Geschorenes und künstlich zugerichtetes Haupthaar darf ja überhaupt kein Grund sein, eine Ähnlichkeit als Zusammenhang zu deuten. Daß es sich um Konvergenz handelt, geht wohl

schon daraus hervor, daß die übereinstimmenden Merkmale vor allen Dingen auf die Weichteile beschränkt sind; der Schädel eines Melanesiers ist mit dem eines Negers gar nicht zu verwechseln. Beide sind sozusagen Extreme rezenter Menschheits-Entwicklung: Der Melanesier grob-primitiv, mit starker Überverknöcherung an Knochenleisten und Muskellinien, der Negerschädel im Gegensatz dazu glattwandig und kindlich aussehend. Und auf die übrigen Skelettknochen erstreckt sich derselbe Unterschied. Wenn man danach auch vorgeschichtlich vergleichend vorgeht, dann ist der Melanesier unbedingt der urtümlichere Typus, der seine Verbindung mit der australiden Stammesentwicklung nicht verleugnen kann.

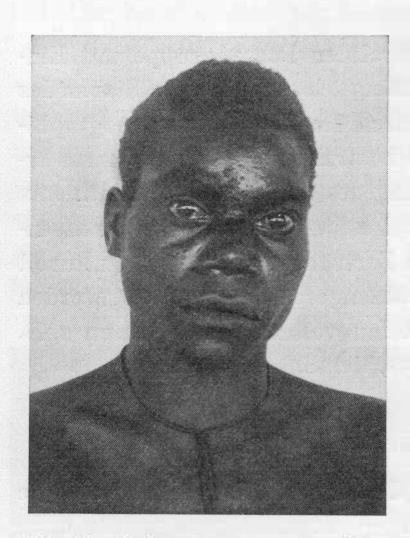


Abb. 69. Melanesier von negroidem Aussehen, das durch das kurz geschnittene Haar verstärkt wird (Aufnahme Külz).

Im Haarwuchs zeigt sich wieder der Zusammenhang. Nur die Tatsache der Kraushaarigkeit ist bei beiden Rassengruppen vorhanden; die Länge des Haares und seine Stellung in der Kopfhaut wie auch die Art der Kräuselung sind verschieden. Der Melanesier kann wie die Gruppen der mittleren Linie zur Glatzenbildung kommen, die dem echten Neger fremd ist; Backenbart und Schnurrbart gehören in europider Form zum Melanesier. Wenn sie beim Neger angetroffen werden, ist Rassenmischung anzunehmen*). Man sollte ja auf ein Merkmal hin heute keine Rassenzusammenhänge mehr begründen. Aber so wie wir die einstmals dafür angenommene Hautfarbe haben streichen müssen, scheinen die verschiedenen Kennzeichen des Haares und der Behaarung doch ihre Gültigkeit zu behalten. Die Aufstellung der drei großen Rassenlinien ist ja nicht zum wenigsten in der gegeneinander unterschiedlichen, untereinander aber außerordentlich gleichmäßigen Haarausbildung begründet.

Natürlich kommt auch die geographische Verteilung als Hilfsmittel unserer Diagnose entgegen. Es soll darum besonders betont werden, daß ein Beweis darin nicht zu liegen braucht. Aber etwas anderes können wir noch anführen! Nicht nur zum Neger hin haben wir Ähnlichkeiten; es ist schon immer aufgefallen, daß man unter den Melanesiern Typen trifft, die außerordentlich an die ost-mediterrane, also orientalische Rassengruppe der mittleren Linie erinnern. Die beiden, ganz unabhängig voneinander gemach-

*) Siehe Abbildung 84.

ten Bilder mögen in dieser Zusammenstellung mehr als viele Worte sagen. Würde sich der melanesische Priester als jüdischer Rabbiner verkleiden, so würde er nicht leicht als solcher beanstandet werden. „Jüdische Melanesier" sind schon immer in Bildern gezeigt worden; ich habe hier absichtlich einmal bärtige Männer herausgesucht, um damit ganz deutlich den Unterschied zur negriden Rasse Afrikas zu zeigen. Es ist selbstverständlich, daß die „jüdischen Melanesier" ihre Entstehung nicht einer Abwanderung einzelner Orientaliden aus Vorderasien her verdanken; aber daß die unverkennbaren Ähnlichkeiten hier wie dort auftreten, mag wohl seine Bedeutung darin

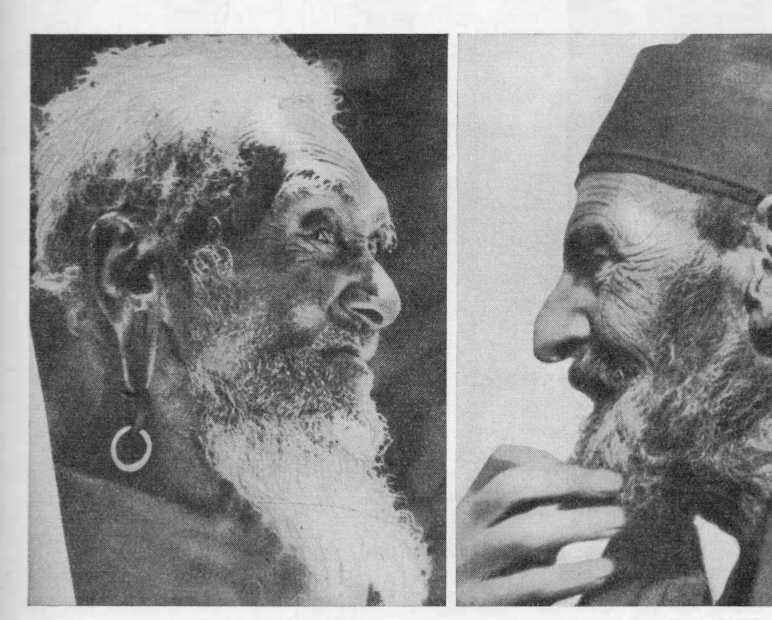


Abb. 70. Melanesischer Priester, „jüdischer Typus" (nach Bernatzik), rechts syrischer Jude (nach Clauß).

haben, daß wenigstens die große Rassenlinie in ihrem Ursprung für beide gemeinsam ist. Es gehören doch zu viele übereinstimmende Merkmale dazu, um Ähnlichkeit in so weitgehendem Maße herbeizuführen. Im Einzelnen handelt es sich um Konvergenzerscheinung; d. h. also, die jüdischen Typen treten hier und dort unabhängig voneinander auf, aber sie sind doch aus einer gleichen Grundlage heraus erwachsen.

Die Melanesier zeigen noch eine weitere Parallel-Entwicklung, die sie mit anderen Rassen gemeinsam haben: das ist die Ausbildung zwergwüchsiger Menschen. Zwar stehen sich die groß gewachsenen Melanesier und die Zwerge nicht so unvermittelt gegenüber wie in Afrika; es gibt alle Übergänge über mittleren Hoch- und Kleinwuchs bis zur Zwergenform, aber —

das ist das Wichtige — diese Zwerge sind unverkennbare Melanesier. Wenn auch die häufig abgebildeten Baining-Mädchen von Pöch mit ihrem kurzgeschorenen Haar und vor allen Dingen ihrem individuellen Alter nach an negride Pygmäen erinnern, so sind die Neuguinea-Zwerge als typische Melanesier doch der beste Beweis dafür, daß hier der Zwergwuchs Konvergenzerscheinung ist und nicht auf Rassenzusammenhang aller Zwerge

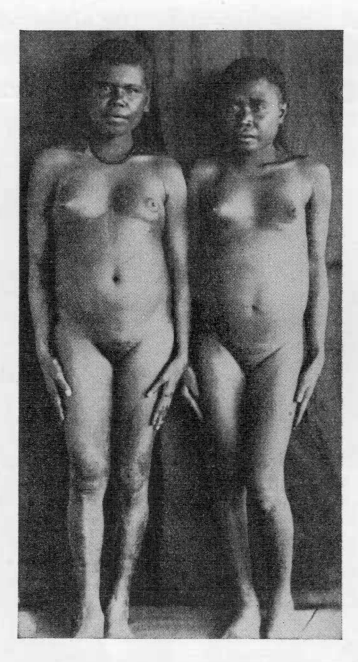


Abb. 71. Zwergwüchsige Melanesier, Baining-Mädchen (nach Pöch aus Eickstedt, Rassenkunde).

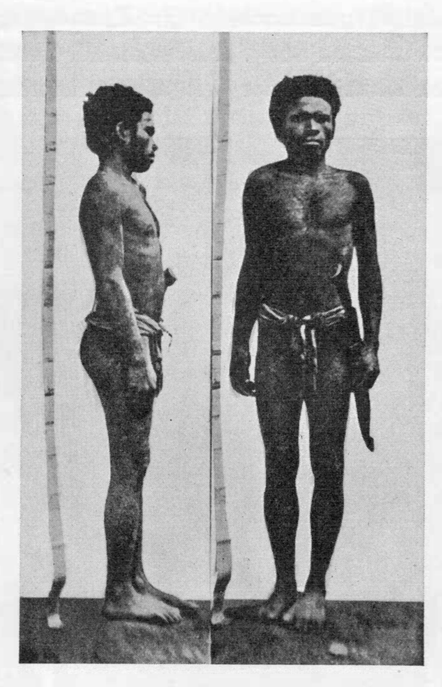


Abb. 72. Melanesischer Zwerg (nach Neuhauß).

hindeutet. Hinzu kommt, daß die kleinen Melanesier sich nicht wie die Afrikaner durch ihren Zwergwuchs ganz deutlich von der großen Rasse abtrennen lassen. Es sind, wie gesagt, alle Größen-Übergänge vorhanden, so daß man bei Männern mit mehr als 150 cm oder gar 160 cm überhaupt nicht von Zwergwüchsigen oder Kleinwüchsigen sprechen würde, wenn sie nicht durch andere Beziehungen mit den wirklich Kleinen verbunden wären.

Dafür, daß die kleinwüchsigen Gruppen übrig gebliebene Vorläufer der Melanesier sind, liegt gar kein Anhalt vor. Ihre Verbreitung in Rückzugsgebiete läßt die Annahme einer nachträglichen Mutation viel begreiflicher machen. Der Melanesier ist ohne Frage über das Meer in seine Wohngebiete gelangt und sicher in einem höheren Entwicklungsstadium als der Australier bei der Ankunft auf seinem Kontinent. Trotz des weiten Ge-

bietes, das der Melanesier heute einnimmt und früher eingenommen hat, ist uns wieder ein urgeschichtlicher Nachweis seiner eigenen letzten Rassenentstehung nicht möglich. Er kann nur als ein Zweig der indo-australiden Grundrasse von Süd-Ost-Asien über den Sunda-Archipel her in das mikronesische und melanesische Inselgebiet gekommen sein. Sowohl seine körperliche Einheitlichkeit wie auch seine Differenzierung andererseits sprechen für die Einwanderung einer gleichmäßigen Rassengruppe, die durch ihre Verteilung auf die Inseln des Archipels zur Ausbildung von Lokal-Typen führte. Wenn wir beim heutigen Melanesier zwei ungleich hoch entwickelte Typen unterscheiden, die E. Fischer als „breitnasig" und „schmalnasig" beschreibt und die v. Eickstedt umfassender als „palae"- und „neomelanesisch" bezeichnet, so ist das ein Zeichen für die weiter fortschreitende Differenzierung, die auf die Entstehung der Gesamtrasse keine Rückwirkung hat. Denn diese braucht nicht auf sehr weit liegende Zeiträume zurückzugehen. Und dann kommt hinzu, daß auch rassenkundlich wie geschichtlich festgestellt ist, daß späterhin höher organisierte Menschengruppen über die melanesischen Inseln hinaus weiter nach Osten hin vorgeschoben sind.

Tasmanier

Bei dieser Auffassung melanesischer Rassenentstehung wird auch der ganz einseitig ausgebildete Typus der heute ausgestorbenen Tasmanier verständlich. Das Wenige, was wir von ihnen jetzt noch wissen und feststellen können, paßt zwanglos weder zur australischen noch zur melanesischen Rasse. Ihre Kraushaarigkeit übertraf wohl die der Melanesier und würde sich damit der Haarform Afrikas nähern. Aber nach allem Dargelegten ist es jetzt selbstverständlich, daß darin kein Grund liegt, an afrikanische Beziehungen zu denken. Andere Züge erinnern wieder an Australien; und doch nehmen wir heute wohl ohne Widerspruch an, daß trotz der Nähe des australischen Kontinents die Besiedelung Tasmaniens vom melanesischen Archipel, unter Einbeziehung Neuseelands, her erfolgt ist. Was die Engländer bei der Besitzergreifung Tasmaniens antrafen, war nur noch der Rest einer einseitig ausgebildeten, jedoch mit mancherlei primitiven Merkmalen behafteten Gruppe der großen melanesischen Rasse. Andeutungen für eine frühere weitere Verbreitung durch Melanesien und Polynesien liegen ja vor; aber vorgeschichtliche Beweise sind wieder nicht zu erbringen, weil einmal auch die prähistorische Zeit nicht allzu weit zurückzuliegen braucht und weil wir andererseits nicht wissen können, wie weit das, was wir tasmanisch nennen, auf die Insel Tasmanien selbst beschränkt war.

Negrito

Die Schwierigkeiten, Neger-ähnliche Ausbildungen als Parallel-Entwicklung zu erklären, finden nun ihren Höhepunkt bei der Behandlung der Negritos. Schon der Name „Negerchen“ sagt, um was es sich hier handelt; und es war früher schon darauf hingewiesen, daß wir vielleicht ohne die Hilfe der melanesischen Zwerge nicht so leicht zur entscheidenden Schlußfolgerung kommen würden. Wir bezeichnen ja heute drei Gruppen von Zwergen unter dem Sammelnamen Negrito: Die Andamanesen auf Klein- und Groß-Andaman im Indischen Ozean, die Semangs auf der hinterindischen Halbinsel Malakka und die Aëtas oder eigentlichen Negritos auf den Philippinen. Wieder darf die geographische Verbreitung nicht als Hindernis für einen rassischen Zusammenhang mit afrikanischen Formen angesehen werden, aber es kommt doch hinzu, daß die „Negerähnlichkeit“ nach Osten hin weiter fortschreitet, so daß die Aëtas im östlichsten Sunda-Archipel die auffallendste Ähnlichkeit mit negriden Formen zeigen.

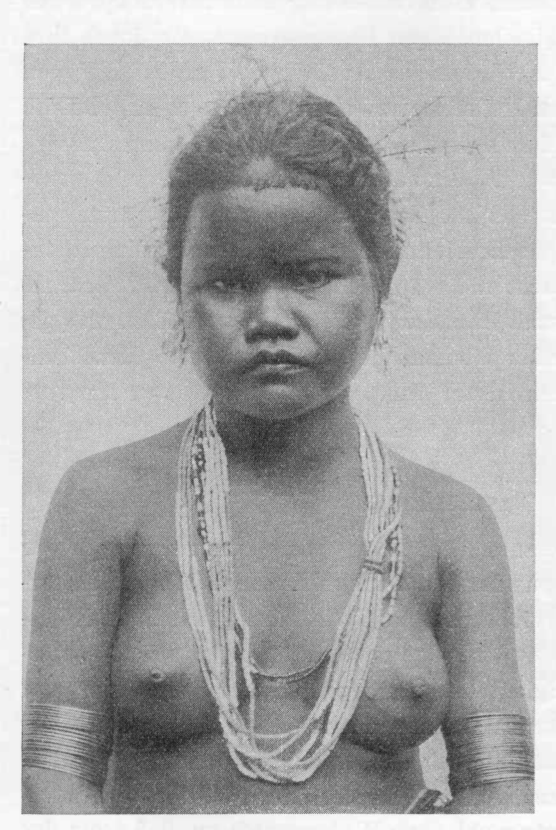


Abb. 73. Semang-Mädchen (nach Martin aus Stratz).

Es war die Verbindung mit Afrika also bereits abgelehnt worden. Und dann bleibt als einzige Erklärung die eigene Mutation aus einer anderen schon hier vorhandenen Rasse. Und wenn wir uns da an Bekanntes halten wollen, um nicht ein großes X dafür einzuführen, dann kann es sich nur um die australo-weddoide Unterschicht handeln. Und dafür haben wir wieder wie in diesem ganzen großen Gebiet keine urgeschichtlichen Beweise. Sie wären auch deshalb nicht leicht zu erbringen, weil die Weddiden Süd-Ost-Asiens selber bereits kleinwüchsig sind, so daß das Absinken in die Variationsbreite des Zwergwuchses nichts Besonderes an sich hat. Auf-

fällig sind nur die anderen Merkmale, die bei den Negritos noch hinzu kommen: Ihre wirkliche Kraushaarigkeit, Kurzköpfigkeit, konvexe Oberlippe, infantile Proportionen; vielfach sehr breite, platte Nasen. Es war in der allgemeinen Behandlung vorhin gesagt, daß eine Entscheidung über Konvergenz oder Zusammenhang vielleicht anders ausfallen würde, wenn wir nur afrikanische Urwald-Pygmäen und philippinische Negritos hätten. Aber auch die Haarform wird in ihrem Wert als Rassendiagnostikum angezweifelt. Es wird zwar zugegeben, daß drei verschiedene Haarform-Gruppen vorkommen, die schlichten, die welligen und die spiraligen, daß sie aber nicht mit den drei großen Rassenlinien, der weißen, gelben und schwarzen, übereinstimmen. Es sollten auch verschiedene Haarfarben bei ein und derselben Rassengruppe auftreten können, eine Konvergenz, die man sich aber höchstens in bezug auf die Kraushaarigkeit als möglich denken kann. Von Luschan sprach einmal den Gedanken aus, daß das Spiralhaar in Korrelation mit dem Zwergwuchs zuerst bei Pygmäen aufgetreten sein könne; dann wäre die Kraushaarigkeit der Melanesier durch Beeinflussung von den ostasiatischen Negritos her entstanden. Luschan weist darauf hin, daß das Spiralhaar in Melanesien um so weniger deutlich auffiele, je mehr die ganze Gestalt dem groß-wüchsigen Melanesier, also unserer mittleren Linie entspricht. Für Afrika wären somit ähnliche Erwägungen möglich. Wenn das alles auch Hypothesen sind, so scheinen sie mir den Tatsachen doch besser gerecht zu werden als die Annahme einer einstmals zusammenhängenden negriden Südmenschheit, deren Überlebende wir heute in Afrika, in Südostasien und im melanesischen Archipel finden.



Abb. 74. Negritofrau von den Philippinen (nach Buschan aus Eickstedt, Rassenkunde).

Das spärliche urgeschichtliche Material, das wir haben, kann höchstens in das Neolithikum zurückgehen, wenn wir es mit unserer Zeiteinteilung vergleichen. Aus Hinterindien werden einige Skelett- und Schädelfunde genannt, die v. Eickstedt als „melaneside“ zusammenfaßt. Für die Negritos wäre ein Kinderschädel aus Minh-cam anzuführen. Andere Funde aus den Höhlen des Bacson-Massivs werden als australoid und melanesid beschrieben. Zwei Sakai-Skelette, die im Anthr. Inst. Berlin-Dahlem bearbeitet wurden, sind nur insofern vorgeschichtlich, als schließlich alles, was aus Zeiten vor der Berührung mit dem Europäer von der Halbinsel Malakka stammt, vorgeschichtlich ist.

Zusammenfassend läßt sich also daraus nur der Beweis herleiten, daß australide, weddide und melaneside Formen auf dem Festland Hinterindiens „vorgeschichtlich“ nachzuweisen sind. Die morphologischen Unterschiede, die die drei genannten Negrito-Gruppen heute zeigen, sind nicht so tiefgreifend, daß sie auf sehr frühzeitige Spaltung zurückgehen müßten.

Ainu

Während uns die schwarzen Menschen Südost-Asiens und der Südsee hinsichtlich ihrer Stellung zur mittleren weißen oder zur schwarzen Linie

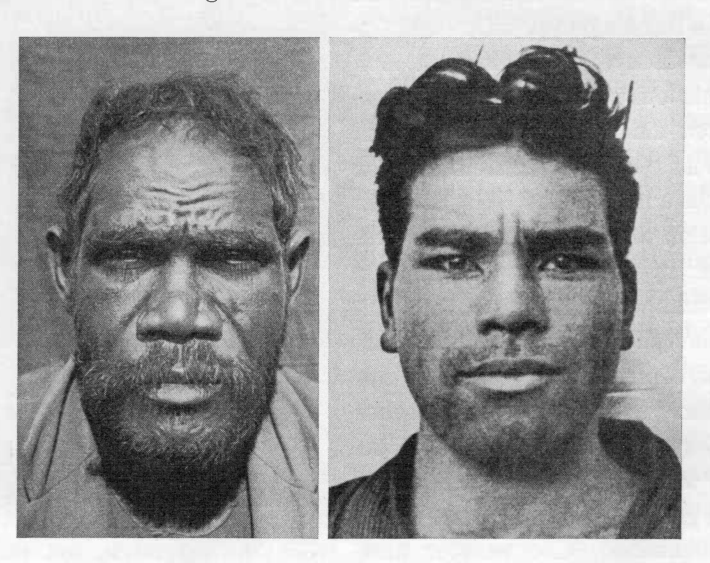


Abb. 75. Australier (links, nach Pöch) und Ainu (rechts, nach Montandon).

Schwierigkeiten machten, die nicht nach der Hautfarbe entschieden werden durften, kommen wir jetzt überhaupt erst zu weißen oder wenigstens hellfarbigen Rassen. Es wurde deshalb auch im ganzen lieber von der mittleren als von der weißen Linie gesprochen; denn die Australier selber sind ja

z. T. so dunkelfarbig, wie man es bei afrikanischen Negern oft nicht stärker findet.

Die Ainus werden von Montandon als die älteste „weiße“ Rasse beschrieben; ob der Ausdruck „weiß“ hier wirklich schon angebracht ist, kann wenigstens nicht dahin entschieden werden, daß die Hautfarbe dem Weiß des Europäers gleichgesetzt wird. Auf jeden Fall sind sie aber hellhäutig; das ist jedoch nicht der einzige Grund, warum man die Ainus schon immer trotz ihrer Heimat zur großen europiden Rassenlinie oder gar zu dieser Rasse selber gestellt hat. Auf den japanischen Inseln Yesso und Sachalin und den südlichen Kurilen-Inseln leben die Ainus so vollkommen eingeschlossen von der mongoliden Hauptrasse, daß wir wohl alles, was wir an mongoliden Merkmalen unter ihnen verstreut finden, auf nachträg-

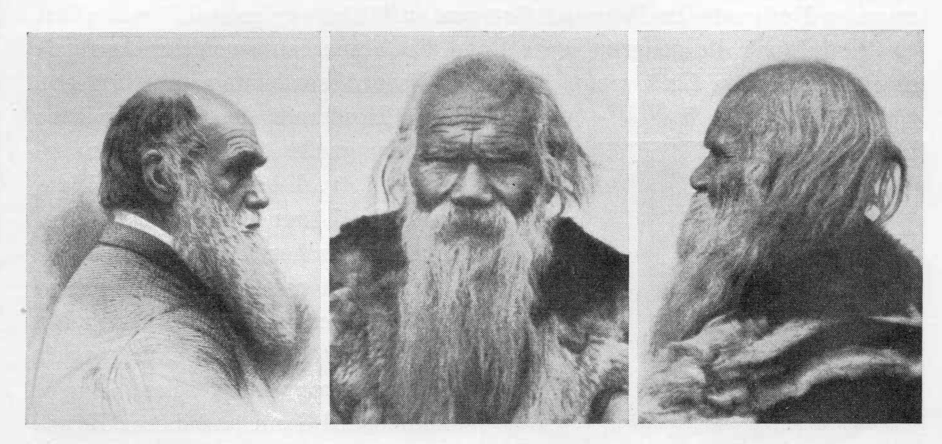


Abb. 76. Charles Darwin (links) und Ainu-Mann (nach Montandon). Es gibt Portraits, aus denen die Ähnlichkeit Darwins mit Ainu-Männern noch deutlicher hervortritt.

liche Mischung zurückführen können. Hier, wie überall, hat Rassenhaß und Mißachtung, der die primitive Rasse der höheren gegenüber ausgesetzt war, eine ständige Bastardierung nicht verhindern können. Wenn wir deshalb von diesen Mongolen-Anklängen absehen, dann bleibt uns in den letzten 70 000 Ainus, die heute noch leben, der Rest einer Rassengruppe übrig, die nur mit Australiern und Europiden verglichen werden kann. Und da sowohl ihre Morphologie wie auch ihre Kultur sie primitiver als alle anderen Europiden erkennen läßt, so ist Montandons Ausdrucksweise von der ältesten weißen Rasse berechtigt. Gestalt und Proportionen sind wie bei der mittleren Linie nicht mongolisch. Der kräftige Überaugenwulst und das grobe und große, oft vorspringende Gesicht entsprechen den Australiden, während die Behaarung nicht nur den Typus der mittleren Linie zeigt, sondern bekanntlich das Extrem bildet, das wir heute überhaupt an mensch-

licher Kopf-, Gesicht- und Körperbehaarung haben. Es ist ferner bekannt, daß diese Überbehaarung der Anlaß war, daß selbst die Frauen sich einen Schnurrbart tatauierten, um dem rassischen Schönheitsideal näher zu kommen. Aber Haar und Behaarung, selbstverständlich dunkelbraun bis schwarz, zeigen die Merkmale der mittleren Linie: Langes, welliges Kopfhaar, entsprechender Schnurrbart und Backenbart. Es kann deshalb nicht ausbleiben, daß auch Europäer mit ähnlicher Bartform, wenn sie sonst noch ähnliche Kopfmerkmale zeigen, leicht als Ainu-Typus dargestellt werden; z. B. Graf Leo Tolstoi aus Rußland und Charles Darwin aus England. Es ist natürlich nicht so zu verstehen, daß gerade bei solchen Menschen Ainu-Erbgut wieder durchschlüge, aber die gemeinsame Rassengrundlage ergibt die Möglichkeit, daß bei einer genügenden Zahl zusammen auftretender Merkmale die Formbeziehungen auffällig werden.

Wenn auch die geographische Lage die Ainus heute von der Ausbreitung der mittleren Linie trennt, so bietet diese Absonderung natürlich gar kein Hindernis, den Rassensplitter mit der großen Grundrasse zu vereinigen. v. Eickstedt fand die einfache Lösung, daß alle Weißen aus asiatischem, sibirischem Zentrum stammen und von diesem „Expansionszentrum“ als Europide nach Westen und als Ainus nach Osten abgewandert seien. Umgekehrt wird dann aus dieser Hypothese geschlossen, daß deshalb Sibirien das „ursprüngliche Heim der nördlichen Spezialisierungsformen der Europiden“ sei; und daß dort auch die ursprüngliche Depigmentierung eingetreten sei. Damit würden wir um eine große Schwierigkeit herumkommen; aber das Ganze bleibt darum doch Hypothese, weil Mittelasien und Sibirien uns jeden urgeschichtlichen Beweis für die Rassenentstehung schuldig bleiben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß man nicht entscheiden kann, ob die Aufhellung der Hautfarbe bei den Ainus und bei den Europiden zwar auf gleicher Grundlage, aber immerhin konvergent entstanden ist, oder ob sie auf einen ursprünglichen Rassenzusammenhang zurückgeht. Die Depigmentierung ist ein so auffälliges Merkmal, daß man sich zur Annahme konvergenter Entstehung nur schwer entschließen kann. Wenn wir außerdem glauben, daß das nacheiszeitliche Gebiet um Nord- und Ostsee die Heimat

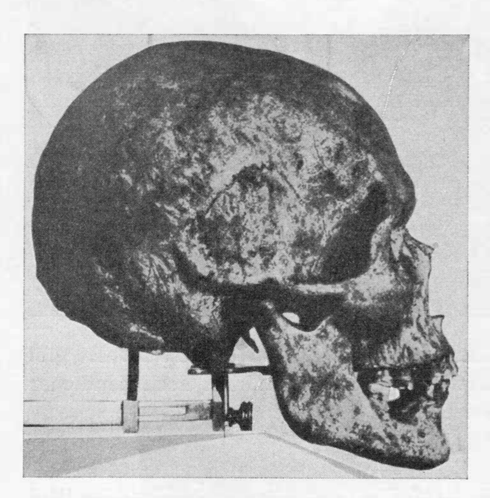


Abb. 77. Ainu-Schädel (nach Montandon).

der weißen Rasse gewesen sein muß, dann haben wir dafür wenigstens die fortlaufende Reihe urgeschichtlicher Skelettfunde; die können uns natürlich über die Aufhellung selbst nichts sagen. Wir schließen vielmehr aus dem heutigen Klima, daß eine Aufhellung der Farben dort eher möglich war als im arktischen Gebiet, in das die Ainus ihrer ganzen Kultur nach gehören. Die urgeschichtlichen Belege für die Ainus gehen, wie bereits gesagt, nur bis in das Mesolithikum zurück, wobei die Bezeichnung „Mesolithikum" noch nicht einmal eine genaue zeitliche Festlegung gestattet. Muschelhaufen und primitive Keramik aus den Gebieten Chinas und Koreas zeigen uns nur, daß in einer entsprechenden Kulturperiode die Ainus auf dem asiatischen Festland lebten. Dann kommt ihre Verbreitung über alle japanischen Inseln in geschichtlicher Zeit, denn im 11. Jahrhundert bewohnten sie noch die Hauptinsel Hondo. Wollten wir nach weiteren Vorfahren für die Ainus suchen, dann käme als nächstes, wie in dem betreffenden Kapitel schon ausgeführt war, der Sinanthropus von Peking — also eine Form, die sich als „urmenschlich" überhaupt nicht für eine spezielle moderne Rassengruppe in Anspruch nehmen läßt.

Woher die Ainu-Rasse kommt, wo sie vom Grundstamm der mittleren Linie abgetrennt ist, wird sich also heute nicht belegen lassen. Da die mittlere Linie selber von Europa bis Südost-Asien reicht, kann die Abwanderung und Abdrängung der Ainus nach Nord-China, Korea und Japan auch von Asien aus erfolgt sein — so daß also die Ainus nie etwas mit dem geographischen Europa zu tun gehabt hätten. Andererseits ist es keineswegs ausgeschlossen, daß die Ainus wohl noch mit den letzteiszeitlichen Europiden genetisch zusammenhängen. Wir haben ja für Nordsibiride und Eskimos schon beim Jungpaläolithikum die Hypothese erwähnt, daß das Abwandern des Rentiers eine Durchquerung ganz Asiens bis hinüber nach Grönland verständlich machen könnte; und auch in der Kultur der Ainus lassen sich Parallelen zum späten Jungpaläolithikum in Europa finden. Vielleicht können wir aus den Bärenfesten der Ainus heute noch ersehen, was der Höhlenbär einst unseren letzteiszeitlichen Ahnen gewesen ist.

Polynesier

Auch an dem äußersten Südostteil der mittleren Linie treffen wir eine Rassengruppe, die sich trotz aller Beimischungen in ihrem Grunde nur zur mittleren Linie stellen läßt: es sind die Polynesier auf den vielen Inseln des südlichen Pazifiks. Wieder können wir hier von Depigmentation sprechen, ohne daß wir die Rasse deshalb als weiße bezeichnen würden. Urgeschichtlich oder vorgeschichtlich können wir für sie gar nichts belegen, obgleich ihre Ausbreitung ein riesiges Gebiet der Erde umfaßt, das allerdings fast nur aus Wasser besteht. Zusammengeschoben würden natürlich alle mikronesischen und polynesischen Inseln doch nur ein Gebiet ergeben, das für

die 100 000 bis 120 000 Menschen dieser Rasse gerade ausreichte. Es ist selbstverständlich, daß die Polynesier nur zu Schiff ihre heutige Heimat erreicht haben können, d. h. also, auf einer beachtlich hohen Kulturstufe. Als Homo sapiens von der Form der mittleren Linie werden sie auch durch Schädelfunde auf ihrem angenommenen Wanderweg durch Südasien nicht als Polynesier-Vorfahren kenntlich werden. Selbst die größeren Inseln haben jedenfalls nichts „Urgeschichtliches" ergeben, und die eigenen Erzählungen der Polynesier weisen nur auf die verhältnismäßig späte Einwanderung hin. V. Eickstedt zitiert, daß in ihren Sagen nach Generationen gezählt wird, und daß sie selbst 38 Generationen angeben für die Zeit, als auf ihren Inseln noch eine kleinwüchsige und dunkle Bevölkerung gelebt hätte. Die Spanne von etwa 1200 Jahren könnte auch zu anderen Belegen passen; ist doch erst Neuseeland mit beiden Inseln vor 1000 Jahren von den Polynesiern entdeckt und erst um 1300 nach unserer Zeitrechnung den melanesischen Urbewohnern von Polynesiern entrissen worden. V. Eickstedt betont auch die Hoffnungslosigkeit, die Insel Hawaiki zu finden, von der der Sage nach die Polynesier gekommen sein sollen. Selbst wenn uns das noch gelingen würde, wären wir damit nicht weiter gekommen, denn die Herkunft vom asiatischen Festland her ist für die ganze polynesische Rasse nicht zu bezweifeln. Und die Ausdehnung bis zur Osterinsel hin mag bei Menschen von hoher geistiger Kulturstufe als Angehörige der großen mittleren Hauptrasse nichts Auffälliges sein; wir werden in der Beziehung noch über andere Probleme nachzudenken haben.

Die Polynesier gelten ja als ganz besonders schöne Menschen, ein Zeichen dafür, daß ihre ganze Erscheinung unseren Ansprüchen gerecht wird, weil sie im Grunde genommen von unserem Rassenstamm sind. Trotzdem ist das Antlitz des Polynesiers nicht schlechthin schön. Die Gesichtszüge sind in allen ihren einzelnen Teilen vielfach grob und groß. Das starke Fettpolster wird wahrscheinlich nicht so durchgängig vorhanden sein, wie es die meisten Südsee-Bilder zeigen; aber immerhin leben doch die heutigen Polynesier im „Paradies", in einer Landschaft, die das „dolce far niente" noch mehr zur Angewohnheit macht als unser Mittelmeergebiet. Einst kamen die Polynesier auf ihre Inseln als Herren und Eroberer, bis wahrscheinlich ein Wohlleben in primitiver Genügsamkeit ihnen Unternehmungslust und kriegerischen Sinn raubte. Dazu kommt in den letzten Jahrhunderten die nochmalige Welle europider Menschen, der gegenüber der Polynesier unterlag — bis auf die Maori, die Einwohner von Neuseeland, bei denen vielleicht ein höherer Prozentsatz melanesischen Erbgutes die inneren Vorbedingungen ergab, daß sie der Kolonisation Englands gegenüber eine gewisse Selbständigkeit behalten konnten. Daß in den melanesischen Randgebieten körperlich melaneside Merkmale geblieben sind und weiter neu hinzukommen, mag als selbstverständlich nur erwähnt sein.

Es ändert auch nichts an der Zugehörigkeit zu der mittleren Linie, daß wir mancherlei mongolide Anzeichen unter den Polynesiern finden. Vor allen Dingen die gelbliche Hautfarbe, der man ja sogar einen olivgrünen Schimmer ansehen soll; ebenso als dominant erbliches Merkmal die Mongolenfalte, die im wechselnden Prozentsatz auf allen Inseln zu finden ist. Vielleicht sind das Andenken an den Durchzug durch südasiatische Gebiete, besonders durch Hinterindien, die selbst schon stark mongolisch durchsetzt waren; dazu kommen natürlich ständig neue Beeinflussungen vom mongolischen Asien her.

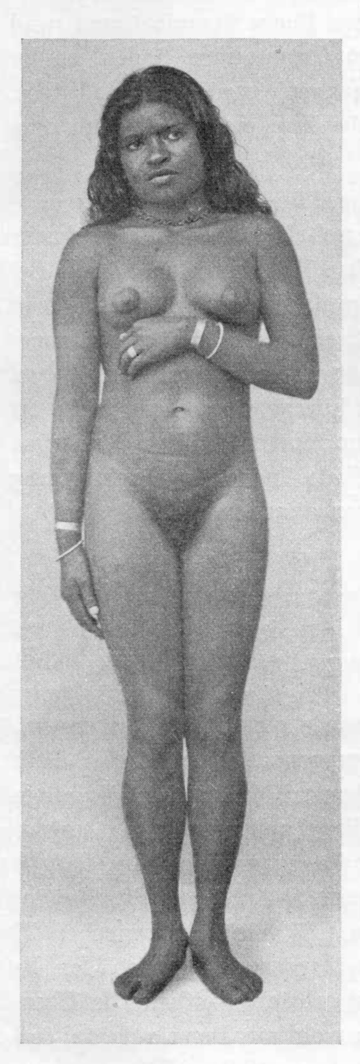


Abb. 78. Tamilen-Mädchen (aus Stratz).

Indide

Als letzter Teil der mittleren Linie, der nicht mehr europides Gebiet bewohnt, wären dann wieder Einwohner Indiens zu nennen; und zwar jetzt die höchste Rasse Indiens, die Hindu, die indogermanischen Inder oder die Indiden, wie v. Eickstedt sie nennt. Sie sind ihrer Heimat wegen also nicht eigentlich europid, aber der Zusammenhang mit diesem Gebiet ist noch so klar nachzuweisen, daß man sogar die europiden Unterrassen in dieser indischen Hochschicht herausfindet. Seit etwa 4000 Jahren kamen diese indogermanischen Völkerwellen aus dem Fünf-Stromland nach Indien hinein und trafen dort auf Rassen, die wir bereits schon bei der mittleren Linie erwähnen mußten: Weddas oder überhaupt Australo-Weddide und primitive Inder, wie die Drawida u. a. Wenn wir alles Mongolide, was natürlich vom Norden her in diesen Teil der mittleren Linie eindrang, abziehen, dann bleibt auch im eigenen Rassenkreis alles, was an Übergängen von der Primitivform bis zur höchsten Kaste möglich ist. Daß das indische Wort für Kaste „Farbe“ bedeutet, ist bekannt und zeigt, wie weit der Hochinder selbst imstande ist, diese rassischen Abstufungen zu erkennen. Je heller die Hautfarbe, um so höher die Kaste, und so finden wir in der höchsten Schicht, bei den Brahmanen, Typen, die wir ohne

weiteres zu den heutigen Europiden stellen können. Mediterran und nordisch sind wohl die Rassenbestandteile, die uns am deutlichsten entgegentreten, obwohl der nordische Anteil seine Haar- und Augenfarbe bis auf die heutige Zeit nicht hat erhalten können. So kommt es, daß der Hochinder jetzt am besten mit der mediterranen Rasse übereinstimmt; und wenn wir Anzeichen von Vorderasiaten und Orientaliden finden, so ist auch das bei der Mittelmeerlage dieser Rassengebiete nichts Auffälliges. V. Eickstedt weist mit Recht auf kulturelle Zusammenhänge mit dem alten Sumer hin.

Am meisten ähneln dem nordischen oder mediterranen Typus Europas Männer mit vollem Bartwuchs. Es wurde schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß darin sicher ein sehr wesentliches Rassenmerkmal liegt. Bei den Frauen findet man oft noch primitivere Anzeichen; volle Lippen mögen das wesentlich unterstreichen. Wenn an der direkten Beziehung zum europiden Rassengebiet somit kein Zweifel besteht, so ist es doch in diesem Falle wichtig, auf die Blutgruppenverteilung hinzuweisen; denn diese ist keineswegs europid, sondern entfernt sich davon hinsichtlich des B-Anteiles so stark, wie wir es bei keiner Rasse der Erde finden. Im ganzen mag folgende Verteilung der vier Haupt-Blutgruppen angenommen sein:

Gruppe:	O	A	B	AB
Europide	40—42	40—43	10—12	5—6%
Indide	30—32	20—25	37—42	6—9%
Zigeuner	27—36	21—29	26—39	6—9%

Die Zigeuner sind aus dem bekannten Grunde gleich darunter gesetzt, weil hier die Übereinstimmung in der Blutgruppenverteilung sicher dazu angetan ist, auch rassische Beziehungen wiederzuerkennen. Auf der einen Seite sehen wir, daß Unterschiede in der Blutgruppenverteilung unsere Theorie von der Zusammengehörigkeit zweier Rassengruppen nicht stören darf: die Indiden haben einen bedeutend höheren B-Anteil als die Mongoliden, bei denen nur in seltenen Fällen bis zu 40%, meistens zwischen 25 und 35% angegeben werden. Wodurch eine Auslese zugunsten der B-Blütigen eingetreten sein kann, soll hier nicht erörtert werden. Die Übereinstimmung mit den alten Zigeunern ist doch wohl ein Beweis dafür, daß unsere Theorie richtig ist, die Hauptmasse der eigentlichen Zigeuner von den Indiden herzuleiten.

Auch geistig macht sich die europide Grundlage dieses Teiles der mittleren Linie bemerkbar. Als die Indiden noch Herren ihres Landes waren, haben sie ja nicht nur dort, sondern weit darüber hinaus bis tief in den Sunda-Archipel hinein, ihre Hochkultur verbreitet. Was in Indien selbst heute davon noch zu finden ist, mag vielleicht nur den Rang eines Kultur-

denkmales haben, das man absichtlich bestehen läßt; auf den Sunda-Inseln zeigen die Trümmer von Palästen und Tempeln, wie einst europider Geist hier eindrang, ohne sich erhalten zu können.

Schwarze Linie

Die Gruppierung der übrigen Rassen in die angenommenen großen Rassenlinien ist einfacher als die Zusammenstellung der mittleren Linie; hier hatten wir selber wieder eine Dreiteilung: Wir konnten von der schwarzen, gelben und weißen Unterabteilung sprechen und mußten uns ja trotzdem entschließen, alles zur mittleren Linie zusammenzufassen. Diese große Variationsbreite ist ein ganz besonderes Merkmal der mittleren Linie und zeigt zugleich auch ihre Ursprünglichkeit, daß es gerade bei ihr möglich war, den Zusammenhang mit den Urformen der Menschheit zu finden.

Nennen wir die negride, meistens links gezeichnete Linie, die „schwarze", so ist das fast ohne Einschränkung möglich, wobei wir natürlich wissen, was „schwarz" zu bedeuten hat. Wir haben nur einmal eine Abweichung, die so stark ist, daß darum der Verdacht an eine andere Rassenbeziehung ausgesprochen wurde. Bei der mongoliden oder gelben Linie herrscht schließlich eine Einheitlichkeit, die von keiner Ausnahme unterbrochen wird.

Schon v. Luschan bezeichnet es als eine alte Gepflogenheit, die Rassen Afrikas mit der Beschreibung der Pygmäen und Buschmänner zu beginnen. Es liegt darin die Suggestion, daß diese Gruppen Ur-Neger sein könnten. Aber urgeschichtlich haben wir dafür keine Anhaltspunkte. Der Rhodesia-Mann von Broken Hill war gewiß kein Zwerg; und wir haben andererseits keinen Pygmäen-Rest, der so alt ist wie der Rhodesier. Selbst wenn wir nur theoretisch die Körpereigenschaften heraussuchen, die zu einem typischen Neger gehören, dann entsteht kein Pygmäe. Trotzdem gibt es aber gerade unter den eigentlichen Urwaldpygmäen des Kongogebietes — für die der Name „Pygmäe" allein gebraucht werden soll — einzelne Personen, die außer dem erkennbar Negerischen auch noch manches Urtümliche zeigen, das wir von der mittleren Linie kennen. Sonderbarerweise ist mir das bei keinem Bild der asiatischen Negritos so aufgefallen, obgleich wir diese doch von den Weddiden her zu erklären suchten. Diese Schwierigkeit soll keineswegs verschwiegen werden. Wir finden bei den Pygmäen gelegentlich auffällig starken Stirnwulst, Bartwuchs und die Lanugo-Behaarung am ganzen Körper, während sonst der Neger zwar durch starken Drüsenreichtum, aber durch Haarverlust gekennzeichnet ist. Wenn wir so also keinen Negertypus vorfinden, der schlechthin als „Urneger" dienen könnte, und wenn umgekehrt der typische Neger sogar eher etwas Spezialisiertes darstellt, dann mögen auch die Pygmäen und Buschmänner wieder an den Anfang afrikanischer Rassendarstellung gesetzt werden.

Pygmäen

Urgeschichtlich ist für die Rassenentstehung der Pygmäen nicht allzu viel zu erhoffen. Ihr heutiges Urwaldgebiet ist keine Gegend für Skelettbewahrung, und dabei müssen wir doch wohl damit rechnen, daß gerade der Urwald für ihren Rassentypus verantwortlich zu machen ist. Wir hatten ja bereits die Zwergwüchsigen als eine Größenvariante innerhalb der Menschheit angesehen und uns dafür ausgesprochen, daß mit dieser Mutation zum Zwergwuchs weitere Merkmale korreliert sein werden, die wir auch bei anderen Kleinwüchsigen finden. Wieweit nun die Pygmäen

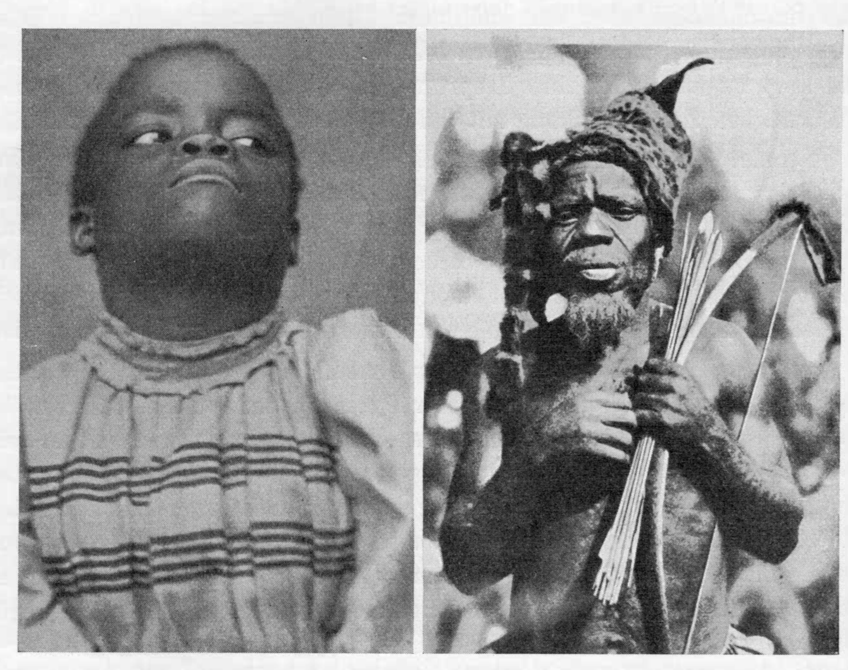


Abb. 79. Afrikanische Pygmäen. Links Mädchen von negridem Typus, rechts Mann von urtümlich-australoidem Typus mit Bart und Körperbehaarung. Negermischling? (Nach Johnson.)

infolge einer Verdrängung durch großwüchsige Nachbar-Rassen zu ihren Merkmalen kamen, oder ob sie umgekehrt wegen ihrer Spezialisierung durch die anderen zurückgedrängt wurden, mag verschieden bewertet werden. Sicher ist aber wohl, daß Unterschiede vorhanden waren und zum Rassenhaß führten.

Die urgeschichtlichen Belege für Pygmäen sind ungefähr ebenso alt wie für typische Neger: und was wir darüber bisher wissen, kennen wir aus Ost- und Südafrika. Irgend wann einmal muß auch der eigentliche Neger die alten Rassenkennzeichen der mittleren Linie gehabt haben, und wenn

sie uns heute bei einigen Pygmäen noch entgegentreten, dann ist das allein noch kein Grund, nun die Pygmäen als die Urtümlichsten innerhalb der Negerrasse anzusprechen. Und ebenso ist es gewiß nicht notwendig, daß wir die gleichen Primitivmerkmale bei anderen Zwergwüchsigen finden. Denn wir haben andererseits auch Pygmäen — und zwar in der weitaus größeren Anzahl —, die durch ihre Körperformen ihre rassischen Beziehungen zur negriden Linie Afrikas nicht verleugnen können. Schwierig wird die

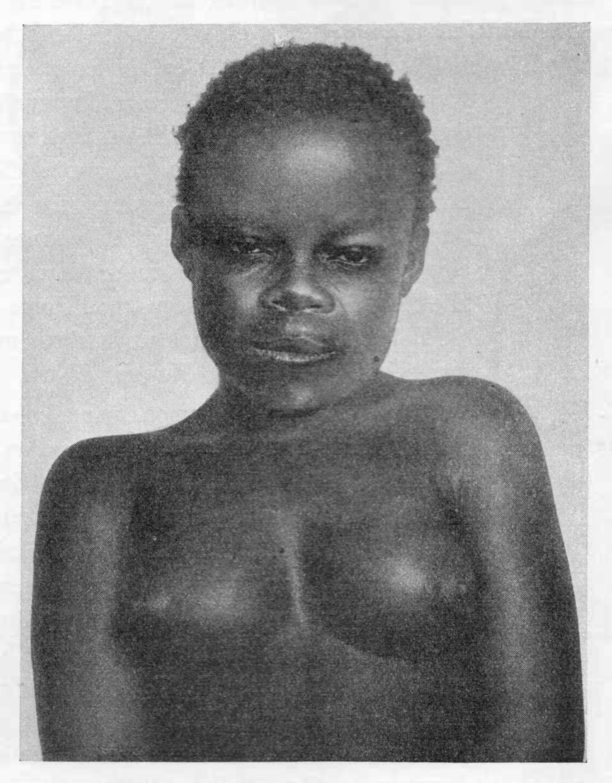


Abb. 80. Pygmäen-Mädchen (Akka) (aus Stratz, nach Fritsch).

Entscheidung natürlich dadurch, daß dauernd Vermischungen zwischen Zwerg- und Hoch-Negern stattfanden und stattfinden; aber das kann für die große Masse der Pygmäen keine Gültigkeit haben, so daß wir ihr negrides Aussehen auch stammesgeschichtlich bewerten dürfen. Pygmäen-Fossilien sind schon deshalb schlecht zu diagnostizieren, weil ganze Skelette selten sind. Der Kopf und damit auch der Schädel ist aber häufig für Zwergwuchs auffallend groß; und dabei ist gerade der Schädel der Skeletteil, der die Herkunft aus negrider Linie deutlich macht. Nicht alle Pygmäen haben ja die urtümlichen Arcus superciliaris, so daß wir zur Diagnose gerade da-

durch verleitet werden, wenn sich am Schädel die glatte afrikanische Stirn vorfindet. Wo wir also alte Schädel zu beurteilen haben, kommen wir fast immer zu der Entscheidung: negerähnlich, vielleicht Pygmäe.

Buschmänner

Dasselbe gilt in Südafrika für die Buschmänner. Hier kommt noch das Sonderproblem hinzu, ob Pygmäen und Buschmänner wenigstens als Zwergwüchsige gemeinsame Abstammung haben. Doch die entsprechenden Fossilien aus Südafrika lassen uns auch nur zu der Entscheidung kommen: negerähnlich, vielleicht Buschmann. Dabei bedeutet „fossil“ (siehe Kapitel VI) aber bis jetzt nur „Jungpaläolithikum“; denn das Acheuléen in Südafrika kann als früh- oder mitteldiluvial bisher nur für die gefundene Steinkultur zugegeben werden; für Schädel- und Skelettfunde ist die gleiche Zeitansetzung bis jetzt eine Hypothese, der nicht zugestimmt werden kann. Die Schädel selbst gehören zum Homo sapiens. Sie sind als Neger erkenntlich und zeigen nur Beziehungen zur europiden Cro-Magnon-Form.

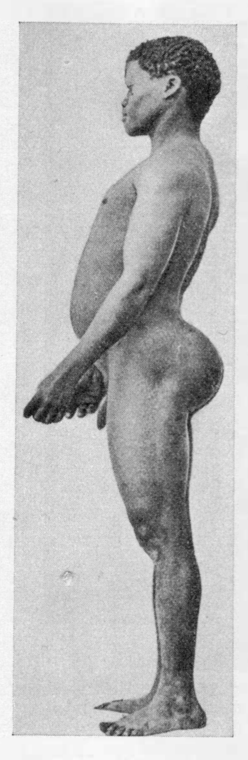


Abb. 81. Buschmann (n. Schultze-Jena).

Ungezwungen kommen wir deshalb wohl zu dem Schluß, daß bei der ur-negriden Menschheit Afrikas mehrmals die Variante des Zwergwuchses eingetreten ist; einmal im Urwald zur Pygmäen-Form, dann wieder in der Steppe Südafrikas zur Buschmann-Form. Die Sonderbildungen der Buschmänner betreffen ja vor allen Dingen die Weichteile; ihre Eigenartigkeit ist so stark und so häufig, wie es bei der ganzen Menschheit nicht wieder vorkommt. Aber sie wäre vom Skelett aus nicht zu vermuten, höchstens die extrem breite Nase läßt sich aus der Apertura piriformis erschließen. Aber das Pfeffer-Korn-Haar, die embryonale Ohrform, die übertriebene Lendenlordose und Horizontalstellung des Kreuzes, die eigenartigen Formen der Geschlechtsteile bei Mann und Frau, desgleichen die Steatopygie, die bei dem männlichen Geschlecht wenigstens angedeutet ist, die achselständigen Brüste der Frau sind einmalig oder verraten, wenn sie sonst noch vorkommen, Buschmann-Einfluß. So ist der Buschmann mit keinem anderen Zwergwüchsigen zu verwechseln. Sein höherer Kopfindex und ebenso die konvex gewölbte Oberlippe, die als gemeinsames Merkmal aller Zwerge angeführt werden, sind keinesfalls Bildungen, die sich nur bei Zwergen finden.

Bei dieser Fülle von Sondermerkmalen ist es schließlich nicht so verwunderlich, wenn einiges dabei ist, was scheinbar nicht zur negriden Linie paßt. Die Buschmänner sind ja die Teilrasse, die mit ihrer Hautfarbe der schwarzen Hauptrasse nicht zu entsprechen scheinen. Dazu kommt eine häufig auftretende Faltenbildung am Auge; aus beiden Eigentümlichkeiten ist der Gedanke aufgetaucht, ob die Buschmänner nicht ein Absprengsel von



Abb. 82. Buschmannzeichnungen von Buschmännern (nach Steinhardt).

der gelben, mongoliden Linie sein könnten. Aber der Gelb-Ton der Buschmänner ist nicht derselbe wie bei Chinesen, und er ist keineswegs einheitlich bei allen Individuen zu finden. Und ebenso ist auch die „Mongolenfalte" in sehr verschiedener Ausbildung vorhanden. Niemals aber haben wir die glatte, straffe Spannung des Oberlides wie bei typischen Mongolen. Es kommt hinzu, daß die ganze Haut mit ihrem Faltenreichtum wieder als besonderes Merkmal der Buschmänner nicht vergessen werden darf.

Hottentotten

Es ist aber sehr wohl möglich, daß alle diese Besonderheiten zeitlich noch relativ jung sind, also erst im Jungpaläolithikum auftraten. Das führt uns zu der Frage über die allgemeine Abstammung der Neger, wobei wir die Hottentotten in diesem Zusammenhange nicht für sich zu erwäh-

nen haben, da sie, heute zwar rassisch gekennzeichnet, ihre Entstehung doch wohl nur auf eine Vermischung von hamitisch beeinflußten Negern und Buschmännern herleiten können. Es ist ja nichts Sonderbares, wenn zwei Rassengruppen, die sich einmal aus einer gemeinsamen Form abgespaltet haben, später wieder durch Rassenmischung eine neue Form geben, der man ihre Komponenten deutlich ansieht. Aber die Hottentotten bringen eine andere Frage in das Problem hinein, auf die ja schon im vorgeschichtlichen Teil hingewiesen war. Ihr negrider Anteil ist nicht einfach „Neger", sondern sowohl kulturell als auch somatisch lassen sie Vermischungen mit Hamiten erkennen. Es kommt also die Cro-Magnon-Form des europiden Jungpaläolithikums, die wir in manchen Südafrika-Fossilien erkannten, auch jetzt noch zum Vorschein.

Neger

Damit kommen wir zu dem Problem der eigentlichen Negerentstehung zurück. Der heutige Neger, der vielfach als primitiver Wilder angesprochen wird, ist seiner ganzen Körperform nach eher hoch spezialisiert als urtümlich. Wenn wir ihn eine „Wärmeform" der Menschheit nannten, so ist das aus der Gesamtheit seiner körperlichen Eigenart wohl leicht zu verstehen. Die schwarze, also „negride" Hautfarbe, das Kraushaar und der Drüsenreichtum der Haut sprechen besonders dafür. Und das sind Extreme, ebenso wie vieles andere, was dazu kommt: die steile Stirn ohne Glabellarwulst, deren kindlicher Eindruck noch durch die beiden Stirnhöcker erhöht wird. Als urtümlich wird manchmal der niedrige, flache Scheitel angesprochen, aber auch hier sind die betonten Scheitelhöcker etwas Eigenartiges, und es sind durchaus nicht alle Negerschädel so niedrig in ihrer Gesamthöhe, daß man deshalb an Neandertaler-Merkmale denken müßte. Eher mag noch die große Form der Ohren mit geringer Ausbildung des Ohrläppchens an urtümliche Bildungen erinnern; doch darüber können wir ja nur etwas aus der Form der Schimpansen-Ohren schließen, ohne über den Urmenschen etwas behaupten zu dürfen. Die aufgeworfenen Negerlippen sind eine eigenartige Spezialisierung; man sollte

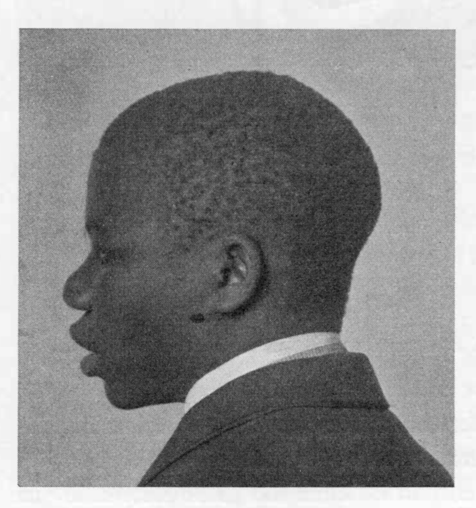


Abb. 83. Neger mit typischen Negermerkmalen (Sammlung Anthr. Institut Berlin-Dahlem).

aber dabei einmal beachten, wieviele Oberlippen echter Neger konvex sind. Das Merkmal ist jedenfalls nicht auf Pygmäen oder Zwerge beschränkt. Die breite Nase mit den quergestellten Löchern trägt sicher mit dazu bei, dem Neger ein primitives Aussehen zu geben, die Nasenwurzel des Neandertalers ist höher gestellt als die des Negers, die durch die Flachheit der Glabella und andererseits durch die Hervorhebung der Backenknochen besonders flach wird. Die aufgeworfene Unterlippe läßt das Kinn fliehender erscheinen, als es wirklich ist. Die Mandibula des Negers ist ebenso wie der ganze Schädel rassisch erkenntlich; die niedrigen, senkrecht gestellten Äste und die alveolare Prognathie könnten ebenfalls als primitiv angesehen werden. Aber Neandertaler Kiefer sind sowohl in ihrer Prognathie wie auch in ihrer Astbildung anders geformt. Der Prognathismus betrifft die ganze Unterkiefer-Symphyse, demgegenüber ist der schräggestellte Alveolarteil des Negers etwas Eigenartiges. Die Astbildung beim menschlichen Unterkiefer ist äußerst variabel. Für den Neandertaler gibt es darin keinerlei Vorschriften. Wenn man also heute den Negerunterkiefer als solchen erkennen kann, so liegt allein in der Gleichmäßigkeit seiner Ausbildung eine Spezialisierung. Daß diese dabei Formen ergibt, die wir im ganzen genommen als urtümlich ansehen, ist kein Widerspruch gegen ihre Einseitigkeit. Auch der Körper des Negers entspricht diesem Schluß. Schlankheit, Lendenlordose, Horizontalstellung des Kreuzbeines, kurzer Rumpf und lange Gliedmaßen sind menschliche Hochentwicklungen, keine Anklänge an Anthropoiden und Neandertaler. Dabei ist die auffällige Größe der männlichen Geschlechtsteile ein Merkmal, das sich bei keiner anderen Rasse so vorfindet. Daß der ganze Körper fast haarlos ist, sowie auch Backen- und Schnurrbart nur bei älteren Männern auftreten und dann noch durch andere Kennzeichen als Erbgut von der mittleren Rassenlinie her verdächtig sind, könnte für eine Wärmeform der Menschheit als leicht verständlich erscheinen. Demgegenüber kann aber schon darauf hingewiesen werden, daß dieselbe Mutation auch bei der

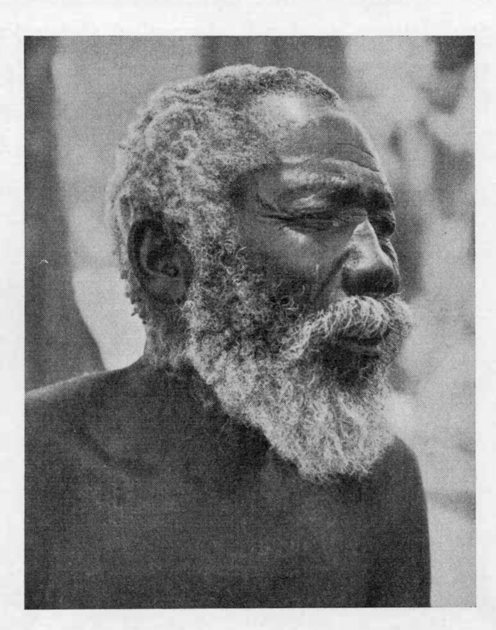


Abb. 84. Kaffer mit europidem Bartwuchs, auch andere Merkmale deuten auf Europäer-Bastard (Samml. Steinhardt).

mongoliden Kälteform eingetreten ist. Für den Neger ist es jedenfalls wieder ein Kennzeichen für seine Entfernung von der mittleren Linie. Hinsichtlich der Urgeschichte kann nur noch einmal wiederholt werden, daß die ersten deutbaren Anzeichen nicht über das Jungpaläolithikum hinausgehen. Und daß sie da Verbindungen mit dem mediterranen Gebiet der europiden Linie haben, mußte schon mehrfach betont werden. Die Grimaldi-Menschen aus den Grotten an der Riviera sind sicher keine Neger gewesen, doch die Tatsache einer gewissen Neger-Ähnlichkeit bleibt bestehen; und dann haben wir ja durch ganz Ost- und Südafrika zu einer Zeit, die wenigstens kulturell unserem Jungpaläolithikum entspricht, Fossilfunde, die wir als europid-

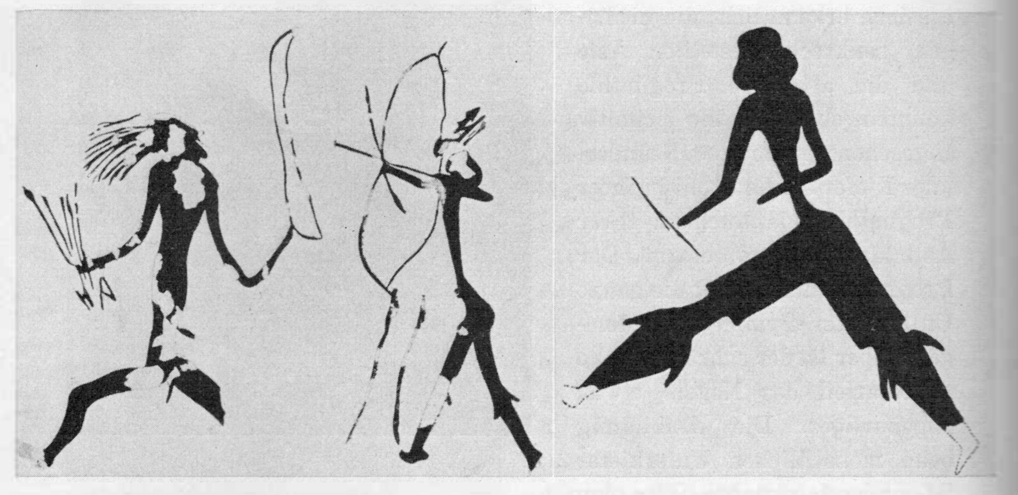


Abb. 85. Jung-paläolithische Felszeichnungen aus Ost-Spanien (nach Obermaier aus Kühn).

Cro-Magnon-artig bezeichnen müssen. Die afrikanische Rinderzucht kann nicht tiefer als bis in das Neolithikum zurückgehen; aber es ist auffällig, daß sie den gleichen Weg geht, auf dem wir heute noch hamitischen Einfluß beim Neger erkennen. Dagegen mag die Felsmalerei, die bis in das Buschmann-Land hinunter und weiter hinauf bis nach Deutsch-Süd-west-Afrika so auffällig an den west-spanischen Stil des Magdaléniens erinnert, zeitlich noch weit vor dem hamitischen Einfluß zurückliegen, der das Hausrind bis nach Südafrika brachte.

Es ist nun nicht die Art der darstellenden Kunst allein, die an Berührungen denken läßt. Auch das, was die Menschen des Aurignacien und Magdalénien darstellten, gibt Beziehungen zwischen dem mediterranen Europa und dem östlichen und südlichen Afrika. Unter den Venus-Darstellungen sind doch wenigstens einige, die Steatopygie vermuten lassen. Sogar die Hottentotten-Schürze ist ja an der einen oder anderen Figur — ob mit

Recht oder Unrecht? — wieder erkannt worden. Jedenfalls besteht die Tatsache, daß man bei der jungpaläolithischen Kunst Europas an das heutige Afrika erinnert wird. Und die Bilddarstellungen der ostspanischen Malerei zeigen uns Figuren, die nach Gestalt und Haartracht am besten in den Äthiopiden Abessiniens wiederzuerkennen sind. Gleiche und ähnliche Bilder finden wir im europiden Nord-Afrika bis hinunter in das Buschmanngebiet Südafrikas.

Und dabei hat Afrika Fossilien, die eine Eigen-Entstehung nicht nur des afrikanischen Menschen denkbar machten, sondern sogar den Ursprung der Gesamtmenschheit in Afrika fordern ließen. Wir haben schimpansoide Menschenaffen aus dem oberen Miozän Ostafrikas. Wir haben neuerdings den Pithecanthropus-ähnlichen Schädel eines Afrikanthropus. Der Rhodesia-Mann von Broken Hill könnte gut der Neandertaler Afrikas sein; und dann kommen im Jungpaläolithi-

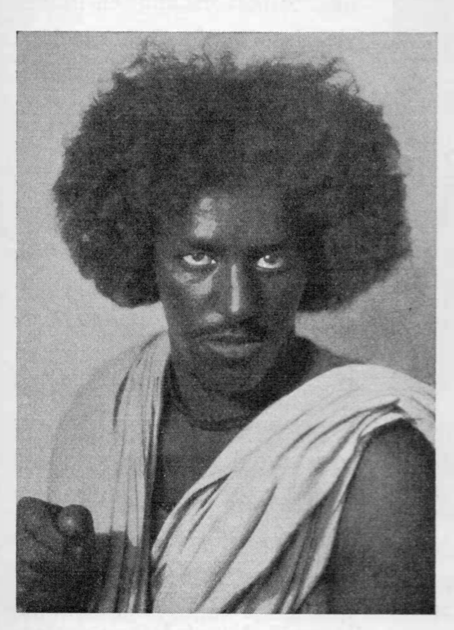


Abb. 86. Äthiopier, Bischareen aus Ägypten (Aufnahme I. Gennerich).

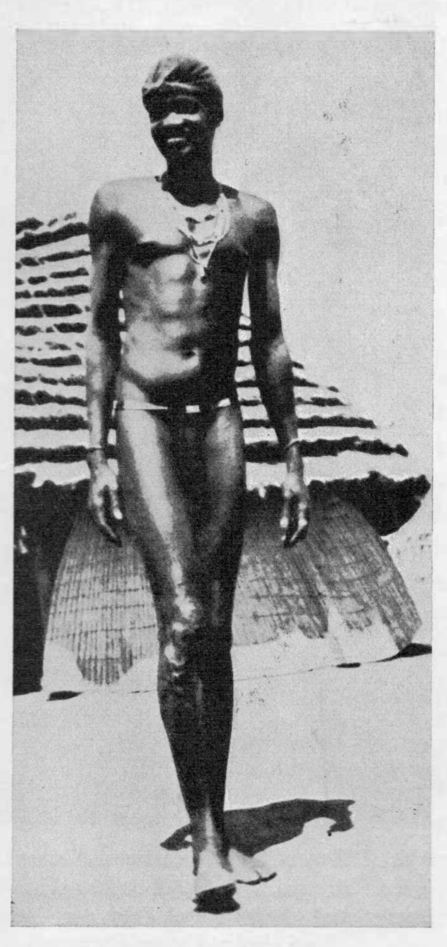


Abb. 87. Dinka-Neger, Nilotidegruppe (nach Windham).

kum, oder wenigstens an dessen Ausgang, die Cro-Magnon-Formen von Springbock Flats und anderen afrikanischen Fundplätzen. Und doch macht das Ganze mir einen zu sprunghaften Eindruck. In die genannte

Fossilienreihe paßte zwischen den Miozän-Schimpansen und den Afrikanthropus der Australopithecus mit seinen beiden Fundplätzen, aber er ist mittel- oder gar jungdiluvial. Für den Rhodesia-Mann fehlen uns zeitliche Beziehungen; und der Cro-Magnon-Mensch in Südafrika weist so deutlich in das europide Mittelmeergebiet, daß eine Eigen-Entwicklung in Afrika nicht gut möglich erscheint.

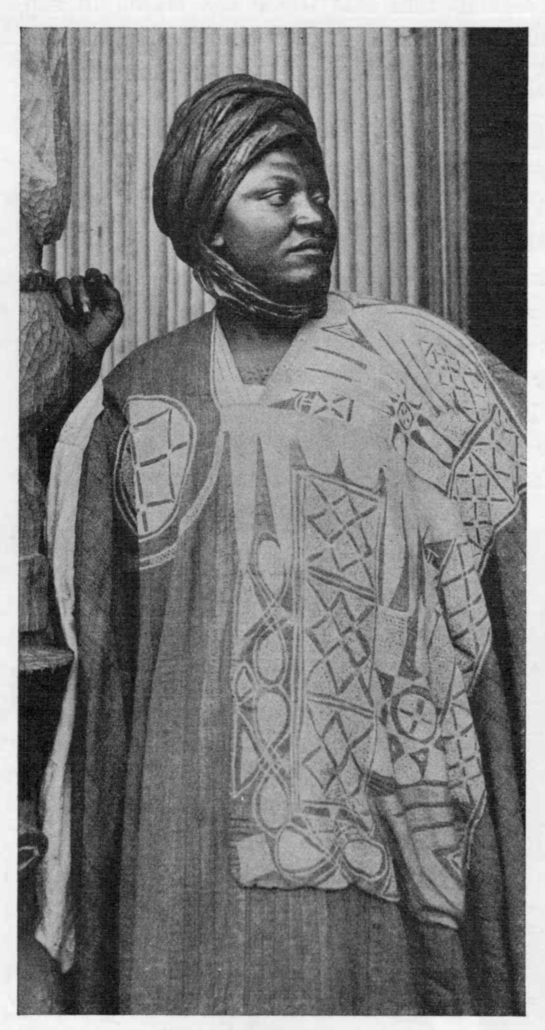


Abb. 88. Neger-Fürst aus Bamum-Kamerun (nach Thorbecke, aus v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Ferd. Enke Verlag Stuttgart).

So wenig ich für das Einsetzen alter Wanderstraßen in dieser Abhandlung eintreten will, habe ich doch hier den Eindruck, als ob Europa immer wieder neue Menschenwellen nach Afrika geschickt hat. Selbstverständlich hätten sie dann auf afrikanischem Boden die Nachkommen früherer Einwanderer angetroffen, ohne daß wir irgend wie darüber entscheiden können, wie zahlreich diese waren und welchen Anteil an einer evtl. Mischung sie gehabt haben. Wenn uns dann im zurückgedrängten und isolierten Pygmäen Anzeichen einer Rasse entgegentreten, die wir sonst wohl australo-weddoid genannt hätten, so ist das nur verständlich. Dazu paßt auch, daß wir, wie v. Eickstedt angibt, die Palä-Negriden im Urwald Mittelafrikas vertreten finden.

Jedenfalls muß Afrika rassenumbildend viel stärker gewirkt haben als Südostasien und Australien. Auch darin mögen wir einen Hinweis daraufhin sehen, daß immer wieder neue Einflüsse die negride Linie umwandelten, so daß der heutige Neger, wenn wir diesen allgemeinen Ausdruck umfassend

anwenden wollen, eine verhältnismäßig junge Haupt-Rasse darstellt, die noch im europäischen Jungpaläolithikum in ihrer Bildung wesentlich beeinflußt wurde. Die jüngste und in ihrer Körperform extremste Gestalt erkennen wir dann wohl im nilotiden Neger, der durch Hamiten-Mischung bei überschlankem Wuchs und bei extremer Körperhöhe eine Überlänge der Gliedmaßen erreichte, wie sie sonst bei keiner anderen Rasse der Erde noch einmal anzutreffen ist. In West-Afrika, wo wir das Eindringen orientalider Menschen von Vorderasien her noch geschichtlich und bis in die Neuzeit hinein nachweisen können, entstehen umgekehrt vielfach schwere, überfette Gestalten, die rein äußerlich an ähnliche Formen in der polynesischen Südsee erinnern.

Daß heute alle möglichen anderen Rasseneinflüsse nach Afrika gebracht werden und umgestaltend wirken, kann abschließend noch erwähnt werden, ebenso, daß umgekehrt durch den Einfluß der weißen Rasse Neger in großer Zahl nach Amerika verschleppt wurden, die — solange sie unter sich abgeschlossen waren — Neger geblieben sind.

Gelbe Linie

Hinsichtlich der Verbreitung über die bewohnbare Erde nimmt nun die letzte große Hauptrasse der Menschheit, die wir hier als die gelbe, mongolide Linie bezeichnen, den größten Raum ein. Daß sie trotzdem an Kopfzahl in der letzten Zeit von der europiden Linie und zwar nur von ihrem weißen Teil überflügelt ist, dürfte bekannt sein. Es ist selbstverständlich, daß bei einer Verbreitung über Groß-Asien mit einem wichtigen Teil seiner Inselwelt und über beide Teile Amerikas eine Rasse nicht einheitlich sein kann. Wenn wir aber das abziehen, was als fremdrassiger Einfluß sicher nachzuweisen ist, dann muß die immerhin doch gleichmäßige Prägung aller Unterrassen besonders auffallen. Ähnlich wie in Afrika fällt es dann auch hier nicht leicht, den Ur-Mongolen heute festzustellen, weil er nicht der typischste Mongole zu sein braucht. Im Südosten des großen Kontinents saßen seit alters her wirkliche Ur-Rassen der Menschheit, die auch zweifellos dauernd ihre Wohnsitze innegehabt haben. Alles, was später in sie hineinströmte und sich mit ihnen vermischte, bekam natürlich die Anzeichen ihrer Urtümlichkeit mit. Es ist deshalb möglich, im inneren Waldgebirgsland Hinterindiens mongolide Menschen zu finden, die in mancher Beziehung urmenschliche Merkmale zeigen. Und doch möchte ich diese Rassengruppen nicht Palä-Mongolide nennen. Wer sich heute mit Australiern verbindet, wird Nachkommen haben, die an Urmenschlichkeit alle anderen übertreffen. Soweit also in den südost-asiatischen Mongoliden der dort aufgenommene primitive Bestandteil berücksichtigt wird, sind sie wirklich altertümlich, aber ich möchte nicht sagen alt m o n g o l i d.

Malaien

So sind auch die Malaien, die früher als selbständige braune Rasse angeführt wurden, heute nur als Mischform bewertet; wir nennen sie Proto-Malaien, also die Urtümlichen, soweit sie den alten australo-weddiden Einfluß erkennen lassen; deshalb mußten sie bereits bei dieser Rassengruppe miterwähnt werden. Der Name „Protomalaie“ ist aber noch insofern berechtigt, als er nicht nur eine zu jeder Zeit mögliche Verbindung mit den Urformen kennzeichnet, sondern auch tatsächlich auf alte Rassenmischungen zurückgeht. Ihre Vertreter finden sich deshalb mit urtümlicher Kultur in Rückzugsgebieten.



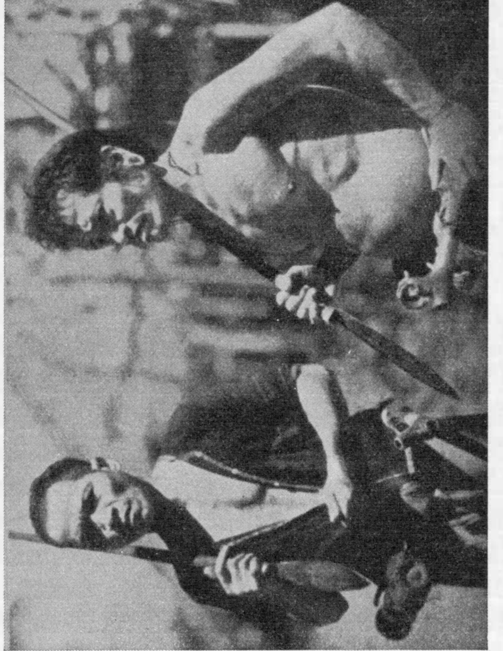


Abb. 89. Punan-Malaien von Borneo, zum Teil von weddidem Äußeren, zum Teil von mongolidem Typus. Die Frau ganz rechts könnte auch eine südamerikanische Indianerin darstellen (nach von Plessen).

Sonst wird man heute unter Malaien die höhere Gruppe der Deutero-Malaien verstehen, mit denen auch der Europäer kolonialpolitisch in Verbindung kommt und die er zu berücksichtigen hat, während der Protomalaie für den Europäer nur als Forschungsobjekt oder als Plantagenarbeiter in Betracht kommt. Die Deutero-Malaien sind entstanden durch mongolide Vermischung, und zwar erst in jüngerer Zeit. Damit ist ihre Rassenentstehung hinreichend erklärt; auch ihr geistiges und kulturelles Niveau liegt darin begründet.

Mongolide

Nach der oben gegebenen Erklärung bleibt nur übrig, den Ur-Mongolen in einer anderen Rassengruppe zu suchen; das kann m. E. nur der Nordost-Sibiride sein, wie er uns in den Tungiden entgegentritt. V. Eickstedt nennt ihn den mongolischsten Mongolen. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, weshalb er hier als Ur-Mongole angeführt wird — die mongolischsten Mongoliden möchte ich gefühlsmäßig in Chinesen und Japanern sehen. Als heute lebende Menschenform sind sie natürlich entwicklungsgeschichtlich gleichwertig, doch urgeschichtlich spricht für den Nordost-Sibirier mehr als für den seinerseits extremen Mongolen asiatischer Hochkultur.

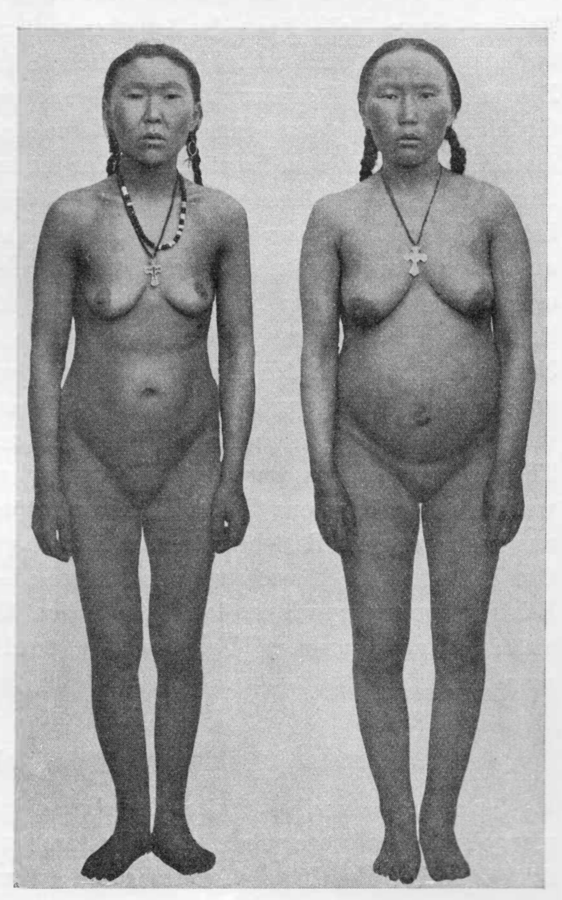


Abb. 90. Tungusimen, Nordostsibirien (nach Jochelsohn aus von Eickstedt, Rassenkunde).

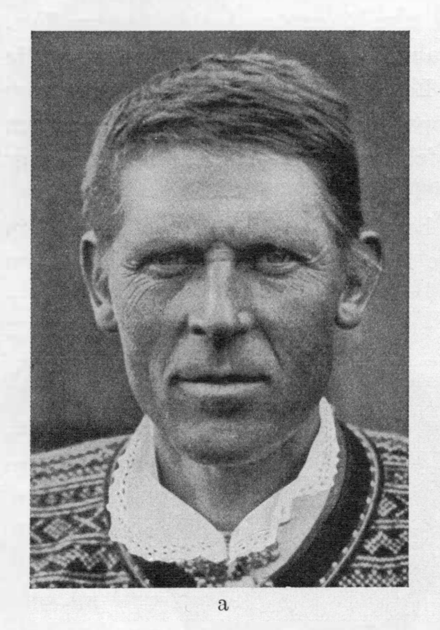
Auch Ostasien hat ja seine urgeschichtlichen Menschenformen, aber sie bestehen bis jetzt doch nur in den Sinanthropus-Resten, die ja schon in dem betreffenden Kapitel als allgemein urmenschlich in die mittlere Vorfahrenlinie gestellt waren. Damit war nicht abgelehnt worden, daß einzelne Merkmale (etwa der Torus mandibularis) vom Sinanthropus her dem heutigen Mongolen überliefert worden sind. Aber ein Zusammenhang zwischen dem Frühdiluvium und dem Alluvium besteht bis jetzt nicht. Für den eigentlichen Mongoliden werden wir vielmehr wieder an dieselbe Stelle zurückgeführt, an der wir schon im Laufe der Urgeschichte zum ersten Male Verdacht auf negriden Anteil hatten. Was wir im Mesolithikum in Ostasien fanden, ließ sich bisher für die Ainus in Anspruch nehmen, deren Aufgehen

in der mongoliden Rasse der Japaner erst in geschichtliche Zeit fällt. Trotz dieser Lücke in unseren bisherigen Kenntnissen haben wir keinerlei Beweis, daß Groß-Asien und Ost-Asien nach den Zeiten des Sinanthropus menschenleer blieben oder daß von dort her eine ununterbrochene Entwicklung zum Ainu, also innerhalb der mittleren Rassenlinie, stattgefunden hätte. Aber wir können nichts darüber aussagen, während wir für die europiden Beziehungen der Nordost-Asiaten kulturelle und somatische Hinweise haben. Bei den Jungpaläolithikern des östlichen und mittleren Europas mußte darauf hingewiesen werden, daß wir ähnliche Schädelmerkmale und vor allen Dingen ähnliche Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände heute bis nach Grönland hin verfolgen können. Es ist eine einleuchtende Theorie, daß man diese Tatsache mit dem Eisrückgang der letzten Vergletscherung und dem Abwandern des Rentieres von Europa nach Westen hin in Zusammenhang bringt. So wird uns der Eskimo erklärlich als der — von Europa her — am weitesten nach Osten vorgeschobene Teil einer jungpaläolithischen Rassengruppe der mittleren Linie. Von ihm aus führen weiter somatische Ähnlichkeiten zu den nordamerikanischen Indianern und zu den Tungiden Nordost-Asiens. Daß der Mensch in einem dieser Gebiete ursprünglich sei, wird heute wohl nicht mehr behauptet. Die Einwanderung nach Nordamerika und nach Grönland über die Behringstraße und Alaska kann als sichere Theorie angenommen werden. Und dann ist es verständlich, daß der am weitesten vorgeschobene Teil, der dadurch später weniger neuen Einflüssen ausgesetzt war, die Beziehungen zum Ausgangspunkt noch am besten zeigt. Daß der Aurignac-Mensch und der Chancelade-Mann keine Tungusen oder Eskimos waren, wurde in dem betreffenden Kapitel erklärt; aber was sie auf dem angenommenen Wege wurden, wird prä-historisch kaum nachzuweisen sein.

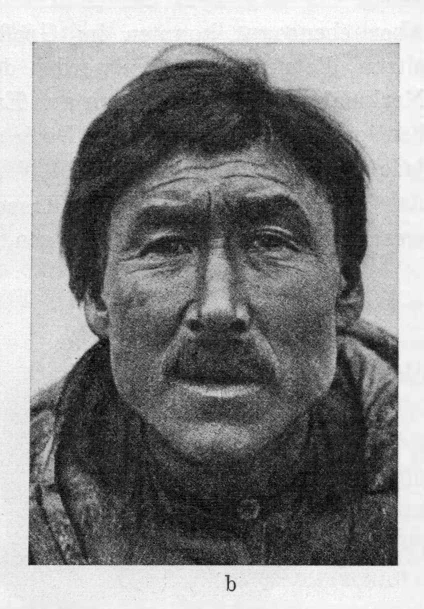
Eskimo und Mongolen

Man kann sich den Eskimo doch nicht gut ohne Einbeziehung in die mongolide Hauptrasse vorstellen. Was ihn am stärksten davon unterscheidet, ist m. E. seine Schädelform, die mit der extremen Langköpfigkeit und der kahnförmigen Scheitelbildung ohne weiteres an manche Jungdiluvialen des europäischen Westens erinnert. Auch die Breite der Backenknochen und vielfach die der Kieferwinkel findet sich im Aurignacien und Magdalénien unseres Erdteiles wieder. E. Fischer betont vor allen Dingen, wie bereits zitiert, den Unterschied zwischen Mongolen und Eskimos in der Vererbung der Mongolenfalte. Diese verläuft dominant beim wirklichen Mongolen, wenn er mit dem Europäer in Rassenmischung kommt; rezessiv ist der Erbgang bei der Kreuzung zwischen Eskimos und Europäern. Hrdlicka widerspricht dieser Tatsache; aber ganz abgesehen davon wäre

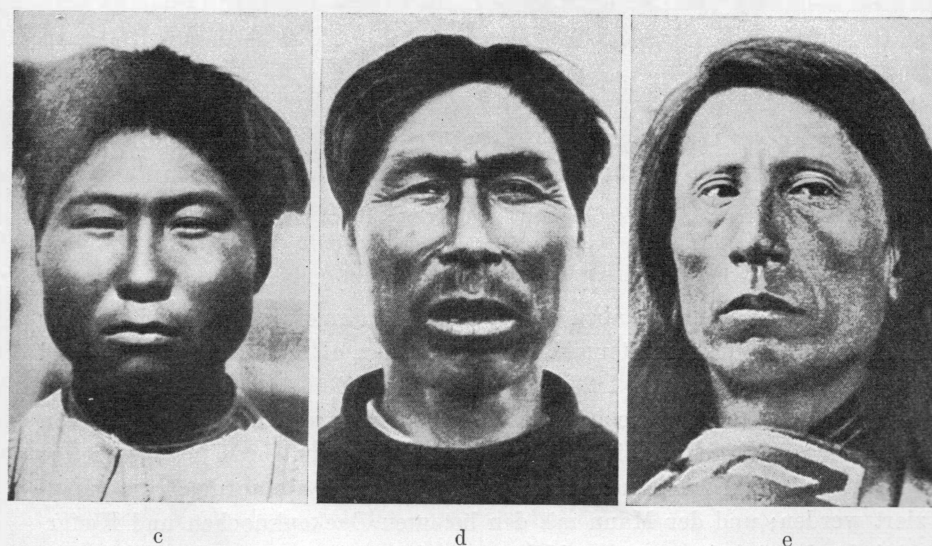
sie kein Hindernis, im Eskimo die östlichste Gruppe der einstigen Ostasiaten zu sehen, denn seine Herkunft über die Behringstraße kann ja als sicher gelten.



a



b



c d e

Abb. 91. Nordisch-europäische, nordasiatische und nordamerikanische Gesichtsformen. a) Norweger (von Schreiner aus von Eickstedt), b) Ostsibirier (von Jochelsohn aus von Eickstedt), c) mongolider und d) europider Eskimo (von Bernatzik aus Atlantis), e) nordamerikanischer Indianer (von Reinhart aus Atlantis).

Selbst wenn wir also den Zusammenhang zwischen Aurignac-Chancelade und Grönland annehmen, muß doch die Frage offenbleiben, wie nun der eigentliche Mongole entstand. Es sind seit dem Aurignacien Generationen genug vergangen, um die Mutation zum Mongolen denkbar zu machen. Aber ebensogut konnten im Groß-Raum Asiens bereits Prä-Mongolide sitzen, die nach dem Freiwerden des Landes am Schluß der Eiszeit ihre Merkmale den Einwanderern aus Europa übertrugen und so mit ihnen den heutigen Mongolen schufen. Doch es fehlt uns für diese Annahme bisher jede vorgeschichtliche Stütze.

Wie bei allen modernen Rassen beruhen die Mongolen-Kennzeichen wesentlich auf Weichteilbildungen, die fossil nicht zu erfassen sind. Im

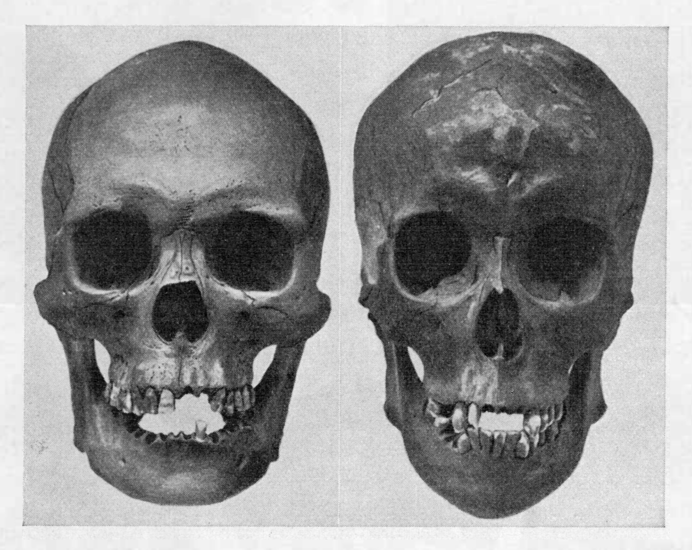


Abb. 92. Chinesenschädel aus Gräbern bei Peking; links männlich, rechts weiblich (von Haberer).

Skelett- und Schädelbau haben wir zwar auch mongolide Kennzeichen, aber nach den äußerlichen Unterschieden glaubt man oft nicht, wie schwer und unmöglich es manchmal ist, einen Mongolen-Schädel als solchen zu erkennen. Dafür mögen die beigegebenen Bilder sprechen, die Schädel von Chinesen aus Gräbern bei Peking zeigen. Die schmal- und hochgesichtige Frau mit einem Schädelindex von 76,8 würde leicht als nordisch diagnostiziert werden; und der Mann mit den betonten Backenknochen und Kieferwinkeln, der tief eingezogenen Nasenwurzel und der kahnförmigen Scheitelbildung würde neben dem Chancelade-Schädel nicht als fremdrassig auffallen. Daneben gibt es natürlich Mongolen-Schädel, denen man das flache Mongolen-Gesicht gleich am Knochen ansieht. Wenn wir also einmal jungpaläolithische Skelette im mongolischen Asien finden, dann wird die Rassen-

diagnose nicht leicht sein. Die Mongolen gelten uns ja als kurzköpfige Rasse, so daß die Eskimos als etwas Besonderes aus dem ganzen Kreis herausfielen. Aber unter den von Haberer 1902 zusammengestellten, bisher bekannten Chinesen-Schädeln haben fast alle Längen-Breiten-Indizes unter 80. Hyperdolichocephale mit einem Index unter 70 kommen vor, und die Kurzschädeligen haben durchschnittliche Indizes von 82 und 83. Im heutigen Europa finden wir bedeutend höhere Index-Zahlen; und das geht, wie bereits ausgeführt, bis in das Mesolithikum zurück. Ähnlich steht es auch mit den mongolischen Proportionen, die durch langen Rumpf und kurze Beine gekennzeichnet sind. Aber bei vielen Körpermessungen ergibt sich doch auch für die Mongolen ein Verhältnis zwischen Stammlänge und Körperhöhe, das keineswegs den Index europider Formen übertrifft.

Wenn wir die auffallendsten Merkmale der mongoliden Linie zusammenstellen, so haben wir das bestbekannte Vorbild bei den Japanern. Die kleinwüchsigen Menschen erhalten ihre Körperhöhe durch kurze Beine und langen Rumpf. Wenn auch niemand unter gelber Rasse eine wirklich gelbe Hautfarbe erwartet, so ist der Ausdruck dafür doch nicht unberechtigt. Die bräunliche Haut hat einen Schimmer in das Gelbliche, der auch bei uns, wenn er durch Gallenleiden bedingt wird, zur gleichen Bezeichnung führt. Als besonders wichtiges Merkmal ist das Mongolen-Haar zu nennen, das im Gegensatz zum Negerhaar infolge seines rundlichen Querschnittes bei senkrecht in der Kopfhaut steckendem Schaft zu der bekannten schwarzen, straffen Haar-Form führt. Der reichlichen Länge des Kopfhaares entspricht keine ähnliche Körperbehaarung. Schon der Schnurrbart ist spärlich, mehr auf die Mundwinkel verteilt; Backenbart tritt im höheren Alter auf und dann vielfach in einer Form, die sehr an Einflüsse mittlerer Rassenlinie denken läßt. Der Körper ist fast haarlos, obwohl man erwarten könnte, daß die mongolische Kälteform der Menschheit durch besonders dichten Haarwuchs ausgezeichnet wäre. Das flache Mongolen-Gesicht, bei dem die Backenknochen ebenso weit wie die Nasenwurzel vorstehen, enthält als auffallendstes Zeichen die Mongolen-Falte, bei der über dem vorstehenden, länglichen Augapfel die Haut des Oberlides den unteren Lidrand mit den Augenwimpern überdeckt. Dadurch kommt es zu den enggeschlitzten und schräggestellten Mongolenaugen.

Das sind Merkmale, die die mongolide Rassenlinie klar von den anderen unterscheiden und andererseits die zu ihr gehörigen Rassengruppen trotz weitester Verbreitung wieder zusammenhalten.

Ähnlich wie bei den Negriden Afrikas können wir auch hier wieder nichts darüber aussagen, wann diese Abweichungen von der mittleren Linie aufgetreten sind. Ich möchte die Anklänge an das Europide, wie wir sie bei den Sibiriden und Eskimos finden, für den zeitlich älteren Zustand ansehen, und in den „echt mongoliden Merkmalen“ eine Spezialisierung erblicken.

Dann braucht diese Eigenbildung nicht so alt zu sein, daß wir bereits im Diluvium nach ihr suchen müßten; auch v. Eickstedts Annahme, die Japaner zu den Palä-Mongoliden zu rechnen, worunter hier der Einfluß vom Süden her aus Hinterindien zu verstehen ist, paßte zu der relativen Neuzeitlichkeit der Rassenbildung.

Indianer

Daß der Mongole nicht in seinem asiatischen Heimatsraum geblieben ist, ist bekannt. Sein Einfluß nach Westen hin soll bei der europiden Rasse besprochen werden; denn hier gibt es Vermischungen, in denen die Grundelemente zu erkennen sind. Aber nach Osten hin fand die mongolische Menschenwelle jungfräuliches Land. Über die Behringstraße eröffnete sich der Weg nach Alaska; und damit stand Amerika offen — zum erstenmal, nicht nur für Menschen, sondern für catarrhine Primaten überhaupt; seit der Zeit südamerikanischer Breitnasenaffen hatte Amerika kein Herrentier wieder gesehen. So konnte sich der Nord-Mongolide über Amerika ergießen; und er kam, wie man auch kulturell und linguistisch feststellen kann, in mehreren Wellen; aber zuerst immer über den alten Weg, die Behringstraße. Es gibt keinen anderen Erdteil, der so von Pol zu Pol in einheitlicher Geschlossenheit über den Äquator hinweg die Erdkugel umspannt. Wenn wir unter dieser Berücksichtigung den eigentlichen Amerikaner, den wir Indianer nennen, betrachten, dann ist seine mongolide Grundform verständlich und eher zu würdigen als die natürlich eingetretene Aufspaltung in amerikanische Untergruppen (s. Abb. 91).



Abb. 93. Chile-Indianerin (von C. Weinert).

Bei der mittleren Linie war darauf hingewiesen, daß sie in der Tropengegend des Äquators Merkmale negrider Menschen annimmt; der Indianer bleibt mongolid, selbst dort, wo er den Tropenurwald Südamerikas bewohnt. Er kam ja mit anderen Bedingungen in das Tropenland: Zeitlich spät und rassisch schon spezialisiert. Für die Indianer ganz Amerikas ist auch die Blutgruppenverteilung von rassendiagnostischem Wert. Die ursprünglichen Einwanderer müssen wohl, sippschaftlich verbunden, so gut wie einheitlich zur Gruppe O gehört haben. So finden wir es heute noch beim unvermischten Eskimo und den anschließenden Gruppen Nordamerikas. Aber die O-Blütigkeit geht über den Isthmus und den Äquator

hinüber bis nach Feuerland. Und alle fremdrassigen Einflüsse ergeben für die Gesamtheit der Eingeborenen Amerikas doch noch folgende Verteilung:

Blutgruppe O = 78%, A = 20%, B = 2%, AB = —%.

Beim nordamerikanischen Indianer kann die nicht in das Mongolen-Gesicht passende „kühne Adlernase" einesteils auf dem Erbgut der Einwanderer aus Nordsibirien beruhen und damit auf das Jungpaläolithikum Europas zurückgehen. Aber wir wissen ja geschichtlich, daß Angehörige dieser mittleren Linie auch von der anderen Seite über den Atlantischen Ozean her Amerika erreichten. Ehe die Mediterranen mit Columbus nach Amerika kamen, war die Neue Welt mehrmals von der nordischen Rasse entdeckt worden. Grönland war von Wikingern besiedelt, die bis zum 15. Jahrhundert dort lebten und nordisch-europäische Merkmale auf Eskimos und weiterhin auf Indianer übertrugen. Es braucht gewiß nicht als Zeichen für eine Bodenständigkeit des Amerikaners zu gelten, wenn wir in allen Teilen seines Gebietes hin und wieder neandertaloide Köpfe finden. Ebenso wie solche Anklänge bei uns vorkommen können, sind sie natürlich auch beim Indianer möglich, denn sein Stammbaum geht ja ebenfalls auf ein Neandertaler Stadium zurück. Und es paßt gut zu den Vorstellungen, die wir aus anderen Teilen der Erde gewonnen haben,

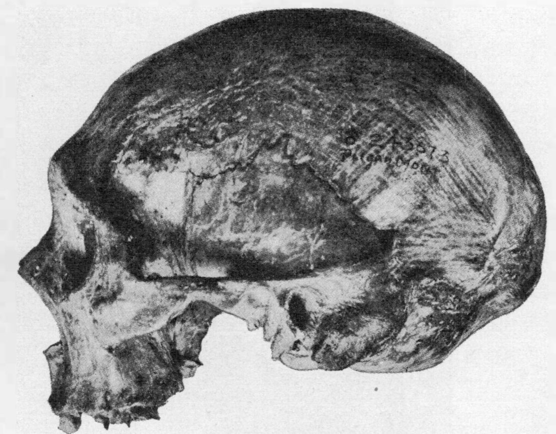


Abb. 94. Schädel eines heutigen Piegan-Indianers von neandertaler-ähnlichem Aussehen (n. Hrdlicka aus Weinert, Ursprung).

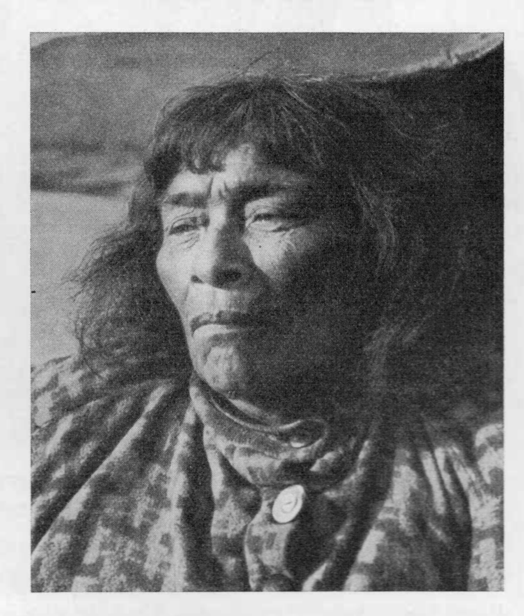


Abb. 95. Jagan-Indianer, Feuerland, urtümliche Kopfbildung mit flachwelligem Haar (Aufnahme St. Zuck, Feuerlandexpedition).

wenn gerade an der Südspitze des Doppelkontinentes primitive Bildungen so auffallen, daß schon der Gedanke auftauchen konnte, dort noch überlebende Urmenschen zu finden. Alle diese Individuen sind jedoch Indianer;

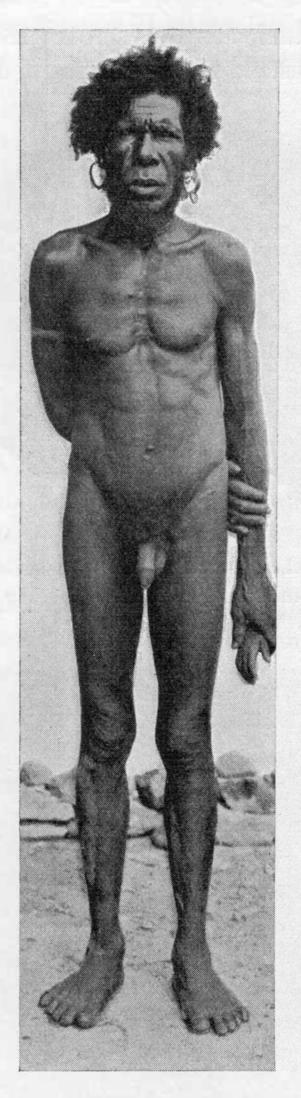



Abb. 96. Links Melanesier von Neu-Guinea (nach Pasteur aus Stratz), rechts ein Siriono-Indianer (nach Gerstmann aus Wegener).

und wo wir durch Inzucht „weiße oder blinde Indianerstämme" antreffen, liegt darin kein Grund, die Einheitlichkeit der ganzen Gruppe zu stören.

Daß auch die mediterrane Rasse in ihrer hauptsächlichsten Verbreitung in Latein-Amerika durch die dortigen Kreolen Mischlinge aller Grade

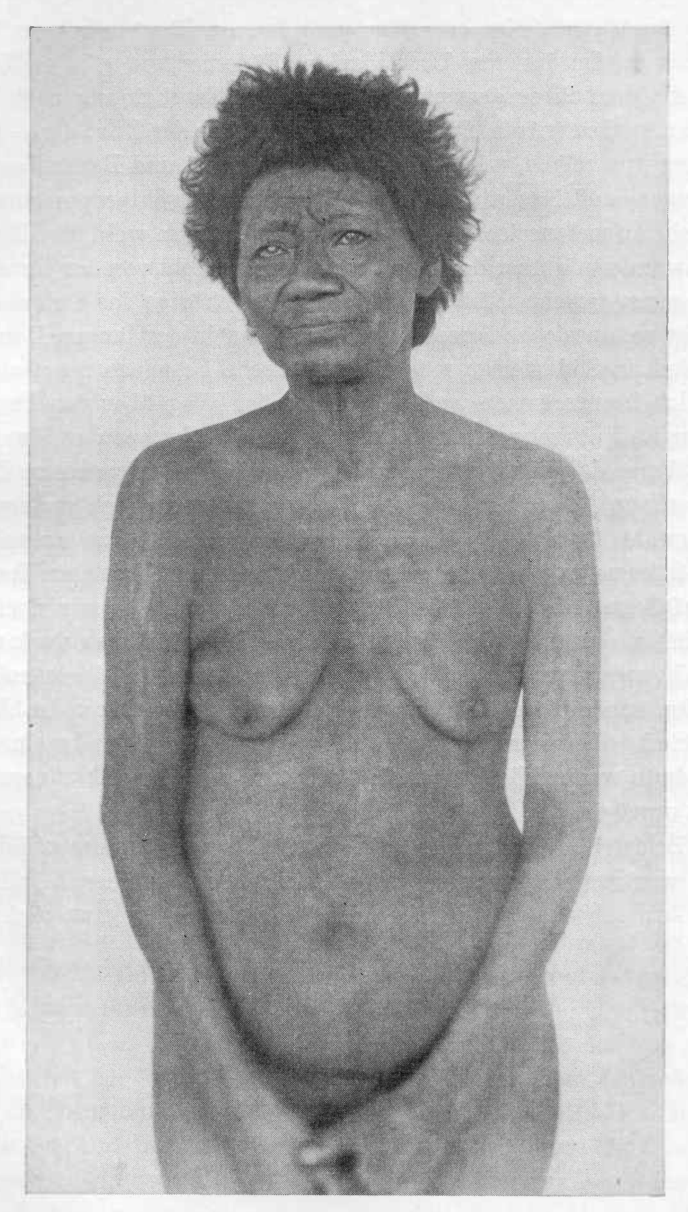


Abb. 97. Siriono-Indianerin von melanesischem Typus (nach W e g e n e r).

schuf, ist bekannt, und die von dort her gebräuchlichen Ausdrücke für diese Bastarde sind ja in den allgemeinen Sprachschatz übergegangen. Die hier gegebene Mischungsmöglichkeit von weiß und schwarz und gelb (wir sagen für den Indianer fälschlich rot) untereinander gab wohl einen besonderen Anreiz, anthropologisch und erbbiologisch zu beobachten.

Aber damit darf selbst bei einem ganz kurzen Überblick Amerika nicht erschöpft sein. Im inneren Urwaldgebiet Südamerikas gibt es Indianer-Stämme, die man ihrer gesamten körperlichen Erscheinung nach niemals in Amerika suchen würde. Die beigegebenen Bilder der Siriono-Indianer mögen uns zeigen, wie Kopfhaar, Schnurrbart und Backenbart, Stirnwulst, Augen- und Nasenform, dazu die schlanke, wohlproportionierte Gestalt so sehr an melanesische Typen erinnern, daß man wohl die Möglichkeit einer Einwanderung über den Pazifischen Ozean nicht von der Hand weisen kann. Dagegen spricht nicht, daß nicht alle Angehörige der Siriono-Stämme das gleiche melanesische Aussehen haben. Denn in der langen Dauer ihrer Ansässigkeit in Südamerika müssen indianische Vermischungen als selbstverständlich hingenommen werden, und da der Weg über den Pazifischen Ozean nur im Fahrzeug erfolgt sein kann, ist die Gruppe der Einwanderer oder der Verschlagenen bestimmt nicht sehr kopfreich gewesen. Daß wir heute überhaupt Menschen wie den Siriono-Indianer noch im amerikanischen Urwald finden, ist ja bei der Überlegenheit der umwohnenden Indianer-Stämme nur auf ein sehr abgeschlossenes Leben der Fremdlinge zurückzuführen. Sie als „Fremdlinge" aufzufassen, ist mir doch wahrscheinlicher als an eine Mutation zu glauben, die zufällig so stark an melanesische Formen erinnern sollte. Denkbar ist dabei, daß Melanesier nicht selbständig, sondern im Gefolge von Polynesiern den Ozean im Zuge der Passat-Winde überqueren konnten; denn wenn die Oster-Inseln erreicht wurden, dann war schließlich auch die Entdeckung Amerikas vom Westen her nicht unmöglich.

Das Beispiel der Siriono-Indianer ist für die große Rassenbildung auf der Erde weniger bedeutungsvoll, aber es zeigt, mit welchen Möglichkeiten man bei dem schwierigen Problem der Rassenentstehung zu rechnen hat.

XI. Europide Weiße Rasse

Es bleibt uns nun noch übrig, als die Spitze der mittleren Linie die eigentlich weiße Linie besonders hervorzuheben. Mit noch größerer Sicherheit, als es bei dem Südost-Teil der mittleren Rassenlinie geschah, können wir m. E. den Entwicklungsgang der weißen Hauptrasse wieder herstellen. Wenn wir so alle Stufen der Hominiden-Entwicklung paläontologisch oder urgeschichtlich belegen können, wie es in Europa der Fall ist, dann gibt es wohl eigentlich gar keine Veranlassung, nach Möglichkeiten für ihren Ursprung in Asien zu suchen. Daß der Westzipfel des eurasiatischen Kontinents ein Rückzugsgebiet sein soll, in dem nicht mehr zeitgemäße Überreste primitiver Rassen abgesetzt werden, wird doch durch die Existenz der weißen Hoch-Rasse widerlegt. Und wenn überhaupt schon einmal vorgeschichtliche Wanderungen angenommen werden müssen, dann ist es ja durchaus nicht logisch notwendig, daß sie vom Zentrum eines großen Länderblockes aus erfolgen mußten. Unser Europa konnte trotz seiner „Randlage" „Entwicklungszentrum" sein.

Nordisch-Fälische und Mediterrane

Der Anschluß der prähistorischen Europiden an die heutigen Unterrassen bezieht sich zunächst aber nur auf die langköpfigen Küstenformen, also auf die Nordisch-Fälischen und die Mediterranen (Westischen). In beiden Gruppen finden wir auch die bisher nur für die nordische bekannte Unterteilung in die schlanke, langköpfige und langgesichtige — also im ganzen langförmige Nordische Rasse und in die Cro-Magnon-Form mit schwerem Körperbau und entsprechendem Kopf mit den von den Jungpaläolithikern her beibehaltenen breiten Backenknochen, schmalen Augenhöhlen und betonten Kieferwinkeln — d. h. in die heutige Fälische Rasse. Die gleichen Unterschiede finden wir also auch im mediterranen Gebiet, heute noch genau so wie im Aurignacien der Riviera. In beiden Gruppen haben wir ferner das Gemeinsame, daß die alte Cro-Magnon-Gestalt zunächst die häufigere ist und erst später, vom Neolithikum an, die schmale, schlanke Form öfter auftritt; aber stets sind beide zeitlich und räumlich nebeneinander zu finden.

Darum können Nordische und Fälische nicht gut als getrennte „Rassen" einander gegenübergestellt werden. Die mediterranen Cro-Magnon-Förmigen der heutigen Zeit (erinnert sei an die Gestalt Musso-

linis) könnten natürlich auch aus fälischer und mediterraner Rassenmischung entstanden sein, so daß sie als fälische Körperformen mit mediterranen Farben aufzufassen wären. Diese Rassenmischung ist ja historisch genügend belegt, aber — das war schon im prähistorischen Kapitel ausgeführt — man kann sich die Cro-Magnons aus dem Jungpaläolithikum der Mittelmeerküste wohl nicht gut hellhäutig, hellhaarig und helläugig vorstellen. Deshalb ist der direkte Anschluß dieser fälisch gestalteten Mediterranen an die Jungpaläolithiker des eigenen Landes mindestens ebenso denkbar wie der Anschluß der nordischen Fälischen an die gleiche Eiszeitmenschheit[1]).

Das besondere Kennzeichen der nordischen Rasse ist ja ihre Aufhellung als letzte Fortsetzung der für die europide Hauptrasse eigentümlichen Depigmentation der Haut, die allerdings vielfach schon in der Gesamtrasse auf Haar und Augen übergriff; europäisches Schwarzhaar ist immer noch um einige Nuancen heller als mongolisches oder negrides. Und wenn die Dunkelfärbung den Vergleich mit der Fremdrasse aushält, dann ist sie meistens auch nicht das einzige Merkmal, das auf derartigen Einschlag schließen läßt. Ebenso sind die europäisch-dunklen Augen nie unter den letzten Farben der anthropometrischen Augenfarbenskala zu finden.

Deshalb ist schon immer der Typus des Europäers ein hellhäutiger, hellhaariger und blauäugiger Mann mit welligem Haupthaar und entsprechendem Vollbart und Schnurrbart gewesen. So finden wir die bildlichen Darstellungen des Europäers in den älteren Rassenbüchern folgerichtig als die Form der mittleren Linie in ihrer höchsten Steigerung.

Man unterliegt bei allen diesen Rassendarstellungen allerdings leicht der Verführung, sich die ganze Rasse in Anlehnung an den Typus als zu einheitlich vorzustellen. Das trifft ganz besonders für die nordische Rasse zu. Mit der Unterteilung in fälisch und eigentlich nordisch ist ihr Formenreichtum keineswegs erschöpft. Es wurde im vorgeschichtlichen Teil bereits darauf hingewiesen, daß bei vielen Schädeln eine Abflachung des Scheitels festzustellen war, die schließlich eine Form ergab, die den Namen planoccipital bekam und dadurch sogar dazu verführte, dinarische Einmischungen schon im Mesolithikum des Nordens zu suchen. Wir können heute davon überzeugt sein, daß diese Schädeltypen ohne Einmischung fremder Unterrassen im Heimatgebiet selbst entstanden sind. Und ähnliche Abänderungen gehen auch in historischer Zeit vor sich. Natürlich kommen jetzt immer mehr Bevölkerungsverschiebungen in Betracht, aber die genannte Abänderung betrifft den Übergang von der alten Langköpfigkeit zur mittelköpfigen und kurzköpfigen Form. Diese Variation treffen wir nicht nur im Norden an, sondern überall dort, wo wir die Bevölkerung der jüngeren

*) Vgl. meine Aufsätze in „Rasse“ und in „Germanien“.

Steinzeit mit unserem Mittelalter und unserer Neuzeit vergleichen können. Es soll auf Theorien und Hypothesen über den Grund dieser Abänderung hier nicht weiter eingegangen werden; die Tatsache besteht jedenfalls. Und sie wird am auffälligsten gerade dort, wo früher eine einheitliche Bevölkerung gesessen hat. Uns fehlen zum Vergleich vielfach die Zeiten des Mittelalters; als ein kleines Beispiel dafür gebe ich ein Zitat aus einer Dissertation von R. Schulz[1]), in der etwa 500 Schädel aus dem 15. bis 18. Jahrhundert mit dem Zustand der heutigen Bevölkerung verglichen werden:

„Bei den Wesselburener Schädeln handelt es sich um ein sehr umfangreiches Material — nahezu 500 Schädel —, das der Bearbeiter im Frühjahr 1936 aus einer Beingrube in Wesselburen in der Dithmarscher Nordermarsch heben konnte. In dieser nunmehr geräumten Beingrube haben wir — nach den örtlichen Verhältnissen zu urteilen — die Abraumgrube des früheren, bis 1785 benutzten, um die Kirche gelegenen Friedhofs des großen Marschkirchspiels Wesselburen zu sehen. Dieser war seit mehr als fünfzig Jahren überfüllt. Aber der große Brand von 1735 hatte allzu großen Schaden im Kirchdorf angerichtet, als daß man für eine derartige Neuerung, wie sie die Anlage eines neuen Friedhofs bedeutet, Geld hätte aufbringen können. So wurden die Verhältnisse auf dem Kirchhof immer unerträglicher: für neue Gräber mußten stets alte geräumt werden, und die Knochen wurden in die Abraumgrube geworfen. Zudem hatte man — wie Pastor Wolf 1788 berichtet — dem Kuhlengräber das Holz und wohl auch die Metallgriffe der Särge überlassen, so daß dieser statt freie Plätze zu suchen, möglichst die Gräber räumte, die einen Materialgewinn versprachen.

Diese Mitteilungen sind für eine Datierung der Funde heranzuziehen. Während die obere zeitliche Grenze festliegt — Knochen von Bestattungen nach 1760 werden nicht mehr in die Grube gelangt sein —, so kann für die untere Grenze nur die Schätzung eines Zeitraums von mindestens 3—400 Jahren vor der Anlage des neuen Kirchhofs im Jahre 1784 genannt werden. Doch ist — unter Verwertung obiger Notiz — mit einer Häufung des Materials aus mehreren Jahrzehnten bis etwa 1—2 Jahrhunderte vor der Neuanlage zu rechnen.

Die Vergleiche mit anderen Gruppen des Nordsee-Raumes haben rassenkundlich interessante Ergebnisse gezeitigt. Der Vergleich der Wesselburener Schädel mit den Angelsachsen zeigt hinsichtlich einer Reihe von Merkmalen ausgesprochene Formähnlichkeit. Statistisch nicht gesichert unterschieden sind die Mittelwerte von Kopflänge (= Schädellänge + 7 mm), ganze Schädelhöhe (jedoch im männlichen Geschlecht gesichert unterschieden), Längen-Höhen-Verhältnis des Schädels, größte

[1]) R. Schulz-Kiel. Dissertation: Die Schädelfunde der Beingrube von Wesselburen als Beitrag zur Rassenkunde Schlesw.-Holsteins.

Jochbogenbreite des Gesichts (= gr. Jochbogenbreite des Schädels + 6 mm im männlichen, + 8 mm im weiblichen Geschlecht), Obergesichtshöhe, Breiten-Höhen-Verhältnis des Obergesichts, Breiten-Höhen-Verhältnis des Augeneingangs, Höhen-Breiten-Verhältnis der knöchernen Nase (im männlichen Geschlecht jedoch gesichert unterschieden).

Einen erheblichen Unterschied aber weist die Kopfbreite (= Schädelbreite + 7 mm) mit Differenz = 2,9 mm im männlichen und 4,4 mm im weiblichen Geschlecht auf, und zwar sind die Wesselburener Schädel erheblich breiter.

Als zweite wichtige Vergleichsgruppe sind die heutigen Marschbewohner zu nennen, die von Loeffler gemessen wurden und deren rassenkundliche Beschreibung Bauermeister durchgeführt hat. Die heutigen Marschbewohner stehen mit den Wesselburener Schädeln in unmittelbarem Zusammenhang, so daß der Vergleich besonders wichtig ist. Hinsichtlich der Kopfbreite nun weisen die heutigen Marschbewohner abermals erheblich höhere Werte auf:

Differenz = $7{,}3 \pm 3 \cdot 0{,}61$ mm im männlichen und
Differenz = $5{,}8 \pm 3 \cdot 0{,}63$ mm im weiblichen Geschlecht.

Aber auch die Kopflänge der heutigen Nordermarscher ist gegenüber den Wesselburener Funden unterschieden, und zwar ist sie geringer:

Differenz = $2{,}3 \pm 3 \cdot 0{,}66$ mm im männlichen und
Differenz = $3{,}6 \pm 3 \cdot 0{,}62$ mm im weiblichen Geschlecht.

Dagegen ist die Jochbogenbreite nicht gesichert unterschieden.

Der Vergleich der Wesselburener mit den Nordermarschern ist insofern wichtig, als es sich um zwei „Querschnitte" biologischen Geschehens in der Nordermarsch handelt. Die verwandtschaftlich enge Beziehung zwischen beiden Gruppen steht außer Zweifel. Für die Anthropologie läßt sich daraus schließen, daß eine Verrundung der Köpfe, wie sie sich in Abnahme der Kopflänge und Zunahme der Kopfbreite ausdrückt, keinen Widerspruch zu einer genetischen Verwandtschaft bedeutet.

Wenn auch eine Erklärung für die Verrundung durch statistische Untersuchungen toten Materials nicht zu erwarten ist, so liegen doch auf Grund der angeführten Ergebnisse allgemeine Schlußfolgerungen nahe, derart nämlich, daß eine höhere Schädellänge (wie sie etwa auch beim Neandertaler und bei Ngandong vorliegt) nicht gegen eine Verwandtschaft mit späteren Formen mit geringerer Schädellänge zu sprechen braucht.

Eine weitere Erwartung bestätigt der Vergleich der Wesselburener mit den Nordermarschern. Die Verrundung hat im gleichen Schrittmaß mit der Zunahme der Kopfbreite die Stirnbreite betroffen, so daß das Kopf-Stirnbreiten-Verhältnis beider Gruppen übereinstimmt:

Wesselburen	♂ $69{,}6 \pm 3 \cdot 0{,}21$
	♀ $70{,}4 \pm 3 \cdot 0{,}27$
Nordermarsch	♂ $69{,}6 \pm 3 \cdot 0{,}27$
	♀ $70{,}0 \pm 3 \cdot 0{,}25$

Auf eine deskriptive Beobachtung sei nochmals besonders hingewiesen: die Form des Hinterhaupts. Ein stark nach hintenunten ausladendes Hinterhaupt („abgesunkenes Hinterhaupt") kommt im männlichen Geschlecht in $64{,}4 \pm 3 \cdot 3{,}03\%$ und im weiblichen Geschlecht in $56{,}1 \pm 3 \cdot 3{,}53\%$ der Fälle vor."

Im Raum der nordischen Rasse in Deutschland zeigt sich also im Laufe der letzten Jahrhunderte ein Kurzköpfiger-Werden, weil bei etwa gleichbleibender Schädellänge eine Zunahme der Schädel- oder Kopfbreite nachzuweisen ist.

In der Variationsbreite und Variationsmöglichkeit der nordischen Rasse sehe ich ein bedeutsames Gegengewicht gegen ihre Spezialisierung

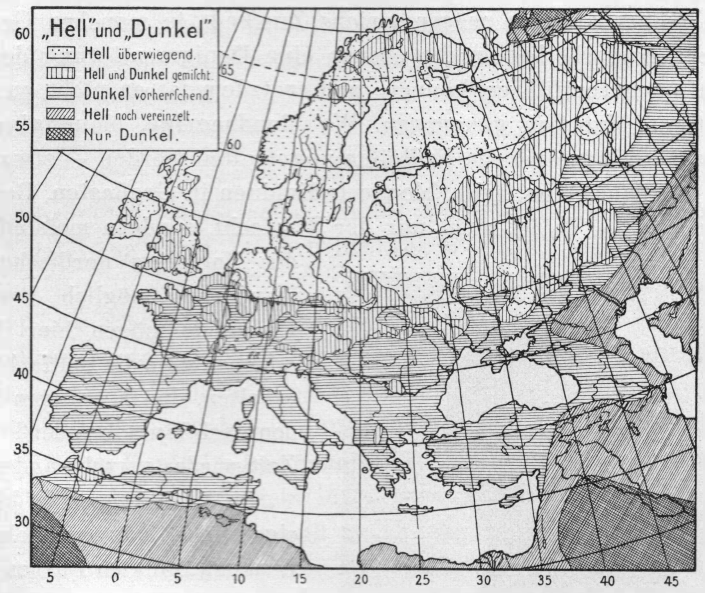


Abb. 98. Verteilung der Haarfarben in Europa (nach Struck aus v. Eickstedt, Rassenkunde).

in bestimmten Merkmalen, die ihre Lebenstüchtigkeit in anderen Gebieten der Erde, zu ihrem Nachteil Eingeborenen gegenüber, stark einschränkt. Damit ist, wie schon einmal gesagt, die Gesamtdepigmentation in der genannten Steigerung gemeint, denn ihre Auswirkung geht natürlich weit über den eigentlichen Farbverlust hinaus. Diese Aufhellung findet

im ursprünglichen Wohngebiet der nordischen Rasse, ich meine damit das Land um Nord- und Ostsee, auch heute noch statt oder wird wenigstens hier weiter erhalten. In anderen Gebieten der Erde dagegen, man denke an Indien, haben wir ja mit der Ausmerzung aller blonden, helläugigen Individuen zu rechnen. Man vergleiche dazu die Haarfarbenkarte Europas von Struck, die auch Günther und von Eickstedt in ihren Werken angewandt haben. Ich glaube, daß das jetzige Zentrum der Depigmentation doch wahrscheinlich das Gebiet ihrer Entstehung anzeigt, so daß auch darin ein Grund liegt, die Mutation des Farbverlustes nicht gerade in Asien zu suchen. Selbstverständlich sind irgend welche Umweltsbedingungen im weiteren Sinne, also wohl hauptsächlich Einflüsse des Klimas, für die Depigmentation verantwortlich zu machen. Aber das allein reicht noch nicht aus, um den Vorgang zu erklären. Irgend wie muß er auch mit dem Erbgut, dem gesamten Gensatz, in Beziehung stehen. Die Aufhellung ist nicht erfolgt bei den Indianern Nordamerikas, auch nicht bei den Ainus in Ostasien, obwohl hier nach unseren Begriffen ähnliche Klimabedingungen wie im mittleren und nördlichen Europa vorliegen. Schon in früheren Zeiten mögen gleiche Zustände in manchen Gegenden der Erde geherrscht haben, die ebenso eine Depigmentierung des Menschen hätten herbeiführen können, und trotzdem ist es nicht zu dieser einzigartigen Mutation gekommen. Wo blondhaarige, blauäugige Menschen heute noch in anderen Erdteilen angetroffen werden — etwa weiße Indianer Nordamerikas, helle, blonde Individuen in Großasien, Berber in Afrika u. a. m. —, da ist nicht nur der Verdacht, sondern meistens auch der Nachweis nordischer Einwanderung möglich. Besondere Umstände mögen hier dazugekommen sein, die Hellfarbigen zu erhalten, die in anderen Gegenden nach längerer oder kürzerer Zeit wieder verschwanden.

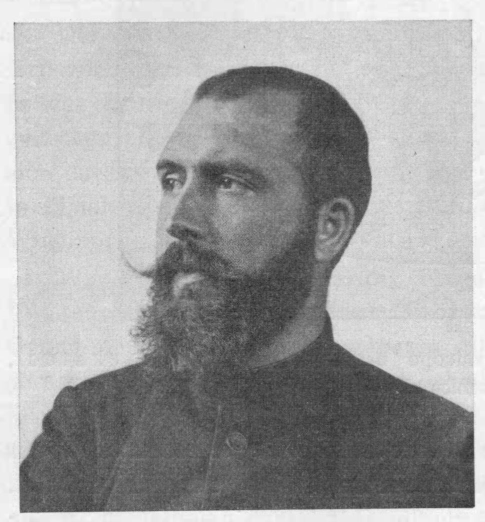


Abb. 99. Mediterraner Mann aus Korsika (nach v. Eickstedt aus v. Eickstedt, Rassenkunde).

Im Mittelmeergebiet blieb die eigentliche Jungpaläolithikerform mit dunklen Farben als die eigentliche mediterrane Rasse im weiteren Sinne sitzen. Dazwischen finden wir, wohl immer vom Norden her eingesprengt, die hellen Nordischen, die ihr Expansionstrieb bis zur Südspitze Afrikas und auf mehreren Wegen nach Osten durch

ganz Asien hindurch führte. Diese Ausdehnung hatte ja bereits im Jungpaläolithikum eingesetzt, ohne daß wir in dieser Zeit schon zwischen nordisch und mediterran unterscheiden können. Etwa um 1000 nach unserer Zeitrechnung kam dann auch der Vorstoß nach Westen über das Meer, der Island, Grönland und Nordamerika dem Einfluß der nordischen Rasse erschloß. Die Ausbreitung der Mediterranen ist nach Norden hin nie weit gekommen. Sie gingen vor allen Dingen nach Süden und Südosten, wie in den Kapiteln für Indien, Südost-Asien und Polynesien ausgeführt war. Im Mittelalter fanden dann die Mediterranen den Weg über den Atlantik nach Westen und Südwesten und gaben so Anlaß zur Bildung der Kreolen Südamerikas, wie die Nordischen den Yankee Nordamerikas entstehen ließen. Beide amerikanischen Rassengruppen gehören darum natürlich zur europiden Hauptrasse. Sie brauchten nicht besonders aufgezählt zu werden, ebensowenig wie die europäischen „Afrikaner“, „Australier“ usw. Daß alle diese europäischen Kolonialgruppen nicht nur mit allen Eingeborenen mehr oder weniger in Vermischung kamen, sondern allmählich auch die anderen europäischen Unterrassen mitnahmen und so deren Mischtypen im Kolonialland schufen, ist selbstverständlich. Trotzdem sind doch als hauptkolonisierende Rassen überall die Nordischen und Mediterranen als Grundlage zu erkennen.

Alpine

Im europiden Gebiet selbst lassen sich die übrigen Unterrassen in ihrer Entstehung nicht so zurückführen wie die langköpfigen Küstenrassen.

Alpine Schädelformen gibt es seit dem Ende des Jungpaläolithikums. Wenn heute auch viel Alpine den Namen „ostisch“ mit Recht führen, also auf eine Beeinflussung von Osten, von Asien her, zurückgehen, so ist das für das ausgehende Jungpaläolithikum nicht zu erweisen, wie im betreffenden Kapitel schon ausgeführt war. Der alte, anthropologische Rassenname „alpin“ entspricht ihrer vorgeschichtlichen Stellung besser als „ostisch“; und ihr Anschluß an Cro-Magnon-Formen ist durch alle Übergänge besser belegt als eine Beziehung zur mongoliden Hauptrasse. Dasselbe gilt auch heute noch für die Weichteile der alpinen Unterrasse. Der Ostische hat europide Haarform und Haarfarbe, europide Augen hinsichtlich des Augapfels wie der Lidspalte; die Erklärung seines Körperbaues berührt das schwierige Problem der Entscheidung über Konstitution und Rasse. Jedenfalls sind weder der Kopfindex noch die Körperproportionen ein sicherer Hinweis auf Mongolentum; im Kopfindex überschneiden sich ja die europide und mongolide Rasse so weitgehend in ihrer Variationsbreite, daß man daraus keine Schlüsse ziehen kann. Das

Gleiche gilt hinsichtlich der Proportionen nicht nur für Alpine und Mongolide, sondern selbst für Nordische und Mongolen. Das Verhältnis der Stammlänge zur Körperhöhe ergibt nach Messungen bei nordischen Turnern (vgl. dazu „Rassen der Menschheit“, Verlag Teubner) Zahlen, die von denen mongolider Gruppen wenig oder gar nicht abweichen, so daß die reine Indexzahl kein Maßstab ist, um Unterschiede etwa an Skeletten zu erkennen. Das steht nicht in Widerspruch dazu, daß langer Rumpf und kurze Gliedmaßen ein besonderes Merkmal der Mongolen sind, und daß das Extrem an Kurzbeinigkeit im östlichsten Asien erreicht wird.



Abb. 100. Lappin und Lappe (von Bernatzik, Lappland).

Daß selbstverständlich bei der breiten Berührungsfront zwischen Europiden und Mongoliden Vermischungen eingetreten sind und auch dauernd weiter stattfinden, braucht uns nicht erst durch geschichtliche Ereignisse bewiesen zu werden; aber es berührt nicht die Entstehung der alpinen Unterrasse, die m. E. nicht nur „europid“, sondern „europäisch“ ist.

Ein besonderes Problem bilden in dieser Hinsicht die Lappen im Norden Skandinaviens. Von Eickstedt sieht in ihnen nach Norden gedrängte Ur-Alpine; jedenfalls kann die ältere Auffassung nicht beibehalten werden, daß diese Rentier-Nomaden mongolische Einwanderer sind. Gewiß mag ihr heutiges Verbreitungsgebiet mancherlei Anlaß zur Mongolenvermischung geben. Aber die weitaus meisten Typen echter Lappen widersprechen doch der alten Ansicht. Für Augen- und Haarfarbe gilt das, was bereits für die Alpinen gesagt war; das Gesichtsprofil ist

alles andere als mongolisch. Wir haben Nasen, die z. T. sowohl zum nordischen wie zum ostbaltischen Typus passen. Zu den mongolischen Nordsibiriden ergeben sich keine morphologischen Ähnlichkeiten, soweit sie nicht durch deren Beziehungen zu den Jungpaläolithikern Europas erklärt werden. So ist die von Eickstedt zitierte Hypothese schließlich ein einfacher Ausweg für die Erklärung dieser nordeuropäischen Sondergruppe. Die dazu notwendige Annahme der Abtrennung von ihrem Heimatgebiet ist ja nicht das schwierigste Zugeständnis, das wir einer Rassenwanderung gegenüber zu machen haben.

Ostbaltische

Wenn man in den Lappen nach Norden abgewanderte Alpine sehen will, dann sind sie durch einen Gürtel hellfarbiger Rassengruppen abgetrennt, denn auch im Osten Europas schiebt sich ja zwischen die dunkelfarbigen Lappen des Nordens und die dunkelfarbigen Alpinen Mitteleuropas die aufgehellte osteuropide oder ostbaltische Unterrasse. Hinsichtlich ihrer Entstehung bleibt noch das Problem, ob sie als selbständige Unterrasse oder als Mischform zwischen nordischen Farben und alpiner Körpergestaltung zu denken ist. Ihr Verbreitungsgebiet macht es wohl am wahrscheinlichsten, daß die Depigmentation sie ebenso und zu gleicher Zeit betraf wie die nordische Rasse. Es wäre dann ein Streit um Worte, ob man diese Mutation als Konvergenz oder Parallelentwicklung zur nordischen Rasse oder als einmalig im Zusammenhang mit ihr auffassen soll. Die Aufhellung selbst kann der ganzen Lage nach doch wohl als einmalige Mutation angesehen werden; daß sie dann in ihrem östlichen Verbreitungsgebiet auf andere Menschen etwas anders wirkte als im Westen, erklärt hinreichend die Abweichungen, die man für das Blond der Haare und das Grau-Blau der Augen feststellt. Vorgeschichtlich wurde das östliche Ostseegebiet ja ähnlich besiedelt wie das westliche und die Küsten der Nordsee. Nach dem Rückzug der Gletscher kam es zunächst zu einzelnen Jagdvorstößen, bis schließlich der Mesolithiker dauernd dort wohnen konnte, aber niemals so abgeschlossen blieb wie der Nordische in seinem Rassezentrum auf Jütland und Südwestskandinavien.

Wie bei den Lappen würde eine Entstehung aus Mongolenmischung wohl andere Ergebnisse zeigen müssen; straffes, schwarzes Mongolenhaar und Mongolenfalte im Auge, die sonst sich in der Bastardierung als besonders vorherrschend zeigen, können hier nicht mit einem Male rezessiv werden und mit der Zeit verschwinden. Prähistorische Funde aus frühem Neolithikum können wohl schon als osteuropid aufgefaßt werden, geben uns aber damit keinen Hinweis auf die eigentliche Entstehung dieser Rassen-

gruppe. Es ist darum auch berechtigt, die heutigen Ostbaltischen als eigene Unterrasse neben die anderen zu stellen, so wie es in der alten Anthropologie als Osteuropide bereits der Fall war.

Vorderasiatische Gruppen

Zum Gebiet europider Rassen gehört nun noch das östliche Mittelmeer, auch wenn es geographisch zu Asien gerechnet wird. Alle Rassengruppen, die dort ansässig sind oder von dort herkommen, müssen wohl mit in diesem Zusammenhang verstanden werden. Es geht sicher nicht an, etwa nach dem Kopfindex zu trennen und vorderasiatische Kurzköpfe wegen ihres Schädelindexes mit kurzköpfigen Alpinen und Ostbaltischen zusammenzustellen.

Orientalide

Im östlichen Mittelmeer sind die Vertreter der semitischen Sprachgruppe ihrer rassischen Grundlage nach in den großen Kreis der Mediterranen einzubeziehen, und doch ist es vollkommen berechtigt, die Orientaliden, nicht ganz richtig als „jüdische Rasse" bezeichnet, als selbständige Unterrasse aufzuführen. Wir sind zwar nicht imstande, prähistorisch über die Entstehung dieser orientalischen Rasse etwas auszusagen, denn auch heute gibt es keinen „Judenschädel" im Gegensatz zum Schädel anderer Rassengruppen. Die großartigen Funde aus dem Mesolithikum Palästinas, die ja in dem betreffenden Kapitel erwähnt waren, zeigen uns damals schon eher das Eindringen negrider Elemente in mediterrane Formen, als daß wir einen orientalisch-rassischen Schädel erkennen können. Wenn häufig in unseren Rassenbezeichnungen orientalisch und vorderasiatisch verwechselt werden, so liegt das natürlich darin begründet, daß der „Jude" — als Typus genommen — uns vor allen Dingen durch seine vorderasiatische Beeinflussung bekannt und auffällig ist. Der Westjude, der von Spanien her als Spaniole nach Mitteleuropa kam, hat seine mediterrane Prägung beibehalten und ist auch als der geistig und kulturell höher stehende Sephardim in seinem ganzen Typus weniger auffällig als der durch Vorderasien nach Europa gekommene Ostjude, der Aschkenasim (s. Abb. 70 rechts).

Dieser erwarb im Wohngebiet der vorderasiatischen oder armenoiden Rasse die Kurzköpfigkeit und vor allen Dingen die eigentliche Judennase, die in dieser Verbindung armenoid-orientalisch ihre prägnante Form erhielt. Wenn dazu vermutlich noch alte negride Einflüsse kommen mit einer Haarlockung, die über das Wellige des Mediterranen stark hinausgeht, mit einer Schwellung der Lippen und einer vielleicht von dort her

stammenden fleischigeren Nase, dann sind das deutliche Anzeichen, daß es eine selbständige jüdische Rasse nicht gibt. Auch der Westjude hat körperliche Eigenheiten, die ihn vom Mediterranen unterscheiden. Vielleicht gehört hierhin die häufig zu beobachtende Neigung zu verstärkter Fettbildung, besonders im weiblichen Geschlecht, die dann auch zu einer stärkeren Aufhellung der Haut führt, als es der mediterranen Unterrasse eigen ist. Die Ausbreitung dieser durch Nordafrika gegangenen Gruppe der Orientalischen macht sich im Süden in den westafrikanischen Negerstämmen des Sudangebietes bemerkbar; auch hier finden wir beim Neger vielfach die besondere Fettleibigkeit, während im hamitischen Ausstrahlungsgebiet Afrikas im Gegensatz dazu die Überschlankheit der Nilotiden betont werden mußte[1]). Es ist natürlich kein Widerspruch gegen die beiden Einwanderungswege der jüdischen Gruppe nach Europa, wenn wir im Gebiet des Schwarzen Meeres Westjuden treffen.



Abb. 101. Beduine, vorderasiatisch-orientalisch (nach aus Schiffers-Darringhausen: Stumme Front).

Vorderasiatisch-Armenoide

Für die Entstehung des ostjüdischen Typus war die vorderasiatische Rasse genannt, die nach ihrem Hauptverbreitungsgebiet auch mit Recht den Namen armenoide Rasse führt. Es ist also nicht angebracht, auf den Schädelindex hin diese Menschengruppe mit den alpinen Kurzköpfen Europas zu vereinigen, denn der Schädel behält seine mediterrane Schmalheit. Nur durch die Abflachung des Hinterhauptes — neben der großen, vorstehenden Nase, der markanteste Zug des Armenoiden — wird ein Index erreicht, der die Zahl 80 überschreitet. Die Farben bleiben dunkler als es beim Alpinen der Fall ist. Es muß hier an die planoccipitalen Kurzköpfe der nordischen Rasse erinnert werden; so haben wir wieder im östlichen Küstengebiet des Mittelmeeres eine ähnliche, nur viel mehr gesteigerte Variante. Denn vorgeschichtlich können wir auch nichts anderes feststellen, als daß die vorderasiatische Rasse in Vorderasien selbst angetroffen wird. Eine Einwanderung aus irgendeinem an-

[1]) S. Abb. 87 u. 88.

deren Gebiet läßt sich nicht nachweisen; wir wissen nur, daß ein Teil der vorderasiatischen Hochkulturen in Mesopotamien von Angehörigen dieser armenoiden Rasse getragen werden. Hethitische Reliefs zeigen uns die markanten Merkmale der Armenoiden ohne jeden Zweifel. Trotz ihrer geographisch zu Asien gerechneten Heimat sind aber die Vorderasiatischen durchaus europid; mongolische Beimischungen lassen sich in jedem Einzelfall erkennen. So läßt sich über die Herkunft nichts Besseres sagen, als auch die Armenoiden trotz ihrer Sonderbildungen mit der mediterranen Rasse in Verbindung zu bringen.

Dinarier

Es ist heute in der Rassenkunde immer noch eine Streitfrage, ob wir neben der vorderasiatischen Rasse noch eine eigene dinarische Rasse in Europa aufstellen sollen. Wir finden ja bekanntlich die hervorstechendsten Merkmale der Vorderasiatischen bei den Dinariern wieder; vor allen Dingen also steiles Hinterhaupt und kräftige vorspringende Nase. Auch die Farben sind für europäische Verhältnisse sehr dunkel. Als wesentlicher Unterschied wird die Körpergröße genannt; der Dinarier ist seinem Typus nach groß gewachsen, der Armenoide eher klein. Aber wieder gilt das schon oft Gesagte: Der aufgestellte Typus gilt nicht für alle Angehörigen der Rasse. Immerhin kann man sagen, daß der Dinarier der Balkanländer und auch des von ihm hauptsächlich in Besitz genommenen Alpengebietes eine Verbindung nordischer Körpergröße mit armenoiden Farben habe, so daß die Aufstellung einer eigenen Rasse sich erübrigte. Es kommt noch hinzu, daß viele Menschen, bei denen ein „dinarischer Einschlag" festgestellt wird oder bei denen die Diagnose „nordisch-dinarisch" lautet, mit den Dinariern gar nichts zu tun haben, sondern nur eine Variante der nordischen Rasse darstellen, die durch die planoccipitale Bildung verursacht wird. Ich habe deshalb aus unseren anthropologischen Erhebungen aus Helgoland einmal solche „Nordisch-dinarischen" zusammengestellt, bei denen nach ihrer ganzen Vorfahrenreihe ein dinarischer Einfluß so gut wie ausgeschlossen war. Das Vorkommen dieser scheinbaren Rassenmischung ist so häufig, daß ein ganz bedeutender Prozentsatz Dinarier nach Nordeuropa gekommen sein müßte, um ihn erklärlich zu machen. Dabei würde es bald auffallen, daß die ausgeprägten dunklen Farben des Dinariers hier nicht zu finden sind, während bei vielen anderen heutigen Bewohnern des nordischen Raumes dunkle Haar- und Augenfarben auf Grund mediterraner und alpiner Beimischung genügend vorkommen. Wenn also der „dinarische Einschlag" bei Nordischen nur auf der Planoccipitalität beruht — die große Nase bleibt ohne weiteres als nordisches Merkmal bestehen — dann liegt darin keineswegs ein Beweis für dinarische Beimischung.

Trotz der hierdurch bedingten Schwierigkeit einer Diagnose auf dinarische Rasse, die natürlich auch in allen anderen, entsprechenden Gebieten Europas zu finden sein wird, ist gerade der dinarische Typus — also nicht der Pseudotypus — im Alpen- und Balkangebiet Europas so auffällig gekennzeichnet, daß wir m. E. diese Unterrasse ruhig beibehalten sollen. Ihre Entstehung ist sicher auf Vorderasien zurückzu-

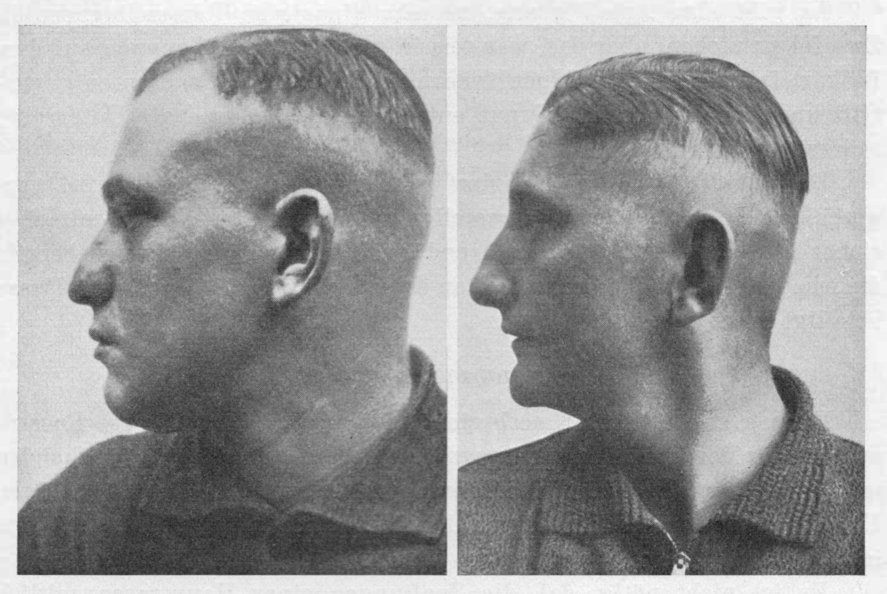


Abb. 102. Zwei Männer von Helgoland friesischer Abstammung, scheinbar dinarische Hinterhauptsbildung; der Mann rechts hat einen Kopfindex von 93 (von Bauermeister)*).

führen, so daß vor allen Dingen der Weg über den Bosporus für ihre Einwanderung in Frage kommt. Daß diese kleinasiatischen Armenoiden auf europäischem Boden nicht unbeeinflußt blieben, ist selbstverständlich; trotzdem sind sie aber den anderen europäischen Unterrassen gegenüber so gekennzeichnet, daß wir wohl unbedingt nach einem Herkunftsgebiet suchen würden, wenn uns nicht Vorderasien zur Verfügung stände.

Es geht natürlich nicht an, daraufhin so zu schließen, daß jeder, der in Europa groß und dunkelfarbig ist, dinarisch sein müsse, weil ja beide Rassenmerkmale nach unserem Rassenschema sich nur beim Dinarier fänden. So ist z. B. für Island gesagt worden, daß dort seit der Besiedlung drei Rassen zu finden seien: die nordische, die mediterrane und die dinarische, weil außer großen Blonden und kleinen Dunkelhaarigen auch

*) W. Bauermeister-Kiel: Habil.-Schrift: Helgoland, Eiderstedt und Dithmarschen. Untersuchungen an Schlesw.-Holst. Westküste.

große Dunkelfarbige dort leben. Da wir geschichtlich wissen, daß Island von Skandinavien her durch Nordischrassische und von Irland durch Westischmediterrane bevölkert worden ist, so konnte es gar nicht ausbleiben, daß auch die Kombination groß und dunkelfarbig auftreten mußte. Dinarier brauchen deshalb Island in frühgeschichtlicher Zeit niemals betreten zu haben.

Es gibt also Anlaß genug, manche dinarische Rassendiagnose in Zweifel zu ziehen; aber das, was uns in geschlossenen Gruppen auf dem Balkan, in den östlichen Alpenländern, in Bayern und Sachsen entgegentritt und dem dinarischen Typus entspricht, ist dadurch als Unterrasse wohl sicher zu erkennen.

Das Eindringen der Dinarier auf europäisches Gebiet wird vorgeschichtlich nur schwer festzustellen sein. Zu rechnen ist damit aber sicher im Neolithikum, weil während dieser Zeit in Vorderasien bereits die machtvollen Reiche bestanden, an deren Bildung die armenische Rasse beteiligt war.

Zusammenfassung

Es mag zum Abschluß noch einmal betont werden, daß diese Rassenaufspaltung der Europiden ebensogut bei anderen Hauptrassen vorhanden ist; daß wir sie aber nicht durchführen können, weil uns die dazu nötigen Unterlagen sowohl in der Vorgeschichte wie auch in der Morphologie der heutigen Zeit fehlen.

Es ist nicht nötig, daß die Spaltungen einer Hauptrasse zeitlich bedeutend jünger sind als die Abtrennung der Hauptrasse selbst vom mittleren Stamm. Auch die Rasseneinteilung im Jungpaläolithikum wäre selbst unter dem europiden Homo sapiens diluvialis anders gewesen als heute. Wenn die nordische Rasse gekennzeichnet ist durch ihre Färbung und durch die nordische Heimat, dann kann man die west- und mitteleuropäischen Jungpaläolithiker nicht gut „nordisch" nennen, obwohl die Ahnen der Nordischen ebenso direkt und mit keiner anderen Generationenzahl auf die Aurignac- oder Cro-Magnon-Menschen zurückgehen als die Vorfahren der Mediterranen, die nach Heimat und Färbung ihnen scheinbar näher verbunden sind.

Im Zuge der Zeit gab es zwar bei großer Individuenzahl stärker werdende Variationen und Mutationen; aber ebenso wurde auch manche räumliche Isolierung überbrückt, die in urgeschichtlichen Zeiten zur Bildung von Sondergruppen Anlaß gab.

Namen und Einteilungen sind etwas Starres, das zu einem lebenden Organismus nicht paßt, umso mehr, wenn dieser „Organismus" aus einer Gruppe von Menschen besteht, die wie kein anderes Wesen genotypisch und phänotypisch sich ändern und dabei doch immer erblich so artgleich

bleiben, daß jede Vermischung rassefremder Typen zu immer neuen fruchtbaren Bastardierungen führt. Darum ist unser Rassenschema auch nicht so zu verstehen, als gäbe es z. B. in Deutschland 6 abzählbare Rassen und als hätte nie ein anderer Zustand vorgelegen. Es ist deshalb bei dem biologischen Vorgang der Rassenbildung durchaus verständlich, daß die Zahl der angenommenen Rassen oder Unterrassen in der Wissenschaft wechselt. Früher sprach man ja von 4 europiden Rassen; wenn wir heute 6 oder 7 annehmen, so entspricht das einem Einteilungsbedürfnis, das sich von selbst aufdrängte; und wir kommen zur Zeit mit dieser Arbeitshypothese zweifellos am besten aus. Daß außer den genannten Unterrassen auch noch andere angegeben werden, wie etwa die sudetische Rasse, ist bekannt; man könnte ja noch weitere Typengruppen in ähnlicher Weise zusammenfassen, würde aber mit jeder Erweiterung immer unentwirrbarer in das Problem von Unterrasse oder Gautypus u. a. hineingeraten.

XII. Schluß

Die Geschichte von der Entstehung der Menschenrassen gibt also niemals ein abgeschlossenes Bild. Es ist ein Vorgang, der dauernd in Fluß bleibt und somit die Gedanken von selbst auf das Schicksal der Rassen, auf die Zukunft, lenkt. Heute ist nun alles Rassengeschehen für alle Menschenrassen bedingt durch die Kultur Europas, seiner Kolonien und durch die europäische Kultur der Rassen, die sich uns angeschlossen haben. Sie alle unterliegen dauernd der Einwirkung, die von der weißen europäischen Rasse ausgeht, denn noch niemals hat seit dem Mittelalter eine fremde Rasse den Gang der menschlichen Hochkulturen irgend wie wesentlich beeinflußt. Was an neuen Entdeckungen und Erfindungen und damit ganz allgemein an neuer Erkenntnis der Menschheit möglich ist, geht auf europäische Gehirne zurück. Und alle diejenigen, die — als Nichtkulturrassen — nicht imstande sind, sich dem Fortschritt Europas anzuschließen, sehen entweder ihrem raschen Verfall oder ihrem Aufgehen in der Kulturrasse entgegen.

Aber auch diese Kulturrasse selbst hat Zukunftsaussichten, die man wenigstens in gewisser Weise überblicken kann: sie variiert sicher stärker, als es im Naturzustande der Fall gewesen wäre, und zwar nicht in jeder Hinsicht zu ihrem Vorteil. Viele neue Varianten, und gerade die, die uns auffallen, sind Erbkrankheiten; und diejenigen von ihnen, deren Anlage die Menschheit schon lange mit sich herumgeschleppt hat, finden in einem besonderen Zug moderner menschlicher Kultur Anlaß und Möglichkeit zu ganz besonders starker Verbreitung. Dieser Zug besteht in dem Mitleid, das die Ethik europäischer Kultur uns als sittliches Gebot vorschreibt. Dieses Gebot des Mitleids verlangte ja selbst dort ein Eingreifen, wo die Folgerungen sich nur zum Schaden der Rasse auswirken konnten.

Darin liegt der hohe Erkenntniswert moderner Rassenforschung; ihr Ergebnis mußte folgerichtig sein: Rassenhygiene, d. h. der Wille, das Volk durch bewußtes Abschneiden erbkranker Stammeslinien und umgekehrt durch entsprechende Fortpflanzungssteigerung rassisch und sozial hochwertiger Familien in seiner ganzen Zusammensetzung erbgesund und fortpflanzungstüchtig zu machen. Ein Ziel, das doch eigentlich so

deutlich vorgeschrieben ist, daß es von niemanden, der es verstehen müßte, verdächtigt oder angefeindet werden könnte.

Der nächstliegende Gedanke, ein Volk einfach zu vermehren, wird ja von uns als ungenügend empfunden; wir verlangen differenzierte Fortpflanzung, d. h. also — wie eben ausgeführt war — Fortpflanzung der Erbgesunden, Sterilität der Erbkranken. Es ist klar, daß das ein Ideal ist, das nie ganz erreicht werden kann. Der Grund liegt in der Art des Erbganges der meisten menschlichen Eigenschaften: Wir nennen ihn polymer oder polyphän; das sichtbare Erbmerkmal entspricht dann nicht der dafür eingesetzten Erbanlage. Es kann entweder ein Merkmal auf mehrere verschiedene Anlagen gegründet sein, oder es können umgekehrt verschiedene Merkmale auf ein und dieselbe Anlage zurückgehen. In jedem Falle sind wir nicht in der Lage, das Auftreten des Merkmals in der Nachkommenschaft genau vorauszusehen. Rassenhygienische Vorschriften können darum nicht nur biologisch begründet sein, und gerade unsere deutsche Gesetzgebung „zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ hat mit äußerster Vorsicht nur die Fälle zur Unfruchtbarmachung zugelassen, bei denen mit Sicherheit und größter Wahrscheinlichkeit die Weitergabe von Erbkrankheiten zu erwarten ist. Würde man die Ausschließung erbkranker Linien aus dem Volksganzen als höchstes Gesetz ansehen, dann würde man viel schärfere Vorschriften aufzustellen und anzuwenden haben. So müssen wir aber bewußt Erbkrankheitsverdächtige sich an der Fortpflanzung beteiligen lassen, weil wir mit ihrer Ausschließung auch die Geburt eines großen Teiles Erbtüchtiger, die wir nicht entbehren können, mit verhindern würden.

Im Rahmen dieses Buches sollte nicht viel von Philosophie und Ethik gesprochen werden — daß jedoch eine Ethik nicht darin liegen sollte, eine auf erblichen Anlagen, geistiger oder körperlicher Art, beruhende Mißgeburt großzuziehen und ihr womöglich zur weiteren Fortpflanzung zu verhelfen, das mag zum Schluß, wo von Rassenzukunft gesprochen wird, noch einmal gesagt sein. Wir kennen also heute die Wege, aus denen eine neue Rasse entsteht und können die Zukunft der eigenen Rasse bewußt beeinflussen. Wir könnten z. B. auch eine Rasse mit bestimmtem Kopfindex züchten, wenn wir rücksichtslos genug dazu wären und Zeit dazu hätten. Rücksichtslos genug, um alle nicht passenden Nachkommen sofort auszurotten; Zeit genug, um abzuwarten, bis aus vielen Generationen schließlich eine erbeinheitliche Bevölkerung entstünde, deren Kopfindex in nicht mehr allzuweiten Grenzen schwanken kann. Aber rassenhygienisch wäre damit nichts gewonnen. Kein Staatsmann könnte eine solche künstliche Auslese gutheißen, denn er wüßte ja nicht, ob mit dem Kopfindex, der ihm gleichgültig sein kann, alle die

Eigenschaften korreliert wären, die er für ein staatstüchtiges Volk gebraucht. Das wäre also keine Rassenhygiene. Aber erbgesunde und fortpflanzungstüchtige Familien im Volke zu erhalten und zu vermehren, ist die folgerichtige Anwendung der Erkenntnis, die uns die Biologie im weiteren Sinne und die Rassenkunde besonders gebracht haben. Denn das ist ja das Neue unserer Zeit, daß wir nicht nur die Menschenrassen als solche erkennen — das tat man schon früher —, sondern daß wir beginnen, ihre Entstehung zu begreifen; und wenn wir aus dieser Einsicht die Möglichkeit haben, das Rassengeschehen der Zukunft zum Wohle der Nation zu gestalten, dann wäre es eine Unterlassung, nicht danach zu handeln.

Aber auch ohne unser Eingreifen geht die Rassenumwandlung weiter. Zur Zeit hat es wohl den Anschein, als ob die europäische, weiße Hauptrasse die weitere Rassenentwicklung so beeinflußt, daß einmal die alten Restgruppen verschwinden. Es werden Australier, Wedda, die meisten Weddiden, fast alle Melanesier, Ur-Malaien, Negritos, Pygmäen, Ainus, alle primitiven Urwald- und Feuerland-Indianer aussterben — entweder gänzlich vergehen wie die Tasmanier oder so von den höheren Rassen aufgesogen werden, daß die Primitiven als eigentliche Rasse nicht mehr existieren. Andererseits werden unter den Mongolen die Kulturaufnahmefähigen sich das von Europas Geist herausnehmen, was zu ihrem Vorteil und zu ihrer Ausbreitung nützlich ist. Europa schafft sich eine Konkurrenz — im eigentlichen Sinne des Wortes ist der Weltmarkt ein Beispiel dafür —, die es nicht zu befürchten gehabt hätte, wenn es die Vorteile aus seiner geistigen Vormachtstellung für sich behalten und für sich allein ausgenutzt hätte. Die Negriden werden, nach ihren bisherigen Leistungen zu urteilen, nur als Geführte in Abhängigkeit von Europiden bestehen bleiben. Höhere Ansprüche, die von Negern gestellt sein sollen, sind wohl stets auf Bastarde — Mulatten — zurückzuführen.

Was die europäische Hauptrasse durch Vermischung mit der gelben und der schwarzen Linie aus sich selbst machen wird, läßt sich natürlich im einzelnen nicht voraussehen. Sicher ist nur, daß mit jeder Aufnahme farbigen Erbgutes das Europäisch-Eigentümliche und -Einzigartige zerstört wird. Und wenn die geschichtliche Zeit, in Sonderheit das Zeitalter der Technik, Europas Vorherrschaft so gesteigert hat, daß infolge davon schon rein zahlenmäßig die Europiden in kurzer Zeit selbst die große mongolide Rasse ebenso überflügelten, wie sie den von ihnen auf der Erde gehaltenen Raum vergrößerten, dann läßt sich zur Zeit nur absehen, daß mit jeder Rassenmischung auch dieser europäische Vorsprung wieder rückgängig gemacht werden muß.

In weiter Ferne liegt schließlich die Frage, was die Erde selbst für einen Einfluß auf die Rassenzukunft ausüben wird. Wenn der Raum der europidesten Rasse einmal wieder von einer neuen Eiskappe bedeckt sein sollte, dann gibt es Verschiebungen zwischen den Menschenrassen, bei denen man nicht voraussagen kann, ob geistiger Vorsprung oder körperliche Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit bestimmen werden, wer nun die Führung der Menschheit übernimmt.

Literaturverzeichnis

Hier sind nur die einschlägigen Arbeiten angeführt, die im „Ursprung der Menschheit“ (F. Enke, Stuttgart 1932) noch nicht zitiert waren. Nur bei einigen schien ein nochmaliger Hinweis nötig. Auch auf andere größere Werke mit Literaturverzeichnis muß verwiesen werden, da selbst der Versuch, ausreichende Literaturangaben zu bringen, ganz untragbar ist.

Aichel, O.: Der deutsche Mensch. G. Fischer-Jena, 1933.

Asmus, G., Kiel: Dissertation: Die vorgeschichtl. rassischen Verhältnisse im urgermanischen Raum.

Bachhofer, L.: Zur Frühgeschichte Chinas. „Die Welt als Geschichte“, Stuttgart, Heft 4, 1937.

E. Baur †, E. Fischer und F. Lenz: Menschliche Erblehre und Rassenhygiene. Bd. I und II. J. F. Lehmann, München 1936.

Berckhemer, F.: Bemerkungen zu H. Weinerts Abhandlung „Der Urmenschenschädel von Steinheim“. Aus: Verhandl. d. Ges. f. Phys. Anthropol., Bd. VIII, Stuttgart 1937, S. 49—58.

Bernatzik, H. A.: Lappland. Leipzig 1935, Bibliogr. Institut.

—, — Gari Gari, der Ruf der afrikanischen Wildnis. Seidel & Sohn, Wien 1930.

—, — Südsee. Leipzig 1934, Bibliogr. Institut.

Breuil, H.: Le nouveau crane néanderthalien de Saccopastore (Rome). „L'Anthropologie“, Bd. 46, Paris 1936.

Bryn, Halfdan: Die Brachykranen in Norwegen. Anthropol. Anzeiger 1929, S. 231 ff.

Busse, H.: Altslav. Skelettreste im Potsdamer Havelland. Ztschr. f. Ethnol. 1934, Jahrg. 66.

Clauß, L. F.: Palästinische Menschen. Atlantis 2. Jahrg., p. 36.

Dreyer, T. F.: A Human Skull from Florisbad, Orange Free State, with an note on the endocranial cast, by C. U. Ariens Kappers. Sonderdruck „Proceedings“, Vol. XXXVIII, Nr. 1, 1935.

—, — und Meiring, A. J. D.: A premilinary report on an expedition to collect old Hottentot Skulls. Nasionale Museum, Bloemfontein, 1937.

Ehrhardt, S.: Neuzusammensetzung des Schädels von Kaufertsberg. Anthropol. Anz., Jahrg. XIII, Heft 3/4, 1937.

v. Eickstedt, E., und Mitarbeiter: Verschiedene Aufsätze in der Zeitschr. f. Rassenkunde. F. Enke, Stuttgart.

—, — Grundlagen der Rassenpsychologie. F. Enke, Stuttgart 1936.

Fischer, E.: Versuch einer Genanalyse des Menschen. Z. f. indukt. Abstammungs- und Vererbungslehre. Berlin 1930.

—, — Die gegenseitige Stellung der Menschenrassen auf Grund der Mendelschen Merkmale. Rom 1931.

Frercks, R.: Das Schädelmaterial von Haithabu. Diss. Kiel, 1934.

Frickhinger, E.: Eine Siedlung der Glockenbecherleute der jüngeren Steinzeit im Nördlinger Ries. „Germanen Erbe“, 2. Jahrg., Heft 2, Februar 1937.

Fritsch, G.: Verwertung von Rassenmerkmalen für allgemeine Vergleichungen (Haare). „Zeitschr. f. Ethnologie", 1911, S. 272.

Fürst, C. A.: Zur Craniologie der schwedischen Steinzeit. Kungl. Svenska vetenskanjssak. Handl. 1912, n. F. 49, Nr. 1.

Garrod, D. A.: A Summary of Seven Seasons' Work at the Wady el- Mughara. „Bulletin 12, American School of Prehistoric Research", May 1936.

—, — Excavations in the Wady al- Mughara (Palestine), 1931. „Bulletin of the American School of Prehistoric Research", Nr. 8, April 1932.

Gieseler, W.: Abstammungs- und Rassenmerkmale des Menschen. Hohenlohesche Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen 1936.

—, — Bericht über die jungpaläolithischen Skelettreste von Stetten ob Lontal bei Ulm. Aus: Verhandl. der Ges. f. Phys. Anthropol., Bd. VIII, Stuttgart 1937, S. 41—48.

Groß, H.: Die ältesten Spuren des Menschen in Norddeutschland. „Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit", 13. Jahrg., Heft 4, 1937.

Günther, F. K.: Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. Verl. J. F. Lehmann, München 1936.

—, — Rassenkunde des deutschen Volkes. Verl. J. F. Lehmann, München 1929.

Haberer, K. A.: Schädel und Skeletteile aus Peking. Verlag Gustav Fischer, Jena 1902.

Hancar, F.: Urgeschichte des Kaukasus. Wien-Leipzig 1937.

Heberer: Die mitteldeutschen Schnurkeramiker, ein Beitrag zur Indogermanenfrage. Verhandl. d. Ges. f. phys. Anthropol., Bd. VIII, 1937.

Henning, R.: Rassische Überreste mittelalterlicher Normannen bei Eingeborenen Nordamerikas. „Zeitschr. f. Rassenkunde", Stuttgart, 1. Heft 1937.

Jakob-Friesen: Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. Leipzig 1931.

Jankowsky, W.: Waren die Glockenbecherleute Dinarier? Anthropol. Anz. 1932, S. 104—05.

Jankuhn, H.: Haithabu. Neumünster 1937.

Januschke, E.: Primitivmerkmale in Zwischeneuropa — eine Nachwirkung der Brünnrasse? „Zeitschr. f. Rassenkunde", Bd. III, Heft 3, 1936.

Keith, A.: New Discoveries relating to the Antiquity of Man. Williams & Norgate, London 1931.

Koganei, Y.: Über die Urbewohner von Japan. „Globus", Bd. 84, 1903.

—, — Zur Frage des „südlichen Elementes" im japanischen Volke. Sonderdr. „Zeitschr. f. Rassenkunde", Bd. V, Heft 2, 1937.

Kossina: Ursprung und Verbreitung der Germanen in frühgeschichtl. Zeit. Bd. 1, Germanen-Verl., Berlin-Lichterfelde 1926.

Krogh, Chr. v.: Serologische Untersuchungen über die stammesgeschichtliche Stellung einiger Primaten. Sonderdr. „Anthropolog. Anzeig.", Jahrg. XIII, Heft 3/4, 1937.

v. Luschan: Zur Stellung der Tasmanier im anthropologischen System. „Zeitschrift f. Ethnologie", 1911, S. 287.

Madison Grant: Die Eroberung eines Kontinents oder die Verbreitung der Rassen in Amerika. (Deutsch von E. Metz). Metzner, Berlin 1937.

Mc Cown, Th. D.: Mount Carmel Man. „Bulletin 12, American School of Prehistoric Research", May 1936.

—, — A Note on the Excavation and the Human Remains from the Mugharet es- Sukhul (Cave of the Kids), Season of 1931. „Bulletin of the American School of Prehistoric Research", Nr. 8, April 1932.

*

Menghin: Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931.
Mollison, Th.: Die serologischen Beweise für eine chemische Epigenese in der Stammesgeschichte des Menschen. Sonderdr. „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, Bd. 30, Heft 6, 1936.
—,— Zeichen gewaltsamer Verletzungen an den Ofnet-Schädeln. Sonderdr. „Anthropolog. Anzeig.“, Jahrg. XIII, Heft 1/2, 1936.
—,— Die Bedeutung neuerer fossiler Menschenfunde. Sonderdr. „Bericht der 52. Tagung d. deutsch. Gesellsch. für Anthropolog., Ethnologie und Urgeschichte in Speyer 1934“.
Montandon, G.: La Race, les races. Paris 1933.
—,— Les Cranes Cromagnoides de la Biscordine. „Revue anthropologique“, No. 4—6, 1936.
—,— Les Types Raciaux de la France et la Préhistoire. „Revue Scientifique“, No. 5, Mai 1937.
—,— Au pays des Ainous. Masson, Paris 1927.
Morant, G. M.: Studies of Palaeolithic Man. „Annals of Eugenics“, Vol. II, Parts III and IV, October 1927.
Neuhauß, R.: Über die Pygmäen in Deutsch-Neuguinea und über das Haar der Papua. „Zeitschr. f. Ethnologie“, 1911, S. 280.
Ngowyang, G.: Über Rassengehirne. Sonderdr. „Zeitschr. f. Rassenkunde“, 1936, Bd. III, Heft 1.
—,— Structural Variations of the visual cortex in Primates. Sonderdr. „The Journal of Comparative Neurology“, Vol. 67, No. 1, 1937.
Obermaier, H.: Die diluvialen menschlichen Skelettfunde Nordafrikas. „Anthropolog. Anzeig.“, Jahrg. VII, 1931.
Perret, G.: Vorläufiger Bericht über den anthropol. Befund der neolithischen Steinkiste von Altendorf im Bezirk Kassel. Aus: Verhandl. d. Ges. f. Phys. Anthropologie, Bd. VIII, Stuttgart 1937, S. 164—167.
v. Plessen, V.: Bei den Kopfjägern von Borneo. Schützen-Verlag, Berlin 1936.
Pöch, R.: Fälle von Zwergwuchs unter den Kai (Deutsch-Neuguinea). „Mitteil. d. Anthropolog. Gesellsch.“ in Wien 1905, S. 40.
Reche, O.: Rasse und Heimat der Indogermanen. Verlag J. F. Lehmann, München 1936.
—,— Ein frühneol. Grab aus Schlesien (Gr. Tinz). Anthrop. Anz. 1931/32, Bd. 6, S. 81—86.
—,— Rassenphysiol. Hinweise auf die Heimat der Menschenrassen. Verhandl. der Ges. f. Phys. Anthropol., Stuttgart 1937, S. 5—15.
—,— Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Arch. f. Anthropol. 1908, Bd. 7.
—,— Die Schädel aus der Ancyluszeit von Pritzerbersee und ihre Beziehung zu den steinzeitlichen Rassen Europas. Arch. f. Anthropol. 1928, Bd. 21.
Saller, K.: Die Rassen der jüngeren Steinzeit im Donaustromgebiet. Sonderdr. „Zeitschr. f. Anatomie u. Entwicklungsgeschichte“, 77. Bd., Heft 5/6, München und Berlin 1925.
—,— Die Stellung der Cro-Magnon-Rasse. Anthropol. Anz. 1925, n. F. Jahrg. 2, Heft 3.
—,— Die Entstehung der nordischen Rasse. Ztschr. f. Anatomie u. Entwicklungsgeschichte 1927, Bd. 83.
—,— Frühneolith. Skelettfunde aus Thüringen. Ztschr. f. Anatomie u. Entwicklungsgeschichte 1929, Bd. 90, S. 343 ff.

S e r g i, S.: Der Neandertaler-Fund von Saccopastore. Z. f. Rassenk., Stuttgart 1937.
S c h e b e s t a, P a u l: Bambuti, die Zwerge vom Kongo. Brockhaus, Leipzig 1932.
S c h e i d t, W.: Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. Verlag J. F. Lehmann, München 1924.
—, — Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa. E. Schweizerbart, Stuttgart 1930.
S c h l a g i n h a u f e n: Die menschlichen Skelettfunde aus der Steinzeit des Wauwyler Sees und ihre Stellung zu anderen anthropol. Funden aus der Steinzeit, 1925.
S c h l i z, A.: Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung. Arch. f. Anthropol. 1914, n. F. Bd. 13.
S c h u c h a r d t, C.: Alteuropa, 1935.
—, — Vorgeschichte Deutschlands, 1934.
S c h w a n t e s, G.: Geschichte Schleswig-Holsteins: Vorgeschichte von G. Schwantes, Bd. 1, Liefer. 1—5, Neumünster.
—, — Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt. Erstes nordisches Thing, Bremen 1933.
S t e i n h a r d t: Aus Busch und Dorn (Erlebtes und Erlauschtes aus Afrika). Schünemann, Bremen 1927.
T o l d t: Planoccipitale und kurvoccipitale Kurzköpfe. „Mitteilungen der Anthropolog. Gesellsch.“ Wien, Bd. 40, 1910.
V a l l o i s, H.: Les ossements natouffiens d'Erq-el-Ahmar (Palestine). „L'Anthropologie“, Bd. 46, Paris 1936.
V e r n e a u, R.: Les Grottes de Grimaldi. Imprimerie de Monaco.
V o e l c k e r, I.: Knochenartefakte aus dem Altdiluvium des Neckars. „Mitteilungen und Arbeiten a. d. Geolog.-Paläontolog. Inst. d. Universität Heidelberg“. Neue Folge (seit 1915), Nr. 268, 1933, Heidelberg.
W e g e n e r, E.: Rassenhygiene für Jedermann. Verlag Theodor Steinkopff, Dresden und Leipzig 1934.
W e g n e r, R. N.: Die Siriono, der primitivste Volksstamm der Erde. „Die Umschau“, XXXI. Jahrg., Heft 44, 1927.
—, — Indianerrassen und vergangene Kulturen. F. Enke, Stuttgart 1934.
W e i d e n r e i c h, F.: The new Discoveries of Sinanthropus Pekinensis and their Beating on the Sinanthropus and Pithecanthropus Problems. Sonderdr. „Bulletin of the Geological Society of China“, Vol. XVI, 1936/37.
—, — The new Discovery of three Skulls of Sinanthropus pekinensis. Sonderdr. „Nature“, Vol. 139, Februar 1937.
—, — Peking Man. Discovery of a new Ancestor. Zeitungsartikel „The Times“, 18. Februar 1937.
W e i n e r t, H.: Ursprung der Menschheit. Verlag Enke, Stuttgart 1931/32.
—, — Der Jervois-Schädel aus Australien — wieder ein angeblicher Urmenschenfund. „Umschau“, Heft 4, Frankfurt a. M. 1932.
—, — Die neuen Urmenschenfunde von Java. „Umschau“, Heft 42, 1932.
—, — (Nach 40 Jahren) Neue Urmenschenfunde. (Im Lande des Pithecanthropus, Ngandong.) „Der Naturforscher, Heft 7, 1932, Berlin.
—, — Der „Morgenröte-Mensch“ von Piltdown — eine Untersuchung der Originalfossilien. „Forschungen und Fortschritte“, Berlin 1932.
—, — Das Problem des „Eoanthropus“ von Piltdown. Eine Untersuchung der Originalfossilien. „Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop.“, Bd. 32, Heft 1/2, Oktober 1933.

W e i n e r t, H.: Vom Menschenaffen zur Menschheit. Verlag Brehm, Berlin. Bd. 4 in Sammlung „Volk und Wissen". 1. Dezember 1933.

—, — Unsere Eiszeitahnen. Verlag Brehm, Berlin. Sammlung „Volk und Wissen", Bd. 19, 1934.

—, — Mensch oder Affe? Das Rätsel des Eoanthropus von Piltdown. „Der Naturforscher", Heft 9, 1933.

—, — Homo sapiens im altpaläolithischen Diluvium? „Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop.", Bd. XXXIV, 1934.

—, — Biologische Grundlagen für Rassenkunde und Rassenhygiene. Verlag Enke, Stuttgart, November 1934.

—, — Zur Urgeschichte der nordischen und fälischen Rasse. „Rasse", Heft 6, 1934.

—, — Die Rassen der Menschheit. Verlag Teubner, Leipzig 1935.

—, — Die Aufklärung über „die ältesten Menschenfunde in Ostafrika". „Die Welt als Geschichte", Heft 5, 1935.

—, — Ausgrabungen in aller Welt. „Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste". „Süddeutsche Monatshefte", Heft 7, April 1936.

—, — Die paläontologischen Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit. In „Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur". Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig.

—, — Eine Rekonstruktion des Pithecanthropus-Schädels auf Grund der von Dubois, 1891, bei Trinil auf Java gefundenen Calotte. Sonderdr. „Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop.", Bd. XXXV, Heft 1/2, 1936.

—, — Der Urmenschenschädel von Steinheim. „Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop.", Bd. XXXV, Heft 3, 1936.

—, — Neue Probleme in der Erforschung der Kulturfortschritte eiszeitlicher Menschheitsstufen. (Knochenkulturen von Java.) „Die Welt als Geschichte", II. Jahrg., Heft 4, 1936.

—, — Das Problem der Rassenentstehung beim Menschen. „NS.-Briefe, Schulungsblätter im Rhein-Main-Gebiet". 5. Jahrg., Folge 54, 1937.

—, — Neue Untersuchungen über den Ursprung der nordisch-fälischen Rasse an Skelettfunden in Frankreich. „Germanien", Leipzig 1937, Heft 6.

—, — Die Bedeutung der bisherigen Sinanthropus-Funde von Chou-Kou-Tien bei Peking. „Der Biologe", VI. Jahrg., Heft 7, 1937.

—, — Unsere letzteiszeitlichen Cro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Neger-Entstehung. Germanien, Heft 11, Leipzig 1937.

W i l s e r, J. L.: Beziehungen des Flußverlaufes und der Gefällkurve des Neckars zur Schichtenlagerung am Südrand des Odenwaldes. „Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1937, 1. Abhandlung, Heidelberg.

Z o t z, L.: Die spätgermanische Kultur Schlesiens in Großsürding. Leipzig 1935.

Sachverzeichnis

Lehrbuch der Völkerkunde

Unter Mitwirkung von Fachgenossen

herausgegeben von Prof. Dr. **Konrad Theodor Preuß**

Mit zahlreichen Abbildungen auf 13 Tafeln, 1 Karte, 8 Tafeln Notenbeispielen und mehreren Diagrammen. 464 Seiten. 1937. Geh. RM. 25.—, geb. RM. 27.—.

Rasse und Kultur

Eine Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde

Von Dr. phil. et med. **Friedrich Keiter**

Dozent für Rassenbiologie an der Hansischen Universität zu Hamburg

1. Band: **Allgemeine Kulturbiologie**

309 Seiten. 17 Abbildungen. Subskriptionspreis bei Bestellung aller drei Bände geh. RM. 12.—, geb. RM. 13.80. Einzelpreis für Band I geh. RM. 14.—, geb. RM. 15.80

2. Band: **Vorzeitrassen und Naturvölker**

Etwa 300 Seiten mit vielen Abbildungen. — *Erscheint im Frühjahr 1938*

3. Band: **Hochkultur und Rasse**

Etwa 300 Seiten. — *Erscheint im Herbst 1938*

Menschen der Südsee

Charaktere und Schicksale

Ermittelt bei einer Forschungsreise in Buin auf Bougainville, Salomo-Archipel

Von **Hilde Thurnwald**

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Richard Thurnwald

209 Seiten. 32 Abb. auf Tafeln. 1937. Geh. RM. 12.—, geb. RM. 13.60

Heilkunde und Volkstum auf Bali

Von Prof. Dr. med. **Wolfgang Weck**

ehem. Hoofd-Gouvernementsarzt in Niederländisch-Indien

260 Seiten. 27 Abbildungen. 1937. Geh. RM. 19.—, geb. RM. 20.60

Indianer-Rassen und vergangene Kulturen

Betrachtungen zur Volksentwicklung auf einer Forschungsreise durch Süd- und Mittelamerika

Von Prof. Dr. med. et phil. **Richard N. Wegner**

328 Seiten. 156 Bilder auf 128 Tafeln und 31 Zeichnungen. 1934. Geh. RM. 15.—, geb. RM. 17.50

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart-W

